



DIE  
WOHLLÖBL. LANDESFÜRSTL.  
**HAUPTSTADT LAIBACH.**



NACH ARCHIVALISCHEN QUELLEN BEARBEITET

VON

**J. VRHOVEC,**

K. K. GYMNASIAL PROFESSOR.

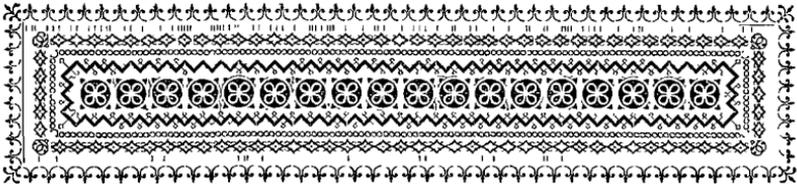


LAIBACH, 1886.

SELBSTVERLAG. DRUCK VON J. BLASNIK'S NACHFOLGER.

55722 030000519





## Vorrede.



Seit Richters: „Geschichte der Stadt Laibach von den ältesten Zeiten bis zur Gründung des Laibacher Bisthums im Jahre 1461“ ist noch keine grössere Publication erschienen, die sich speziell und systematisch mit der Geschichte der Stadt Laibach befasst hätte, so dass unsere Kenntniss von Laibachs Vergangenheit noch grösstentheils auf Valvasors berühmten Werke fusst. Geleitet von der Liebe zu meiner Vaterstadt entschloss ich mich meine Mussestunden dem Studium der Culturgeschichte derselben zu widmen und übergebe hiemit die Frucht meiner dreijährigen mühsamen Arbeit dem wohlmeinenden Leser zur freundlichen Beurtheilung. Die Culturgeschichte der Stadt Laibach, zugleich ein grosses Stück der Culturgeschichte des ganzen Landes, ist nicht nur für den Bewohner Laibachs, sondern den Krainer überhaupt von hohem Interesse. Als landesfürstliche, fast ganz und gar autonome Hauptstadt, war sie eine „Vorgeherin“, das Muster und Vorbild für die übrigen Städte des Landes, deren Culturleben nur ein Abglanz des Culturlebens Laibachs ist. Sein Wachsthum und

seine Blüte ist ein Loblied auf die Huld und die väterliche Sorgfalt der österreichischen Landesfürsten, die keine Gelegenheit vorübergehen liessen, über Laibach das ganze Füllhorn ihrer Gnade auszuschütten.

Im vorliegenden Werkchen beschränke ich mich darauf, ein möglichst klares Bild über das äussere Aussehen der Stadt von ihrem ersten Anfange an bis zur französischen Occupation zu entwerfen. Dabei bemühte ich mich nur Neues, bisher Unbekanntes zu bieten; deshalb stützte ich mich vorzugsweise auf bisher noch nicht gedruckte Quellen und griff nur dann und wann zur Vervollständigung des Bildes auf Valvasor und andere Behelfe zurück. Ich schöpfte aus dem reichhaltigen, leider aber bisher noch wenig oder gar nicht benutzten, weil gänzlich ungeordneten Archive der Stadt Laibach. Dem Freunde der heimischen Geschichte würde viel Mühe erspart werden, und der löbliche Gemeinderath sich grosse Verdienste um die Geschichte der Stadt erwerben, deren Wohl und Wehe zu berathen er ausersuchen worden, falls er eine gründliche Revision und Ordnung des Archivs vornehmen liesse. Vor Jahren hat sich wohl Herr Peter v. Radics der wirklich grossen Mühe unterzogen, den regellos verstreuten Wust der Acten in eine leidliche Ordnung zu bringen, wofür ihm jeder, der Einsicht in das Archiv nimmt, besten Dank wissen wird; allein es bleibt noch ein grosses Stück dieser Aufgabe zu lösen.

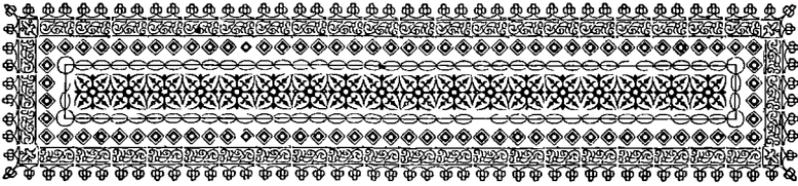
Das Archiv ist sehr reichhaltig und darin von wertvollen Nachrichten aus den allerältesten Zeiten Laibachs ein Schatz aufgespeichert, der ein völlig klares und äusserst interessantes Bild des Culturlebens unserer Vorfahren darzustellen ermöglicht.

Ich habe keine Mühe gescheut, die minutiösesten Notizen zu sammeln und sie zu einem Ganzen zusammenzufassen und bitte den geehrten Leser mich dafür mit seinem Beifalle zu entschädigen. Würde mein Versuch einer Beschreibung Alt-Laibachs Anklang finden, so würde mich das zur Herausgabe eines zweiten Bandes ermuthigen, worin ich ein buntes und bisher völlig unbekanntes Bild des politischen, mercantilen und socialen Lebens der Laibacher Bürgerschaft der vergangenen Jahrhunderte zu entrollen gedenke.

Schliesslich spreche ich noch dem Herrn Bürgermeister Peter Grasselli für seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit, mit welcher mir das Archiv eröffnet wurde, meinen wärmsten Dank aus.

LAIBACH, im Juli 1886.

Der Verfasser.



## I.

### Die Anfänge der Stadt Laibach.



Das Dunkel, das die Anfänge unserer einst so rührigen und wohlhabenden, weit über die Grenzen des engen Heimatlandes bekannten Vaterstadt umhüllt, wird bei dem jetzigen Stande des Quellenmaterials kaum mehr aufzuhellen sein. Um das Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung, wird es an der Stelle des heutigen Laibachs, wohl schon eine ansehnliche Gemeinde mit einer nicht unbeträchtlichen Bevölkerung gegeben haben, denn nach Valvasor soll im Jahre 1006 eine verheerende Pest nicht weniger als 17000 Menschen in und um Laibach hinweggerafft haben. <sup>1)</sup> Ein durch Handel emporgekommener Kaufmann, Peter Baldaviz, stiftete im Jahre 1073 in der Nähe der damaligen Stadt an der Stelle des heutigen Gymnasiums eine nach ein paar Jahrhunderten jedoch schon niedergerissene Kirche zu Ehren des heiligen Philipp. <sup>2)</sup> Irrt Valvasor nicht, so war Laibach um das Jahr 1092 ein schon vollständig geordnetes Gemeinwesen, mit einem Richter und Rath versehen, denn dieser gab im genannten Jahre den Schiffern auf dem Laibachflusse ein Schiffsrennen und setzte ihnen dreierlei Preise

---

<sup>1)</sup> Valvasor, „Ehre des Herzogthums Krain“ XI. pag. 709.

<sup>2)</sup> Ibid. pag. 691.

aus, „erstens einen Saum Wippacher Weins, zum andern 3 Ellen Tuchs und dann drittens ein Paar Strümpfe.“<sup>1)</sup>

Da es jedoch nicht auszumachen ist, in wie weit diese Nachrichten auf Wahrheit beruhen, so muss man von ihnen ebenso gut absehen, als von der von Richter<sup>2)</sup> aufgestellten und von Dimitz<sup>3)</sup> aufgenommenen, übrigens historisch wahrscheinlichen Combination, wonach Laibach sein Emporkommen der glücklichen Ungarnschlacht auf dem Lechfelde zu verdanken hatte. Kein Zweifel aber kann darüber bestehen, dass die Anfänge Laibachs in eine Zeit zurückreichen, in welcher der im Knotenpunkte dreier wichtiger Strassen gelegene und dieselben beherrschende Schlossberg zu einer landesfürstlichen Pfalz ausersehen wurde. Einem ähnlichen Umstande hatten ja so viele mitteleuropäische Städte ihre Entstehung zu verdanken.

Als der älteste Punkt Laibachs ist zweifelsohne der Schlossberg zu betrachten, dessen Befestigung der Zeit der Kärnthner Herzoge oder noch wahrscheinlicher der fränkischen Markgrafen angehört.<sup>4)</sup> Ein Seitenblick auf die Entwicklung anderer Städte Mitteleuropas belehrt uns, dass sich um kaiserliche Pfalzen, bischöfliche Residenzen, Festungen, Villen und andere fürstliche Güter zahlreiche Ministerialen niedergelassen und immer neue Zuzüge von Handel- und Gewerbetreibenden veranlasst hatten. Auch nach Laibach muss dem zum Schutze und zur Vertheidigung des Schlossberges abgeschickten landesfürstlichen Befehlshaber eine Menge von Ministerialen gefolgt sein, die sich um den Fuss dieses festen Punktes sesshaft gemacht.

Dieses sind jedoch nur Vermuthungen, zu deren Unterstützung sich kein Beweis erbringen lässt. Vor der Mitte des 12. Jahrhunderts ist urkundlich nicht einmal die Existenz Laibachs nachzuweisen. Die älteste Urkunde erwähnt

---

<sup>1)</sup> Ibid. pag. 685.

<sup>2)</sup> Richter, Geschichte der Stadt Laibach in Kluns Archiv II.

<sup>3)</sup> Dimitz, „Geschichte Krains“ I. pag. 154.

<sup>4)</sup> Valvasor, XI. pag. 669.

„Laybach“ zum Jahre 1144.; „Lubigana“ aber wird zwei Jahre später, zum Jahre 1146 erwähnt.<sup>1)</sup>

Wann Laibach in den Besitz seiner Stadtrechte gelangt ist, ist unbekannt. Die älteste im Laibacher Stadtarchiv erhaltene Urkunde des Herzogs von Kärnthen und Königs von Böhmen vom Jahre 1320 versetzt uns in eine schon fertige Stadt, an deren Spitze ein Richter und Rath über das Wohl und Wehe der Stadt und ihre Einwohner Beschlüsse zu fassen hat.<sup>2)</sup> So recht im Herzen des Landes gelegen, von wo aus die Strassen seit uralten Zeiten nach den verschiedensten Richtungen auseinanderliefen, musste die Stadt wegen ihrer militärisch vortheilhaften Lage zum wichtigsten Punkte von Krain werden. Die jeweiligen Landesfürsten waren bestrebt durch Verleihung von Freiheiten immer mehr Unterthanen zur Uebersiedelung nach Laibach heranzulocken und in vielen Urkunden wird es ausdrücklich betont, dass man den Bürgern diese oder jene Vergünstigung und Freiheit vornehmlich mit Rücksicht darauf ertheilt habe, damit sie für die Instandhaltung und Verbesserung der Ringmauer und Thürme um so eifriger Sorge tragen möchten. Gerade die älteste eben erwähnte Urkunde, beschäftigt sich mit dieser Angelegenheit, denn der Herzog von Kärnthen befahl, dass an den Stadtlasten, am Mauerbau und der Wachstellung, Bürger und Nichtbürger, Adelige und Nichtadelige, wenn sie in Laibach ein Haus käuflich an sich gebracht haben, selbst für den Fall, dass ihnen von einem seiner Vorfahren die ausdrückliche Befreiung davon ertheilt wurde, in gleicher Weise theilzunehmen hätten, welche Verfügung auch seine Nachfolger Otto im Jahre 1336 und Albrecht im Jahre 1367 zu bestätigen für gut fanden.<sup>3)</sup>

---

1) Schumi, „Urkundenbuch“, I. pag. 97, u. I. pag. 103.

2) „Mittheilungen des historischen Vereines f. Krain“ 1866, p. 29. Es finden sich im Magistratsarchive zwar alle in diesen Abhandlungen von mir benutzten Urkunden vor, doch citiere ich sie lieber nach dem zugänglichern Kluns, „Diplomatarium Carniolicum“ in den „Mittheilungen des historischen Vereines für Krain“ 1855.

3) Ibid. pag. 13 u. 17.

Freilich hatte die Stadt damals einen sehr geringen Umfang und bestand, eingezwängt zwischen dem Laibachflusse und dem Schlossberge, einzig und allein aus dem Alten Markte und einigen wenigen Seitengässchen.

Als Krain im Jahre 1231 zum Herzogthume <sup>1)</sup> und Laibach wahrscheinlich zur Hauptstadt desselben erhoben wurde, nahm dasselbe einen raschen Aufschwung, besonders seit die ersten Beamten des Landes, der Landeshauptmann und Landvicedom, deren Reihenfolge man seit dem Jahre 1255 resp. 1261 verfolgen kann, <sup>2)</sup> mit ihren Unterbeamten und ihrer Dienerschaft Laibach zu ihrem Sitze auserkoren hatten. Dem Landeshauptmann wurde der Schlossberg zur Wohnung zugewiesen, wo selbst die Landesfürsten bei ihrer Durchreise ihr Hoflager aufschlugen, so z. B. der Herzog Ulrich v. Kärnthen. <sup>3)</sup> Dadurch wurde auch der Adel nach dem Aufhören „der kaiserlosen, schrecklichen Zeit“ in die Stadt gezogen, verliess seine zwar festen aber unbequemen Burgen und liess sich in der Stadt nieder. Als exemter Stand wollte er zwar die Bequemlichkeiten des Stadtlebens geniessen, dabei aber keineswegs an den Lasten desselben einen Antheil haben, welchem Umstande eben die obenerwähnte Urkunde vom Jahre 1320 ihren Ursprung zu verdanken hat. Einem Erlasse folgte jedoch zu jener Zeit nicht nur in Krain, sondern auch in ganz Europa in den allersehrsten Fällen die Befolgung auf dem Fusse nach. Im Jahre 1336 wiederholte jenen Befehl der Herzog Otto und im Jahre 1367 der Herzog Albrecht, <sup>4)</sup> ohne dass jedoch ihre Befehle vom Adel eine weitere Berücksichtigung erfahren hätten.

Es kamen jedoch ernstere Zeiten. Fliegende Türkenhaufen begannen sich an den Grenzen unseres Vaterlandes zu

---

<sup>1)</sup> Valvasor, X. pag. 212, Freiheitsbrief Friedrich II. für den Babenbergerherzog Friedrich II. den Streitbaren: *Ad decus praeterca regni Tui praesentis privilegii autoritate permittimus, ut de Provincia Carnioliae Ducatum facias.*

<sup>2)</sup> Klun, „Archiv“, II. pag. 82. 95. Valvasor IX. Kosina, Reihenfolge der Viccdome 1869.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 670.

<sup>4)</sup> Klun, „Dipl. Carn.“, pag. 13. Nr. 2, u. 17. Nr. 6.

zeigen. Angeblich waren sie im Jahre 1416 bis nach Billichgratz vorgeedrungen. <sup>1)</sup> Dieses ermahnte die Krainer besonders aber die Laibacher Bürger, auf ihrer Hut zu sein und die Hauptstadt in Vertheidigungszustand zu setzen. Die Bürger legten sofort Hand an, während sich die Adeligen, die mit den Bürgern auch sonst keine Gemeinschaft haben wollten, zu einer Theilnahme, gestützt auf ihre Privilegien, nicht bequemen wollten. Desshalb erliess der Herzog Ernst im Jahre 1416 an den Landeshauptmann von Krain, Ulrich Schenk von Osterwitz, aus Botzen den Befehl, kraft dessen alle Bewohner Krains an der Befestigung Laibachs, der Hauptstadt des Landes, theilnehmen sollten. Für die in Laibach angesiedelten Adeligen aber gab er einen eigenen Befehl mit folgenden Wortlaute:

„Also empfehlen wir dir ernstlich, das du . . . . . von vnsern wegen schaffest . . . . . das sie (sc. die Adeligen) mit Iren Leuten schaffen, den obgenannten vnsern Bürgern an solchen Paw hilflich und dienstlich zu seyn, mit Khalhk vnnd Stain zufuere, vnnd Greben helfen zemachen, vnnd sie des nicht setzen, des wollen wir In mit sondern gnaden vnnd furderungen nicht vergessen, vnnd dar Inne solle ausgezogen seyn, der Teutschen Herrn daselbs ze Laybach Leut, Wann dersebe Comendor Vnns gehorsam ist, lassen zu Pawen vnnd zu Maurn an seinen orttern, wie wir des begern und schaffen.“ <sup>2)</sup>

„Wir empfehlen dir vnd wollen ernstlich, das du mit N. allen Edlleuten, die Heuser in vnnsrer Stat ze Laybach haben, von vnnsren wegen schaffest, dass dieselben Ire Heuser für sich vnd an verziehen besetzen, Pawen vnd stiftlich machen, damit vns vnser Dienst vnd der obgenannten vnser Stat, Ire Recht dauon wiederuaren vnd geuallen, vnd auch die Stat Mauer an derselben Iren orthen Mauren bevesten und bewaren. Damit vns an derselben vnser Stat khein Schadt dauon beschehe, welich aber das unverzogenlich nit

---

<sup>1)</sup> Richter, „Geschichte der Stadt Laibach“, pag. 215.

<sup>2)</sup> Klun, „Dipl. Carn.“, pag. 24. nr. 25.

thuen wollten, so haben wir vnsern ehegenannten bürgern erlaubt, sich derselben Heuser zu unterwinden vnd die Stüfften vnd Pawen zu vnser Nuz oder ganz nieder zu brechen, vnd die Stadtmauer an denselben Orthen zu pauen vnd zu machen, damit dieselb vnser Stadt dauon bewahrt sei.“<sup>1)</sup>)

Aus diesen beiden Nachrichten erhellt mit vollster Klarheit, dass viele im Besitze der Adeligen sich befindliche Häuser wohl in der Stadt, jedoch in einem Theile derselben gelegen waren, der noch nicht befestigt war, d. h. keine Stadtmauern hatte, weshalb der Herzog dem Landeshauptmann den Befehl erteilte, darauf zu sehen, dass die Adeligen diese ihre Häuser „für sich vnd an verziehen, pauen und stüfflich machen“, d. h. befestigen, wovon auch der deutsche Ritterorden nicht ausgenommen sein solle, dessen Commenda übrigens schon damals ihre eigene Befestigung hatte.

Der Herzog nahm die Angelegenheit so ernst, dass er den Laibacher Bürgern, im Falle die Adeligen diesem Befehl nicht nachkommen sollten, das Recht einräumte, die Häuser derselben niederzureissen und an ihrer Stelle die Stadtmauer aufzuführen.

Die Stelle nun, wo sich die in Rede stehenden Häuser der Adeligen befanden, ist leicht zu finden; es ist das auf dem linken Ufer des Flusses gelegene Laibach, die Umgebung des Neuen Marktes. Im Jahre 1416 lagen diese Häuser ausserhalb der Stadtmauer, die sich am rechten Ufer des Flusses hinzog, waren jedoch der Stadt bereits längst einverleibt; nach Valvasor soll das bereits um das Jahr 1200 geschehen sein.<sup>2)</sup>)

Beim Erlasse jenes Befehles lief die Stadtmauer also nur am rechten Ufer des Laibachflusses und endigte beider Schusterbrücke. Noch 200 Jahre vor Valvasor, also noch gegen das Ende des 15. Jahrhunderts reichte sie nicht weiter. Hier bog sie gegen

---

<sup>1)</sup> Klun. I. c. pag. 23., Richter, „Geschichte der Stadt Laibach“ pag. 215. nr. 2.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 665.

den Schlossberg um und zog sich in einer geraden Linie am Nordabhange desselben bis zur Schlossfestung hinan. Ueberreste dieser Stadtmauer sah noch Valvasor.<sup>1)</sup>

Hier an der Stelle, wo die Laibach dem Schlossberge am nächsten kam, und wo eine Befestigung am leichtesten anzubringen war, befand sich der äusserste nördliche Punkt des ältesten Laibach. Hier befand sich ein Thor, das Schuster-Thor, correspondierend mit dem am südlichen Ende der Stadt gelegenen Carlstädter-Thore, am Eingange der jetzigen Floriani-Gasse.

Im Jahre 1416 hatte die Stadt nur zwei Thore, das untere oder Carlstädter- und das obere, das Schuster-Thor; das erstere, das Carlstädter-Thor, in der Landessprache auch „pisana vrata“ (das bunte Thor) genannt, welcher Name jedenfalls ältern Ursprunges ist, versperrte den Eingang in die Floriani-Gasse. Hier begann das allerälteste Laibach. Die Floriani-Gasse und das Carlstädter-Thor sind so alt wie die Stadt und zugleich mit ihr entstanden. Valvasor erwähnt bei Aufzählung der Stadtthore das Carlstädter-Thor an erster Stelle und nennt es „ein sehr altes Gebäu.“<sup>2)</sup>

Des Carlstädter-Thores oder auch Altenmarkter-Thores wird schon in den allerältesten Gerichtsprotokollen Laibachs, die mit dem Jahre 1521 beginnen, Erwähnung gethan. Ausserdem möge hier noch der auffallenden Thatsache gedacht werden, dass man bei der im Jahre 1773 vorgenommenen ersten Nummerierung Laibachs, die Häuser nicht vom Rathhause, sondern vom Carlstädter-Thore zu zählen begann. Es scheint sich also noch im vorigen Jahrhunderte eine Erinnerung an das allmähliche Anwachsen Laibachs und daran erhalten zu haben, dass man hier den allerältesten Punkt der Stadt zu suchen habe.

---

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 669 . . . und noch vor zweihundert Jahren, da die Stadt enger eingeschränkt war und bei der oberen Brücke sich endigte . . . ; solches bekräftigt die von dem ganzen Berge herunter bis zu der gedachten Brücken aufgeführte Mauer, so jetzt zu keinem Nutzen mehr dienlich.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 669.

Von diesem Thore lief die älteste Stadtmauer nach zwei Richtungen hin. Die eine Mauer zog in gerader Linie an der jetzigen Samassa'schen Glockengiesserei vorüber jedoch so, dass dieses Terrain ausserhalb der Stadt liegen blieb, den Schlossberg hinauf, auf dessen Höhe sich alte, vielleicht in die römische Periode zurückreichende Befestigungen befanden; nach der andern Seite gegen den Laibachfluss, der sich in jener und in noch späterer Zeit an dieser Stelle dem Schlossberg vielmehr näherte, als heutzutage.

Neben diesem Carlstädter-Thore am südlichen Ende des Alten Marktes besass die Stadt Laibach bis zum Jahre 1416 nur noch ein zweites Stadthor am nördlichen Ende des Alten Marktes und zwar an der Stelle, wo sich jetzt zwischen den Häusern Nr. 1 und Nr. 2 (am Alten Markte) die engste Passage befindet. Der Name dieses Thores ist unbekannt; wenn ich es Schuster-Thor genannt habe, so habe ich mich eines Anachronismus schuldig gemacht; denn die jetzige Hradeckybrücke hiess Schusterbrücke erst seit Maximilian I., der den Laibacher Bürgern die Entfernung der bis zu dieser Zeit auf der Brücke stehenden Fleischbänke auftrug und sie zu beiden Seiten mit Kramläden zu besetzen befahl. Zufälligerweise nahmen die Schuster diese Kramläden in Bestand, wovon auch die Brücke den Namen erhielt.<sup>1)</sup> Früher und selbst in späterer Zeit hiess sie nur die „obere Brücke“. In der Nähe derselben befand sich im Jahre 1416 das in Rede stehende zweite älteste Stadthor Laibachs. Dies erhellt aus dem Stiftsbriefe des Grafen Wilhelm Auersperg, der im Jahre 1505 im Franciskanerkloster ein ewiges Licht stiftete. Zur Unterhaltung desselben verpflichtete er seine Verwandten, denen er aber dafür sein „eigenes Haus in der Statt Laybach bei der obern Pruckhen und neben dem Thor, so in den Alten Markt geht, gelegen,“ schenkte.<sup>2)</sup>

Diese Stelle erhebt das Resultat meiner Forschung hinsichtlich des Umfanges Laibachs in ältester Zeit über jeden Zweifel.

---

<sup>1)</sup> Fasc. pag. 213.

<sup>2)</sup> Fasc. pag. 252—271.

Bis zum Jahre 1416 lief von der Stelle, wo die vom Carlstädterthor zur Laibach hinunterstreichende Mauer den Fluss erreichte, das ganze rechte Ufer entlang, die älteste Ringmauer bis zur obern Brücke, wo sie und zugleich auch die Stadt ihr äusserstes nördliches Ende erreichte.

Theile dieser ältesten, am rechten Laibachufer, hinter den Häusern des Alten Marktes sich hinziehenden Mauer, standen noch im Jahre 1599. Der Magistrat liess in diesem Jahre „das Gemäuer bei der Trantschen, zwischen den v. Auersperg und Andrischitsch Häusern gelegen“ abbrechen. Dass dieses „Gemäuer“ die Stadtmauer war, beweist eine andere Stelle auf demselben Blatte. Als man nämlich den neuen Schwibbogen in der Trantsche machen liess, lief einer der Bürger Gefahr, dass ihm die in die Ringmauer gemachten Fenster vermauert werden. Er bat ihn in seinen Rechten nicht zu stören. <sup>1)</sup>)

Gerade so wie vom Carlstädter-Thore lief auch von diesem bei der obern Brücke stehenden Stadthore die älteste Ringmauer in gerader Richtung den Schlossberg hinauf und erreichte das Schlossgebäude etwa an der Stelle des heutigen Uhrthurms. <sup>2)</sup>)

Diesen Umfang hatte Laibach und so verliefen seine Befestigungsmauern bis zum Jahre 1416.

Diese günstige Lage der Stadt, die in Zeiten der Gefahr eine hinlängliche Sicherheit zu bieten geeignet war, dazu der lebhaft Handel nach dem Süden und Norden lockte zahlreiche Fremde an, sich in der Stadt niederzulassen. Im Interesse der Landesfürsten war es gelegen, diesen Zuzüglern möglichst Vorschub zu leisten und sie mit Freiheiten und Vergünstigungen zu bedenken. Dafür aber verlangten die Landesfürsten von der Bewohnerschaft eine Gegenleistung. Der Bürger sollte für die Erhaltung der Befestigung selbst Sorge tragen und dem Danke für die erhaltenen landesfürstlichen Gnaden durch Aufführung von städtischen Forti-

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. pag. 1599.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 669.

ficationen seinen Ausdruck verleihen. Die städtischen Lasten waren infolge dessen keine geringen; der Mauerbau und die Besorgung der Wachen forderte von den Bürgern grosse Opfer, weshalb sich der Adel ausserhalb der Ringmauern, also jenseits des Flusses niederliess. Sein Haus mochte jeder befestigt haben, wie er es für das Beste hielt. Als aber mit dem erschreckenden Vordringen der Türken die Gefahr immer grösser wurde, schien gerade dieser Stadttheil für die Stadt eine grosse Gefahr in sich zu bergen, da die Häuser der Adeligen den Türken gelegentlich eines Einfalles und einer Belagerung der Stadt einen sehr erwünschten Schlupfwinkel bieten konnten. Aus eben demselben Grunde wurde z. B. später im Jahre 1494 die uralte, nicht weit von der jetzigen Franciskanerkirche stehende St. Martinskirche niedergerissen. „Nachdem aber die Türken“ sagt Valvasor „öfters in Krain für Laibach gekommen, die Kirche St. Martini und St. Johannes des Täufers sammt dem Augustiner Kloster sehr verwüstet, ist im Jahre 1494, damit hinter diesem Gemäuer der Erbfeind keinen Aufenthalt finden mögte, dieses Kloster sammt denen Kirchen völlig abgebrochen und die Erde geebnet.“<sup>1)</sup> — Um einer solchen Gefahr vorzubeugen, befahl der Landesfürst im Jahre 1416 auch den Neuen Markt mit Mauern einzufangen und die dortigen Hausbesitzer zu verhalten „ihre Häuser zu pauen und stüfflich zu machen.“ Würde sich der Adel dessen weigern, dann sollte die Bürgerschaft berechtigt sein, seine Häuser niederzureissen.

Durch diesen landesfürstlichen Befehl wurde die Stadt um das doppelte ihres bisherigen Umfanges erweitert. Die Bürgerschaft gieng sogleich an's Werk. Der neue Mauerzug begann bei der jetzigen, damals noch nicht existierenden St. Jakobsbrücke, an der Ecke des Baron Zois'schen Hauses, lief dann in gerader Linie längs des Zois'schen Gartens, bis zu dem Punkte, wo sich die jetzige Aemonastrasse mit der Zoisstrasse schneidet, bog da im rechten

---

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 694.

Winkel gegen den Deutschen Platz um und lief an demselben vorüber bis zur Ecke der jetzigen Burg. Beiderdeutschen Ritterordenskirche wurde in diesen Mauerzug ein Thor gebrochen, das deutsche Thor; es ist das 3. Stadthor. <sup>1)</sup>)

An der Ecke der jetzigen Burg bog die neue Mauer zum letzten Male im rechten Winkel um und lief hinunter zum Flusse. In der unmittelbaren Nähe der Burg wurde ein neues, das 4. Stadthor, am Eingange der Herrengasse angebracht. Es hiess das Vicedom-Thor.

Der ganze beim Ecke des Zois' Gartens in der Aemonastrasse beginnende und bis zur Burg sich erstreckende Mauerzug hat Spuren seiner Existenz bis auf den heutigen Tag zurückgelassen. An der deutschen Kirche vorüber lief er parallel mit der Herrengasse und die rückwärtigen Wände der Häuser in dieser Gasse bezeichnen noch jetzt genau die Richtung, in welcher man im Jahre 1416 die Stadtmauer gezogen. Einzelne Partien der ehemaligen (freilich nicht der im Jahre 1416 errichteten, sondern später verbesserten Stadtmauer) ragen als altherwürdige Ueberreste längst vergangener Zeiten in unser Jahrhundert herein. Auf dem Deutschen Platze stehend bemerkt der Beobachter noch jetzt an der Galerie des Auerspergischen Palais, vom Hofe des Schikz'schen Hauses aus ein grosses Stück wohl erhaltener Stadtmauer. Der tiefe Hof des ebengenannten Schikz'schen Hauses erinnert noch leise an den ehemaligen Stadtgraben unter der Ringmauer. Grosse Stücke der Stadtmauer erhielten sich in den Gärten der Häuser Nr. 4 bis 10 in der Herrengasse; bei dem ersteren Hause erhebt sich ausserdem noch ein Stadthurm.

Die ursprünglich in gerader Linie verlaufende Mauer erlitt später u. z. im Jahre 1642 eine kleine Veränderung, als nämlich das Auersperg'sche Palais erbaut wurde und ein Theil desselben wegen Platzmangels, oder besser gesagt, der grossartigen Anlage des Baues halber über die Befesti-

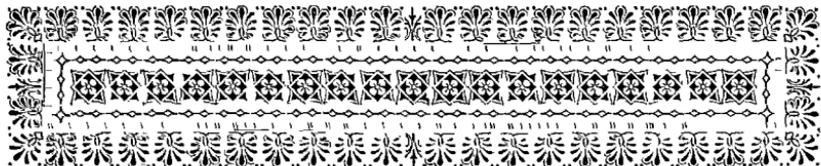
---

<sup>1)</sup> Vergl. Richter, „Geschichte der Stadt Laibach“, pag. 216.

gungslinie hinausgeschoben wurde. Der Fürst führte die abgebrochene Ringmauer bogenförmig um sein Palais auf.

Durch diese rasch hergestellten und sozusagen im Angesichte des Feindes aufgeworfenen Verschanzungen wurde jedoch nur der alleräußersten Gefahr vorgebeugt. Wenige Jahrzehnte darauf hatte das neubefestigte Laibach schon eine Probe zu bestehen und bestand sie glücklich, indem der Cilliergraf in einer Fehde mit Friedrich IV. im Jahre 1442 die Belagerung Laibachs aufgeben und unverrichteter Dinge abziehen musste.





## II.

### Befestigung der Stadt.

 Bald jedoch zogen neue Gefahren heran. Während Friedrich IV. mit den Ungarn wegen der Vormundschaft über Ladislaus Posthumus harte Kämpfe zu bestehen hatte, drangen auch die Türken immer siegreicher vor. Die im Jahre 1416 in aller Eile und nur provisorisch aufgeführte Ringmauer genügte nicht mehr. Deshalb gab Friedrich IV. am Dienstag vor Kreuzerhöhung 1448 von Marburg aus an alle Bewohner der Umgebung Laibachs den Befehl, bereit zu sein, wenn sie aufgefordert werden würden, mit Hauen, Schaufeln, Malter und sonstigen Bauwerkzeugen nach Laibach zu kommen, um zur Herstellung der Stadt und Befestigung derselben hilfreiche Hand zu bieten, damit sie im Nothfalle in dieser Stadt mit Leib und Gut Zuflucht und Sicherheit fänden. <sup>1)</sup>

Solche, mit grossem Aufwande von Mühe und Geld verbundene Verpflichtungen schob man, wie leicht begreiflich, gerne möglichst lange hinaus. Allein da die Türkeneinfälle immer häufiger wurden, konnte man mit der Befestigung länger nicht säumen. Am Dienstag Reminiscere in der Fasten 1475 befahl deshalb Friedrich IV. (von Andernach aus) allen Prälaten, Adeligen, Pflegern und Amtsleuten im Lande Krain, dass sie bei der damaligen Gefahr, auf Ver-

---

<sup>1)</sup> Klun, „Dijl. Carn“, pag. 30, Nr. 39.

langen seines Rathes Sigmund von Sebriach, Landeshauptmann von Krain, ihre Leute in die Stadt zur Mitwirkung an der Befestigung schicken sollen.<sup>1)</sup> Obwohl sich jedoch alle Hände rührten und selbst gefangene Türken an der Befestigung arbeiten mussten,<sup>2)</sup> so blieb den folgenden Zeiten doch noch ein grosses Stück dieser Aufgabe zu lösen übrig, denn Laibach sollte der Intention des Kaisers Friedrich IV. zufolge eine Festung werden, welche im Stande wäre, den heftigsten Anprall auszuhalten. Selbst nach Vollendung des städtischen Zwingers reichte aber die Stadt nicht weiter als nur bis zur obern oder Schusterbrücke. Sie erhielt jetzt keinen neuen Zuwachs; es wurde nur die im Jahre 1416 aufgeworfene Befestigung verstärkt.

Valvasor hält die Vergrösserung der Stadt im Jahre 1416 und die nachträgliche Vervollkommnung der Verschanzungen ganz wohl auseinander, indem er schreibt: „Im Jahre 1416 ist dieses Laibach zu einer ansehnlichen Stadt erwachsen, indem es mit steinernen Mauern eingefangen wurde, welche jedannoch auf Befehl des Kaisers Friedrich nochmehr und mehr im Jahre 1475 befestigt und also Laibach dem Einfalle des raubgierigen Türkens entgegengesetzt worden, und mussten selbst die gefangenen Türken zur Vollziehung dieses Befestigungswerkes Hand anlegen, bis zuletzt im Jahre 1520 diese Stadt mit Mauern, Thürmen, Brustwehren, Basteien und Gräben zu befestigen, bestermassen der Anfang gemacht.“<sup>3)</sup>

Die Befestigungen der Hauptstadt des Landes liessen sich sowohl die Bürger, als auch der Kaiser und die Edelleute sehr angelegen sein. Letztere trugen neben einer Landesrobot noch 4500 fl. aus der landschaftlichen Cassa zur Aufführung der Stadtmauern bei. Zur Erhaltung der Stadtmauern versprach Friedrich IV. ausserdem noch jährlich 400 fl. aus der Vicedomcassa beizusteuern. Dabei blieb man

<sup>1)</sup> Klun, „Dipl. Carn.“, pag. 42.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 665.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 665.

jedoch nicht lange, denn Maximilian I. reducierte diesen Betrag auf die Hälfte, gewährte jedoch den Laibachern den sogenannten Brückenpfennig; das war ein Akt landesfürstlicher Gnade, dessen Wert die Summe von 200 fl. bei weitem überstieg. <sup>1)</sup>)

Trotz dieser aufopferungsvollen Arbeiten aber gab es noch ganze Stadttheile, die mit ungenügenden Mauern versehen waren, deren Verstärkung auf spätere Zeiten verschoben werden musste. Am meisten that es noth, die Stadtmauer gegen die Krakau in besserem Vertheidigungszustand zu setzen. Im Jahre 1521 errichtete man am Rain zwischen der jetzigen St. Jakobsbrücke und der Ecke des Baron Zois'schen Hauses den Thurm bei St. Lorenz und verstärkte den langen Mauernzug von diesem Thurm angefangen bis zum deutschen Thore, welches, wie schon erwähnt, im Jahre 1416, bei der Hereinziehung des Neuen Marktes in die Befestigungslinie als 3., und das Vicedom-Thor als 4. Thor der Stadt hinzugefügt wurde. Zugleich fand man es für nöthig, der längs des Zois'schen Grabens bis zur Aemonastrasse sich hinziehenden Stadtmauer einen grossen runden Thurm gegen die Krakau aufzusetzen, etwa gegenüber der jetzigen Volksschule am Graben.

Im Jahre 1525 nahm man den Wiederaufbau des, im Vorjahre abgebrannten deutschen Thores in Angriff und verlegte das, bis zu der Zeit an dieser Stelle gestandene kaiserliche Zeughaus, das zur Aufbewahrung der Waffen und Munition diente, auf den Schlossberg, wo es sich noch im Anfange unseres Jahrhunderts befand und insgemein der kaiserliche Pulverthurm genannt wurde. Nur wenige Jahre darauf wurde es jedoch wiederum abgebrochen. Am 25. August 1552 beschloss der Stadtrath „auf des Herrn Landesverwesers und der Herren Verordneten Besichtigung des deutschen Thors, man solle das jetzige Thor abbrechen und herein der Mauer vom Thurm herauf gleich von neuem einsetzen und den Graben ausräumen lassen. Darzu solle man

---

<sup>1)</sup> Städtisches Archiv, Fasc. 213.

das Thor im neuen Thurm ausbrechen und hinaus nehmen und den Thurm gleich rund vermauern mit einem Schiessloch. — Darzu will eine E. Landschaft Landrobot verordnen, das der Herr Vicedom durch Königsleute auch thun wird.“<sup>1)</sup>)

Auch das Vicedom-Thor erheischte einer Verbesserung.<sup>2)</sup> Seit der Erweiterung der Stadt ist dieses Thor das wichtigste geworden. Hier zogen die von Oberkrain und Deutschland hereinkommenden Fremden und die Laibach besuchenden Landesfürsten oder andere Potentaten in die Stadt ein.<sup>3)</sup> Unmittelbar an dieses Thor sich anlehnend lag das Vicedomgebäude. (jetzt Burg). Zum Schutze dieses wichtigen und einem feindlichen Angriffe am meisten ausgesetzten Thores wurde im Jahre 1529 eine grosse Bastei aus schönen, geschnittenen Quardersteinen aufgeführt.<sup>4)</sup>)

Während man aber diesen Bauten die vollste Aufmerksamkeit schenkte, sah man sich ganz unbemerkt vom Zuwachs eines ganz neuen Stadttheiles überrascht. Im Laufe der Zeit und besonders nach der Einfangung des Neuen Marktes siedelten sich, wohl im Vertrauen auf die neue Befestigung, in der Nähe der Stadtmauern immer mehr Schutzsuchende an. Allmählig entstand auf dem Hauptplatze, von der Schusterbrücke bis zur jetzigen Metzgerbrücke, ein neuer Stadttheil, der schon im Laufe des 15. Jahrhunderts vereinzelte Befestigungen erhalten hatte, so z. B. das Spitalthor, das schon 1489 durch einen Thurm befestigt worden war. Bei der Spitalbrücke befand sich also ein sehr alter Brückenkopf, der jedoch mit den Stadtmauern nach keiner Seite hin in einem Zusammenhang stand, wie sich aus nachfolgenden Blättern ergeben wird.

In diesem unterhalb der Schusterbrücke befindlichen Stadttheile, einer Vorstadt der Stadt Laibach, gab es alte Baulichkeiten. Vor allem die Domkirche. Schon im

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1552, Fol. 169.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 665 u. 666.

<sup>3)</sup> Städtisches Archiv, Fasc. 213.

<sup>4)</sup> Valvasor, XI. pag. 666.

7. Jahrhunderte soll hier eine Kirche gestanden haben, welche später oft zerstört, aber immer wieder neu aufgeführt wurde. Noch im Jahre 1469 wurde sie von den Türken zerstört, ein Zeichen, dass sie sich nicht innerhalb der Stadtmauern befand, da man von einer Einnahme der Stadt durch die Türken in diesem Jahre nirgends eine Nachricht findet. Dass die Domkirche z. B. in der Mitte des 13. Jahrhundert ausserhalb der Stadt gelegen war, dafür besitzen wir urkundliche Beweise, deren Glaubwürdigkeit jeden Zweifel ausschliesst. Durch das Rescript des Papstes Urban IV. vom Jahre 1262, wurde der Pfarrer von St. Peter bei Laibach, als der angesehenste Geistliche von ganz Krain, in einem Streite zwischen dem Bischofe Conrad II. von Freising und dem Bischofe Carl von Lavant als Schiedsrichter aufgestellt. Die Verhandlungen wurden in Laibach geführt und zwar abwechselnd bald in der St. Peters-, bald in der St. Nicolauskirche. Von beiden Kirchen heisst es, dass sie „bei Laibach“ (apud Laybacum) gelegen waren. <sup>1)</sup>

Nicht weit davon stand ein alter Bau, das sogenannte Bürgerspital, das durch milde Stiftungen zu einem grossen Häusercomplex emporgewachsen war.

In geringer Entfernung von der Domkirche lag an der Stelle des heutigen Gymnasiums das Franciskanerkloster mit einer uralten kleinen Klosterkirche.

Alle diese Baulichkeiten, von denen übrigens eine jede zweifelsohne ihre eigenen Befestigungen hatte, mussten sobald als möglich mit stärkeren Verschanzungen versehen werden. Vom Franciskanerkloster lässt es sich nachweisen, dass es befestigt war, bevor die Stadt selbst an die Befestigung desselben denken konnte. Es hatte, wie aus dem Plane der Stadt Laibach von Floriantschitsch, welcher seiner grossen Karte von Krain beigegeben ist, und vielen zufälligen Erwähnungen in den städtischen Akten hervorgeht, <sup>2)</sup> eine doppelte Mauer. Die eine Mauer war die alte Klostermauer,

<sup>1)</sup> Meichelbeck, hist. fris. II. pag. 36—38.

<sup>2)</sup> Fasc. 47, 2 u. 7.

die zweite die später errichtete Stadtmauer; zwischen den beiden befand sich ein von niemanden benutzter freier Raum.

Schon diese drei wichtigen Baulichkeiten konnten den Bürgern den Gedanken an die Befestigung des Hauptplatzes recht nahe legen. Ueber alles dies stand auf dem jetzigen Hauptplatze seit dem Jahre 1484 ein für die Bürgerschaft im eminenten Grade wichtiges Gebäude, das Rathhaus. Es mussten alle Mittel aufgeboden werden, um demselben einen hinreichenden Schutz zu gewähren. Sicherlich wird man schon zugleich mit der Erbauung desselben, die zwischen dem Franciskanerkloster und dem Schlossberge offene Passage mit einer, quer vor die Gasse gezogenen Stadtmauer gesperrt und in dieselbe das Thor, das Franciskaner-Thor, angebracht haben. Um das Ende des 15. Jahrhunderts hatte jedoch der Hauptplatz ausser diesem Theile der Stadtmauer und dem Brückenkopfe bei der Spitalbrücke keine andere Befestigung. Das Rathhaus befand sich auf einem isolierten Punkte der Stadt, in seiner Umgebung gab es allem Anscheine nach noch keine Häuser, denn hinter demselben befand sich ein Steinbruch, wie aus nachfolgender Bemerkung in den städtischen Protokollen hervorgeht:

„Heute ist mit einhelliger Wahl beschlossen, weil der Herr Essner so weit in den Berg bricht und nahe zum Weg ist, auch er jetzo eine gute Steinart (das Prädicat fehlt), damit aber gemainer (Stadt) keine mehrere Verantwortung oder etwas anderes daraus entstehet, demnach so solle man ihm solches Steinbrechen dieser Zeit niederlegen und verbieten (20. April 1548).“ <sup>1)</sup>

Um dieses Verbot kümmerte sich jedoch Essner nicht, weshalb es der Magistrat wiederholen musste.

### **Steinbruch hinter dem Rathhaus.**

„Nachdem jungstiglich dem Andree Essner aufgelegt und verboten worden, ferner nicht in Steinbruch und Berg zu brechen, sich aber darüber unterstanden, in gemainer

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1548, Fol. 97.

Stadt Grund und in das Rathhaus bricht, das ihm nicht gebührt, demnach solle man ihm solches Gebäu ablegen und ihm ernstlich auflegen, dass er das hierfür gänzlich abstelle und müssig gehe.“<sup>1)</sup>

Die Flussufer hinter dem Hauptplatze standen ganz entblösst da. Nach der Beendigung der venetianischen Kriege, welche den Bürgern Laibachs grosse Opfer auferlegten, raffte man sich neuerdings auf und erbaute zuerst im Jahre 1519 den Thurm beim Franciskaner-Thor. Die Kräfte der Bürger waren jedoch so erschöpft, dass sie das begonnene Werk nicht fortsetzen konnten. Opferwillige Handwerker-Zünfte verkauften ihre liegenden Güter, um der Stadtcassa aufzuhelfen. ) Im Jahre 1531 ersuchten die Bürger zum Zwecke noch fernerer Befestigung der Stadt, die Landschaft möge eine neue Landesrobot ausschreiben, worauf allen Bauern, mochten sie kaiserliche oder landschaftliche Unterthanen gewesen sein,<sup>f</sup> zu diesem Zwecke eine dreitägige Robot anbefohlen würde. Bauern, die von der Stadt weit entfernt wohnten, wurde dieselbe, um sie einigermaßen zu erleichtern in Geld umgewandelt, so dass jeder für den Tag je 4 kr. zahlte.<sup>3)</sup>

Auf diese Weise mit Leuten und Geld versehen konnte man erst an die weitere Befestigung der Stadt Hand anlegen, und im Jahre 1534 wurde die am rechten Ufer des Laibachflusses von der obern, jetzigen Franzens-, oder wie ich sie lieber mit dem alten Namen nenne, Spitalbrücke sich hinziehende Mauer vollendet.<sup>4)</sup>

Bis zu diesem Jahre also war der jetzige Hauptplatz noch ausserhalb der Mauern gelegen und nicht befestigt und ist als der jüngste Stadttheil zu betrachten. Die allerälteste Ringmauer hinter den Häusern des Alten Marktes am rechten Ufer des Laibach-

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1548, Fol. 98. Die Ausdrucksweise ist eine sehr holperige; der Stadtschreiber jener Zeit war schwerlich ein Deutscher,

<sup>2)</sup> Fasc. Miscel.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 666.

<sup>4)</sup> Valvasor, XI. pag. 666.

flusses, so wie das von mir ungenau als Schuster-Thor bezeichnete Stadthor wurden jedoch nicht niedergerissen. Schon an anderer Stelle wurde jenes Bürgers gedacht, der noch im Jahre 1599 darüber Klage führte, dass man ihm die in die Ringmauer gemachten Fenster verbauen wolle. Und vom Schuster-Thore heisst es, dass es am Eingange auf den Alten Markt gestanden sei.

Diese Anstrengungen erschöpften die Laibacher Bürger so, dass sie die Fortsetzung der Mauer unterhalb der Spitalbrücke vorläufig bei Seite setzen mussten. Da aber kam ihnen der Bischof zum Theil im eigenen Interesse, zum Theil aus Erkenntlichkeit dafür zu Hilfe, dass ihm die Laibacher für drei Häuser, von denen er zwei selbst erkauft, eines aber von der Rauberischen Stiftung herrührte, und die er im Jahre 1535 zum Bischofshofe umbauen liess, die Immunität gewährten. Er führte auf eigene Unkosten die Ringmauer bei dem Wasser hinter dem Bisthum auf. <sup>1)</sup> Wann die Fortsetzung der Ringmauer in der jetzigen Schulallee und bis zu dem an der Ecke des jetzigen Lycealgebäudes am Wasser stehenden und aus dem Jahre 1519 herrührenden Thurm in Angriff genommen und beendet wurde, lässt sich nicht genau bestimmen. Jedenfalls wird aber gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts auch dieser nördlichste Theil der Stadtmauer ausgebaut, sowie auch die entlang des jetzigen Lycealgebäudes und des Kaiser-Josef-Platzes den Schlossberg in gerader Richtung hinauf führende Stadtmauer, wovon sich Ueberreste bis auf den heutigen Tag erhalten haben, der Vollendung entgegengeführt worden sein. Valvasor sagt: „Vor hundert und etlichen Jahren ist das Kloster-Thor neugebaut worden.“ <sup>2)</sup>

Inzwischen aber bemühte man sich bald diesen, bald jenen Bau noch mehr zu verstärken; so wurde im Jahre 1536 das sogenannte Wasser-Thor am Schabiek an der Stelle des jetzigen Aichamtes erbaut, ein weiter runder Thurm, der einen feindlichen Anfall zu Wasser zurückweisen sollte,

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 666.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 667.

während man im Jahre 1538 den jetzt sogenannten Zois'schen Graben aufwärts und den schon im Jahre 1521 errichteten, aber zu schwachen Zwinger gegen den runden Thurm zu verstärkte; wie man auch im Jahre 1540 gegen die Laibach bei St. Lorenz, an der Ecke des Baron Zois'schen Hauses, ein starkes Bollwerk aufführte. <sup>1)</sup>)

Erst nachdem die untere Stadt in einen genügenden Vertheidigungszustand gesetzt wurde, gieng man auch an die Befestigung des höchsten Punktes derselben, des Schlossberges. Hier befand sich oberhalb des Carlstädter-Thores ein altes Bollwerk, die sogenannte „bürgerliche Bastei“; für ihr Alter spricht die zu diesem Punkte vom Carlstädter-Thore hinauf laufende älteste Stadtmauer; im Jahre 1543 jedoch wurde sie neu aufgebaut und 1579 und 1580 der Wall auf dem Schlossberg aufgeworfen. <sup>2)</sup>)

Da die Stadt hinlänglich befestigt zu sein schien, so schränkte auch die Landschaft, die bisher immer bereitwillig den Bürgern unter die Arme gegriffen, ihre Beiträge immer mehr ein. Im Jahre 1553 versagte sie den Bürgern zum erstenmal ihre Hilfe, als sie den Vicedom-Thurm und den Thurm gegen die Ecke des Vicedom-Hauses (gegen die Capuciner, Sternallee) zu bauen anfiengen. <sup>3)</sup>) Doch erhielt die Stadt noch im Jahre 1562 von der Landschaft 3000 fl. bewilligt, <sup>4)</sup>) dann aber verpflichtete sie sich zu jährlich 600 fl., welche Quelle in der Folge jedoch auch versiegte. <sup>5)</sup>)

Selbst jene vom Kaiser Maximilian I. im Jahre 1513 gewährten 200 fl. scheinen in der Folge den Bürgern vom Vicedom-Amte nicht mehr gereicht worden zu sein, wie ein nicht datirtes Gesuch an Kaiser Ferdinand II. beweist:

---

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 666.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 669.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. ibid.

<sup>4)</sup> Fasc. 102.

<sup>5)</sup> Gerichtsprot. 1569. In einer Sitzung vom Jahre 1569 wurde beschlossen: „Weil eine versammelte Landschaft jährlich nicht mehr als 600 fl. auf diese Stadt zu verbauen verwendet, solle man derzeit nicht mehr Steine brechen und stillhalten.“

„Gnädigster Herr und Landesfürst! Eure fürstliche Durchlaucht hat aus beigelegter glaubwürdigen Abschrift gnädigst zu vernehmen, wasmassen die kaiserliche Majestät Maximilian gottseligen Gedächtnisses die Stadt mit kaiserlicher und landesfürstlicher Gnade, durch allergnädigste Bewilligung von 200 fl. rheinisch, welche aus dem Aufschlagsamte allhier zu dem Stadtgebäude jährlich sollen aufgezählt und angewendet werden, allergehorsamst fürgesehen und begabt, wie den solches hernach Kaiser Ferdinand, auch gottseliger memoriae gleichfalls allergnädigst confirmiert und befestigt. Aber aus allerhand fürgefallenen, angestrongten Compendimenten ist eine Zeit lang aus derselben nichts gereicht und zugestellt, dadurch denn eine grosse ruina und Baufälligkeit der hievor angefangenen und zum Theil aufgerichteten Stadt- und Vorwehren, welche mit schweren Unkosten zu erhalten seien, erzügel worden.“<sup>1)</sup>

Die Bürger baten aus dem Grunde die 200 fl. wieder flüssig machen zu wollen.

Wegen der hereinbrechenden Reformation und Gegenreformation, von welcher die Bürger hart mitgenommen wurden, noch mehr aber infolge der immer mehr sich geltend machenden landesfürstlichen Machtvollkommenheit, wurde die Schwungkraft der Stadt gebrochen und die Vergrösserung derselben unmöglich gemacht. Die Stadt erreichte mit dem Ende des 16. Jahrhunderts ihre grösste Ausdehnung. Die Ringmauer lief vom Carlstädter-Thor zur bürgerlichen Bastei, dann längs des Bergrückens auf dem Schlossberge zu dem eigentlichen Schlosse, von da auf der Nordseite des Schlossberges hinunter zum Franciskaner-Thore und an demselben vorüber zum Wasser, wo ein starker, runder Thurm ihr eine noch grössere Stärke verlieh. Von da zog sie sich zur Spitalbrücke, längs des Laibachflusses bis zur Schusterbrücke, wo sie zum Vicedom-Thurme und — Thore übersprang und von da die schon oben beschriebene Richtung einschlug.

---

<sup>1)</sup> Magistratsacten, Fasc. 22.

Obwohl sich in der nächst folgenden Zeit die an die Ringmauer anstossenden Vorstädte, so z. B. die Kapuziner-Vorstadt, von welcher es heisst, dass sie eine weite, einer Stadt gleiche und 4 Klöster in sich enthaltende Vorstadt geworden, rasch empor geschwungen hatten, so konnte sich die Laibacher Bürgerschaft doch nicht mehr ermannen, um auch diese hereinzuziehen; die Bauthätigkeit richtete sich nach dem Inneren der Stadt und wandte sich von der Ringmauer so gänzlich ab, das z. B. zu Valvasors Zeiten die grosse, aus schönen Quardersteinen erbaute Bastei vor dem Vicedom-Thore dem Verfall nahe war. <sup>1)</sup> Es sieht so aus, als ob die Landschaft die Sorge für die Erhaltung der Befestigungen hätte selbst in die Hand nehmen müssen; denn im Jahre 1658 z. B. beschloss, da die Bürger sich säumig zeigten, der versammelte Landtag, den Stadtgraben zu vertiefen. Da aber die Sorge für die Erhaltung der städtischen Fortificationen einzig und allein der Bürgerschaft oblag, so erhoben die, auf ihre bevorzugte Stellung eiferstichtigen Laibacher selbst gegen einen solchen, nur zu ihrem Nutzen gethanen Schritt Einsprache. Sie thaten das wahrscheinlich aus Furcht, sie könnten gelegentlich darüber Vorwürfe hören oder gar an ihren städtischen Rechten einen Abbruch erleiden. Der Bürgermeister proponierte in der Sitzung vom 6. Juli 1658, „ob es nicht rathsam wäre, sich bei Ihre Gnaden, dem Herrn Vacani, als pro tempore Verwalter der Landeshauptmannschaft allda, um willen des neuführenden Grabens um die Stadt herum zu insinuieren, also und dergestalt, das dieses unbedachtsame Werk einem ehrsamem Magistrat in aller Wegen an dessen Recht und Gerechtigkeit respectu des Burgfriedens, sowohl auch der Gemein unpräjudicierlich sein sollte.“<sup>2)</sup>

Die Vernachlässigung der Ringmauern nahm so zu, das sich in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Stadthore, Thürme, Basteien u. s. w. im allerelendsten

---

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 666.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. gemeiner Stadt Laibach 1658, Fol. 147.

Zustande befanden, was auch nicht anders zu erwarten war, da man beispielweise Jahr für Jahr nur 77 fl. auf die Reparatur dieser städtischen Objecte aufwandte. <sup>1)</sup> Wegen der Baufälligkeit derselben, vorzugsweise aber wohl in Erwägung, dass die fortgeschrittene Kriegskunst Umfassungsmauern überflüssig mache, ergieng in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts von höherer Stelle an den Magistrat der Befehl zur Abtragung aller, wie immer Namen habenden Fortificationen.



---

<sup>1)</sup> Fasc. 102.



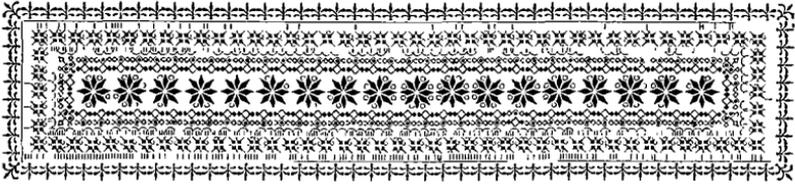
# Topographie Laibachs

in den

vorigen Jahrhunderten.







### III.

## Die Abtragung der Stadtthore und Ringmauern.



Wohl nicht uninteressant dürfte es sein, einen Spaziergang durch Laibach, wie es vor 100 Jahren aussah, zu machen, zu einer Zeit also, wo sich dem eben erwähnten Befehle gemäss an allen Ecken und Enden der Stadt alle Hände rührten, um den altersgrauen steinernen Gürtel, der die Stadt in ihrer Entwicklung behinderte und ihr ein schwerfälliges Aeussere gab, zu entfernen. Wir werden dabei so manche bekannte Baulichkeit aus Valvasors Zeit finden, viele davon jedoch in einer mehr oder minder veränderten Gestalt. Nach der Abtragung der Stadtthore, Thürme und Mauern erhielt die Stadt ein so verändertes Aussehen, dass sie ein Zeitgenosse Valvasors kaum wiedererkannt hätte. Durch den Wegfall dieser steinernen Wehr erhielt die Stadt wegen ihrer organischen Vereinigung mit den Vorstädten wie durch einen Zauberschlag einen um mehr denn das doppelte grösseren Umfang, als sie ihn früher gehabt hatte. Die Niederreissung der Mauern bezeichnet die 3. Periode in der Entwicklung der Stadt Laibach.

Es muthet uns an, als ob sich der um seine Meinung wegen der Abtragung der Stadtmauern und Thore gefragte Magistrat von seinem, ihm liebgewordenen Mauerringe nur ungern getrennt hätte. Der erste diesbezügliche Befehl ergieng im Jahre 1783. Trotzdem der Magistrat überzeugt sein musste,

dass eine Fortification, wie sie Laibach hatte, der vorgeschrittenen Kriegskunst im Falle einer Belagerung keinen ernstlichen Widerstand würde entgegensetzen können, so steckte die Furcht vor den Türken den Laibachern denn doch noch zu sehr in allen Gliedern, als dass sie der Demolierung der Mauern, Thürme und Basteien hätten mit ruhigen Blicke zusehen können, jener Mauern, die von ihren Vorfahren gerade zur Abwehr dieses gefährlichen Feindes mit ungeheueren Opfern an Zeit und Geld aufgeführt worden sind. Der Magistrat sah den Nutzen wohl ein, der der Stadt mit der Niederreissung der Mauern „wegen des bis dahin behinderten Luftzuges und wegen der gar zu gedrängt stehenden Häuser,“ schon in sanitärer Beziehung erwachsen musste, er gab jedoch dem hohen Gubernium, das die Abtragung anbefohlen, zu bedenken, es könnte eine kleine Horde losen Gesindels, ein fliegendes Corps in einem Türkenkriege, ja eine kleine Revolution im Lande selbst bei offener Stadt die Bürger berauben, durch Feuer die Stadt verheeren und die Cassa des hohen Aearars ausplündern. <sup>1)</sup>

Obwohl man da und dort schon im Jahre 1783 mit der Niederreissung der Stadtmauern den Anfang gemacht hatte, so wollte man doch mit den Stadthoren noch zuwarten. Man beschloss daher, nur die baufälligsten Verschanzungen zu entfernen. Durch einige Jahre verwandte man sogar alle Sorgfalt auf die Reparatur der Stadthore, da für die Laibacher der Gedanke, in einer offenen Stadt leben zu müssen, denn doch zu beängstigend war. Der Magistrat meinte (31. III. 1783) man solle die Thore nur umgestalten und erweitern, wenn sie den Verkehr wirklich so sehr behindern: denn risse man sie nieder, so würden bald auch die Thürme und die Stadtmauern an die Reihe kommen und Laibach eine offene Stadt werden. Thatsächlich entschied sich die höhere Behörde nur für die Reparatur und Erweiterung der Stadthore, kam aber nach einigen Jahren von

---

<sup>1)</sup> Façc. 47.

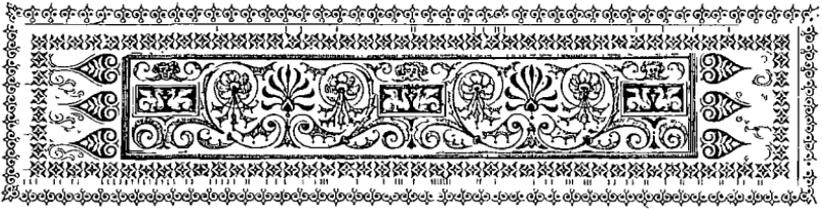
diesem Gedanken ab und hielt die Niederreissung aller Befestigungswerke je eher, desto gerathener. <sup>1)</sup>)

Die fünf Stadtthore mit ihren rechts und links stehenden weiten Thürmen waren äusserst massive Bauten. Ueber jedem derselben hatten neben der Wohnung des „Thorsperrers“, der innerhalb und des „Thorwartls“, der ausserhalb des Stadtthores wohnte, auch noch andere Räumlichkeiten Platz. So befand sich z. B. auf dem Burg- oder Vicedom-Thore eine zur Burg gehörige Capelle, ausserdem aber noch Wohnungen für Gerichtsdienner und Stadtknechte; auf dem Spitals-Thore Wohnungen für alte Bürger. Vornehmlich der neben dem Burg-Thore und zum Schutze desselben dienende Burg-Thurm, der sogenannte Vicedom-Thurm, barg in sich Arrestlocalitäten für erst in der Untersuchung befindliche oder wegen geringer Verbrechen gefangen gehaltene Bürger, ausserdem dienten jedoch auch alle andern Stadtthürme demselben Zwecke. Es ist ungenau, dass Valvasor nur den Vicedom-Thurm ein Arrestlocale nennt.




---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.



## § 1.

### Der Alte Markt.

**B**ei unserm Spaziergange durch die Stadt, wie sie vor fast genau 100 Jahren gewesen war, wollen wir unseren Einzugs beim ältesten Stadthore, dem Carlstädter-Thore halten.

#### 1.) Das Carlstädter-Thor.

Das Carlstädter- oder Altenmarkter-Thor, in der Landessprache auch „*pisana vrata*“, (das bunte Thor) genannt, war eines der ältesten und mit der Stadt zugleich entstanden. Von der Unterkrainger Seite uns der Stadt nähernd, passieren wir im Geiste die im Jahre 1774 vollendete steinerne Brücke über den Gruber'schen Durchstich.<sup>1)</sup> Der Weg führt uns an ein paar elenden Häuschen der Carlstädter-Vorstadt vorüber. Am Ende derselben und schon an das Carlstädter-Thor anstossend, erinnert uns eine dicke Rauchsäule an die rastlose Thätigkeit der Laibacher Bürger. An der steilen Lehne des Schlossberges hängt eine schon seit Jahrhunderten hier befindliche Glockengiesserei, deren Besitzer vor hundert Jahren schon ein Samassa war.<sup>2)</sup> Ueber die niedere Bedachung dieser Glockengiesserei ragt auf der Höhe des Schlossberges ein zum Schutze des Carlstädter-Thores

<sup>1)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1848, pag. 85—87.

<sup>2)</sup> Belegstellen in vielen Fascikeln.

bestimmtes mächtiges Fort, die sogenannte „hohe Bastei“, Achtung gebietend empor. Zur Linken lachen uns fette, dem Laibacher Stadtmagistrate gehörige Wiesen an, deren Fruchtgenuss den Magistratsmitgliedern, den Rathsherren, überlassen worden war. Das ist die „Prühl“. Dem Carlstädter-Thor uns nähernd, werden wir schon von weitem vom Thorwartel bemerkt, der sich auf unsern Empfang vorbereitet. Zu jeder Tageszeit ist uns der Eintritt in die Stadt nicht gestattet, denn die Stadthore werden im Sommer um 9, im Winter um 8 Uhr geschlossen. <sup>1)</sup> Wer diesen Zeitpunkt versäumt, für den ist das Betreten der Stadt ganz und gar unmöglich, denn der Thorsperrer ist ein gewissenhafter Mann und hat am Neujahrstage seinen heiligen Eid geschworen, den ihm obliegenden Pflichten auf das pünktlichste nachzukommen, nach Thorschluss niemanden mehr in die Stadt einzulassen und in besonders gefährlichen Zeiten sogar jeden Abend die Thorschlüssel dem Bürgermeister zu überbringen. ) Sollte jemand in der Nacht den Einlass begehren, so habe einzig und allein der Bürgermeister das Recht, denselben zu gestatten.“) Unbemerkt können wir die Stadt nicht betreten, denn der Thorwartel und der Thorsperrer haben scharfe Augen und sind bei Verlust ihres Amtes verpflichtet, jeden nach Laibach kommenden Fremden sogleich beim Bürgermeister anzuzeigen. Auch sonst standen die Bürger unter der strengen Controlle des Magistrates. Aus dem Jahre 1562 hat sich im Stadtarchiv ein Bürgermeistergebot erhalten, eine interessante Norm für das Verhalten der Bürger Laibachs in und ausser dem Hause. <sup>1)</sup>

Darnach wurde befohlen, „dass

1.) ein jeder Bürger in seinem Hause sich selbst des Gotteslästerns und gräulichen Gottesschändens ganz enthalten, auch solches seinen Kindern und seinem Gesinde nicht zusehen, noch gestatten soll.

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 667.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. 1593.

<sup>3)</sup> Gerichtsprot. 1552.

<sup>4)</sup> Fasc. Miscel.

2.) Es soll kein Weinleutgeber (Wirt) und Gastgeber zunächst über neun Uhr den Trinkern und müssigen Saufern im Hause einen Wein geben, noch viel weniger spielen lassen und Aufsitzern zusehen noch gestatten, sondern das alles hiemit eingestellt sein.

3.) Es soll auch über neun Uhr niemand weder mit Saitenspiel, Lautenschlagen noch Pfeifen oder anderm Ungebührlichen auf der Gasse nicht umgehen, singen, jukhzen (jauchzen) noch schreien oder sich in solcher Massen an der Gasse betreten lassen, in keinerlei Weise; welcher darüber befunden, der soll der Nothdurft nach gestraft werden.

4.) Gleichermassen wird den berührten (erwähnten) Gastgebern und Weinschenken damit geboten und ernstlich auferlegt, dass sie niemanden, weder Fremden, noch Bürger, Handwerkern noch andern Junggesellen vor der Predigt und Gottesdienst weder Suppe noch Wermut oder andern Wein (nicht) geben.

5.) Den Wirten, Gastgebern, Weinschenken, so Gastung halten, wird hierbei bei ihrer bürgerlichen Pflicht auferlegt, geboten und angebunden, dass ihrer jeder als oft und zu welcher Zeit ein fremder Gast hieher zu ihm in die Herberge ankömmt, von derselben Stunde an, wann er ankömmt, fragt und dann alsbald dem Herrn Bürgermeister anzeigt, damit die Obrigkeit davon jederzeit ein Wissen habe. — Der Branntwein soll dieser Zeit in der ganzen Stadt auszuschenken und feil zu halten eingestellt und verboten sein. Auch wird allen und jeden Bürgern inner und ausser der Stadt, in Ansehung der jetzigen Läuften bei Poen und Strafe Leib und Guts hiemit ernstlich auferlegt und festiglich geboten, dass ein jeder, der da Gäste und Gästinnen hat, die an die Arbeit um und ausgehen, oder sich an das Land begeben, jetzt von Stunde an nach dieser Verkündigung unverzüglich und auf längstens 3 Tage aus seinem Hause hinlege, von sich thue und abschaffe und hierfür keiner ohne der Obrigkeit Wissen und Wollen keine Gäste zu sich in sein Haus zur Beherbergung annehme, auch dass keiner unnöthiger Weise in der Stadt keine Büchse abschießen soll. — Auch

wird allen Bürgern hiemit auferlegt, dass sie keine Knaben noch andere Personen, die von fremden Oertern hieher oder anheim kommen, zu sich in das Haus ankommen lasse noch nehme oder aufhalte, viel weniger Gemeinschaft mit ihnen halte oder etwas practicieren lasse;

item, welchem Bürger Spiesse zum Muster jüngstlich geliehen worden, dieselben sollen sie unverzüglich zu dem Herrn Richter antworten (d. h. sie zurückstellen). Auch wird den Bürgern geboten, dass ein jeder ein Wehr (Gewehr) jederzeit bei sich trage.

Solche Artikel sollen die Viertelmeister innen und ausser der Stadt von Haus zu Haus ansagen, genugsam einbinden und verkündigen, auch jedem solchen allen Gehorsam zu geben auferlegen, damit sich alle diejenigen, so solches berührt, darnach zu richten haben und vor Schaden zu verhüten wissen. (26. Juli 1564.)“<sup>1)</sup>

Eine andere im Jahre 1562 erlassene Verfügung des Bürgermeisters bestimmt, das den Fremden, ausser sie wären innerösterreichische Bürger, in der Stadt „ein Gewehr auf Leder oder ohne Leder“ zu tragen, verboten sei.“<sup>2)</sup>

Mit der Stadtordnung wenigstens einigermassen vertraut, können wir nun, ohne fürchten zu müssen gegen die alttöblichen Gewohnheiten der Stadt gröblich zu verstossen, den Gang durch die Stadt wagen, und uns das Carlstädter-Thor mit Musse ansehen; dasselbe war unter allen Stadtthoren das hässlichste. Man sah es ihm an, das es aus einer Zeit stammte, in welcher die Bürger keine Rücksicht darauf nehmen konnten, welchen Eindruck es auf den Beschauer machte. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts konnte man übrigens an demselben bemerken, dass die lange Reihe von Jahren ihre zerstörende Wirkung an ihm nicht vergeblich versucht hat. Vor dem Eingang der Floriani-Gasse sich lagernd, verlieh es mit seinen starken und dicken Mauern,

---

<sup>1)</sup> Fasc. Miscel.

<sup>2)</sup> Fasc. 264.

der Umgebung ein düsteres Aussehen. Abends wurde da so mancher von schlechten Leuten angefallen und ausgeraubt. <sup>1)</sup>

Dieses nur ein Stockwerk hohe Thor war in den letzten Jahren seines Bestandes dem Einsturze nahe, so dass man dasselbe nur mit Lebensgefahr passierte. <sup>2)</sup> Der Befehl zum Niederreißen dieses Thores wurde schon im Jahre 1785 gegeben. Da jedoch der Magistrat aus Scheu vor den Auslagen die Demolierung möglichst lange hinausschob, so musste der Befehl am 13. März 1790 wiederholt werden, nachdem schon früher ein Theil der zum Flusse hinunter führenden Ringmauer demoliert und das dabei gewonnene Material zum Baue der Friedhofsmauer bei St. Christof verwendet wurde. <sup>3)</sup> Bevor man die Abtragung des Carlstädter-Thores selbst vornehmen konnte, mussten die „Salniter-Pyramiden“ hinter dem Schlossberge bei der Schiesstätte planiert werden, um bei Sperrung des Carlstädter-Thores den Verkehr nicht gänzlich zur unterbinden, sondern ihn auf die andere Seite des Schlossberges zu lenken. <sup>4)</sup>

Die Demolierung wurde licitando hintangegeben. Den Licitationsbedingungen zufolge hatte der Unternehmer das Carlstädter-Thor, das daran stehende Wachthäuschen und die Stadtmauer vom Thore angefangen durch die Hundsgasse bis zur Holzkammer, jedoch nur in einer Höhe von 5' abzutragen, dabei aber die Ringmauer gegen den Schlossberg so zu versichern, dass das Erdreich nicht etwa die Strasse verschütete. Dafür zahlte der Unternehmer 185 fl. in die Stadtcassa. Diese Licitationsbedingungen wurden am 20. Mai 1792 vom Kreisamte, als der Behörde, welcher der Stadtmagistrat unterstand, bestätigt. <sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47. Die Bürger sehienen über ihre Miteinwohner bessere Ansichten gehabt zu haben, wie aus dem Absatze: „Stadtbeleuchtung“ hervorgehen wird.

<sup>2)</sup> Hoff, „Gemälde von Krain“, I. pag. 95.

<sup>3)</sup> Fasc. 47.

<sup>4)</sup> Fasc. 42 u. 47.

<sup>5)</sup> Fasc. 2.

Die „Hunds-Gasse“, auch „Seilergang“ genannt, lief hinter den Gärten der hier wohnenden Seiler parallel mit der Stadtmauer und bildete somit einen freien Raum zwischen den Gartenumzäunungen und der Stadtmauer. Hier drehten die Seiler seit uralten Zeiten ihre Stricke. Zu dem Zwecke wurden von ihnen die an der Stadtmauer befindlichen hölzernen Gänge benützt, welche man jedoch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts der Fettergefährlichkeit wegen entfernte, den Seilern aber die Hunds-Gasse einräumte; später wollte man sie jedoch auch von hier vertreiben und die Hunds-Gasse an die Eigenthümer der an sie anstossenden Gärten licitando verkaufen. Die Seiler sollten für ihr Gewerbe einen andern Platz suchen. Sie baten, man möge ihnen die Hunds-Gasse gegen die bisherigen Giebigkeiten noch weiter belassen, wofür sie die Gasse in der Nacht fleisig zu sperren versprochen. Sie stellten vor: die Beibehaltung der Hunds-Gasse werde einestheils ihnen selbst nützlich sein, da sie nicht gezwungen sein werden, ihre Seilerwerkzeuge jeden Abend in ihre Häuser zu verschaffen, anderentheils aber auch den Besitzern der dortigen Gärten sehr erwünscht, da diese nach der Entfernung der Stadtmauern den Dieben gar zu ausgesetzt sein würden. Sie betonten, dass sich in dieser Gasse Seiler seit Menschengedenken befanden und dass man noch nie von einem Diebstahl gehört hätte; weder ein Werkzeug, noch ein Stück fertiger Seile sei je abhanden gekommen.<sup>1)</sup> „Es ist bekannt,“ sagten sie, „dass diese Gasse zu allen Zeiten wegen unserer grossen und mühsamen Arbeiten, besonders da die Gänge (an den Stadtmauern), an welchen wir die nöthigen Reparationen aus eigenem haben bestreiten müssen, noch gestanden, an denselben dennoch die verfertigten als unverfertigten Seile von mehr als 80<sup>0</sup> in der Länge unbeschädigt und vor Diebstählen sicher geblieben sind, von unsern Vorfahren benutzt worden ist. Als die Mauergänge abgebrochen worden sind, so haben wir dieses unter freiem Himmel mit der grössten Last, namentlich mit täglicher

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.

Einräumung der fertigen und unfertigen Arbeiten benutzen müssen, sofern wir unsere commerciellen und Navigationsarbeiten, als auch Werkzeuge haben vor Diebstählen nächtlicher Weile sicher stellen wollen.“<sup>1)</sup> Sie machten sich erbötig, die Hunds-Gasse an beiden Enden auf eigene Unkosten mit einer Mauer absperrern zu wollen und sie mit Thoren versehen zu lassen. „Bei Errichten und Gestattung von Thoren“ sagten sie, „würden nicht allein unsere Werkzeuge und Arbeiten drinnen zur Nachtzeit sicher belassen, sondern auch alle in den Gärten jedes Jahr an Früchten und andern verübten Diebereien ganz gehemmt und, was noch das Aergste ist, die nächtlichen Zusammenläufe von Menschen, welche nichts anders als Raufer und H . . . sind ab- und die liebe Ruhe hergestellt werden.“<sup>2)</sup>

Schliesslich wurde den Seilern die Hunds-Gasse auch fernerhin gegen eine Giebigkeit von 3 fl. 24 kr. und dagegen überlassen, dass sie sich verpflichteten, an den beiden Enden der Hunds-Gasse Mauern zu errichten und dieselben mit Thoren zu versehen.“<sup>3)</sup>

Das Carlstädter-Thor passierend, verfügen wir uns in die Stadt selbst.

Der erste Eindruck, den das in enge Mauern eingeschlossene Laibach auf uns macht, ist nicht der allerfreundlichste. Rechts und links begleiten uns mehrere Stockwerke hohe, wegen Raum Mangels höchstens drei Fenster in einer Reihe zählende Häuser. Diese Bauart ist an den alten Häusern Laibachs auch heutzutage zu beobachten und scheint im ehemaligen Laibach so consequent durchgeführt worden zu sein, dass sich uns der Gedanke aufdrängt, es müsse eine Bauordnung bestanden haben, nach welcher kein Haus mehr als drei Fenster in der Fronte haben durfte. (Dem Herrn Bau-  
rath Potočnik verdanke ich die Mittheilung, dass in den alten galizischen Städten dieser Grundsatz für die bürgerlichen

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.

<sup>2)</sup> Ibid.

<sup>3)</sup> Fasc. 2.

Häuser mit aller Strenge beobachtet wurde; den Adeligen hingegen wurde diesbezüglich keine Beschränkung auferlegt. Die Häuser auf dem Alten und Neuen Markte scheinen zu beweisen, dass auch in Laibach derselbe Grundsatz Geltung hatte.)

Die unheimliche Umgebung des Carlstädter-Thores, wo oft Verbrechen begangen worden sind, verlassend, werfen wir einen Blick in die uralte Chrön-Gasse. Am unterm Ende derselben befand sich das

## 2) Zucht- Spinn- und Arbeitshaus.

Dieses Gebäude war verhältnismässig jungen Datums; der Magistrat legte nämlich am 16. September 1754 die Statuten für das zu Mihaeli desselben Jahres zu eröffnende Arbeitshaus vor. Bestätigt wurden sie von der Kaiserin am 13. November d. J. Dieses Haus sollte eine Correctionsanstalt werden. Die Erhaltung derselben lag gänzlich der Stadt ob. Zur Beschaffung der nöthigen Gelder versuchte der Magistrat verschiedene Wege; einmal wollte er das Entrée für die auf dem Rathhause gegebenen Comödien erhöhen. Da zu jener Zeit in Laibach noch kein Theater bestand, so gab man dramatische Vorstellungen bald im Landhause, bald im Jesuitencollegium, bald auf dem Rathhause, wo selbst es Siebzehnkreuzer- oder Siebzehner-, Siebner- und Groschenplätze gab. Der Magistrat bestimmte, dass von einem jeden Siebzehner ein Groschen, einem Siebner ein Kreuzer und einem Groschen ein halber Kreuzer an die städtische Cassa zum Zwecke der Erhaltung des Arbeitshauses abgeführt werden solle. Die zweite Einnahmsquelle sollten die Caffeehäuser werden, deren es zu jener Zeit sieben gab. Jeder Caffeesieder, der in seinem Locale einen Billardtisch hatte oder sonstige Spiele daselbst zu spielen erlaubte, musste monatlich 1 fl. zahlen. Das war keine besonders ergiebige und auch eine nur kurze Zeit fließende Quelle; denn sehr bald beklagten sich die Caffeesieder, dass sie die neue Steuer nicht erschwingen können; seit dem Abzug der Officiere, ihrer besten Kundschaft, spiele niemand mehr Billard oder

Karten. Sie erklärten dem Magistrate, die neue Steuer nicht weiter entrichten zu wollen und es lieber sehen, dass er die Spieltische mit Sprigat verbinden und mit Amtssiegeln versehen lasse.

In ähnlicher Weise versuchte der Magistrat auch die Gastwirte heranzuziehen, indem er auf eine jede Kegelbahn eine monatliche Steuer von einem halben Gulden legte. Ausserdem aber sollte noch jede öffentliche Schaustellung, die man um Geld sehen liess, mit einer entsprechenden Gebühr belegt werden, nur sollte in jedem einzelnen Falle die Repräsentation und Kammer die entsprechende Bestimmung treffen, wie viel z. B. von Seiltänzern, Marionetten und „dergleichen Schauspielern“ für die ganze Zeit ihres Verweilens in Laibach abgefordert werden solle.

Diese und noch einige andere Verfügungen sollten nun nach dem Wunsche des Magistrates für das ganze Land Geltung haben, in der Stadt Laibach aber sollten ausserdem noch alle Tage zwei Häftlinge unter Begleitung ihrer Aufseher in die Klöster um Suppe für die Zöglinge der Anstalt herumgeschickt werden und schliesslich zweimal in der Woche in der ganzen Stadt freiwillige Beiträge sammeln.

Es erscheint uns kaum begreiflich, wie man sich der Hoffnung hingeben konnte, aus diesen Einnahmequellen eine grosse Anstalt, ein Corrections- und Arbeitshaus unterhalten zu können, dennoch ergab sich in der Zeit von Mihaeli 1754 bis zum 31. März 1756 bei einer Einnahme von 2387 fl. 43 kr., sogar ein Ueberschuss von 26 fl. 20 kr. Vorausgesetzt, dass sich der Magistrat angelegen sein liess, die ausgeschriebene Steuer auch einzutreiben, gab es in Laibach höchstens zwei Billards, denn es liefen für die Zeit vom 1. Juni 1756 bis 18. April 1758, also innerhalb 23 Monate nur 29 fl. ein. Die Kegelbahnen trugen in derselben Zeit 19 fl. 49 kr., die Bälle 89 fl. 36 kr., die Comödien 86 fl. 52 kr., was darauf hinweist, dass Laibach eine sehr unterhaltungsseelige Stadt gewesen sein müsse. Die Legate machten 17 fl., die Almosensammlungen 86 fl. und ausserordentliche Gefälle 235 fl. 54 kr. aus.

Auffallend ist es, dass sich z. B. die Ballgelder im Jahre 1754—1755 auf nicht weniger als 336 fl. 20 kr. beliefen.

Zum Verwalter des neuen Zucht- und Arbeitshauses wurde der frühere Spitalschulmeister bestellt, der nebstbei auch den „Büssenden“ Unterricht ertheilte. Seine Entlohnung betrug monatlich nur 4 fl. Die Unterweisung in religiösen Dingen übernahmen die Jesuiten.

In dieser Anstalt fanden nicht nur die Vagabunden Krains, sondern auch jene von Görz und Gradiska Aufnahme, wenn sich ihre Behörde zu einem täglichen Beitrage von 5—6 kr. verpflichtete.

Die Behandlung der Büssenden war eine jener Zeit entsprechende. Zwei Diebe z. B. die zu je 6 monatlichen Kerker verurtheilt wurden, bekamen monatlich zehn empfindliche „Carabatschenstreiche“, andere mussten diese Strafe nur alle Vierteljahre über sich ergehen lassen, oder auch nur, wenn sie in die Anstalt aufgenommen wurden oder dieselbe verliessen. Die verhängten Strafen scheinen nicht immer im richtigsten Verhältnisse zur Grösse des begangenen Verbrechens gestanden zu sein. So wurde beispielweise ein Verbrecher, der jemanden mit einer „hölzernen Stange“ erschlagen, zu 9 Monaten Haft verurtheilt, dagegen ein Weib wegen Mittheilnahme an einem Diebstahle zu 6 Jahren, ein anderes zu derselben Strafe wegen Kindesmordes, ein drittes Frauenzimmer musste mit einer einjährigen Haft dafür büssen, dass es sich an seinen Eltern vergriffen, zwei andere wiederum wurden zu je 4 Jahren verurtheilt, „wegen abermaliger Betretung in der Unzucht und Betteln“ u. s. w.

Die Beaufsichtigung der Inhaftierten war wohl keine aufmerksame, denn gleich im ersten Jahre brannten von sechs hier eingesperrten Weibern alle durch, „indem sie das Gatter des Gefängnisses herausgenommen“. Die Flucht aus dem Gefängnisse gelang fast den meisten. So entwichen am 24. Juli 1756 zwei, am 26. Dezember desselben Jahres sechs, am 17. Februar 1757 nicht weniger als sieben Verbrecher „mittels Erbrechung und Heraushebung der Ziegel und einer eisernen Gatterstange“. Eine Woche darauf (den 24. Februar) giengen

wiederum vier durch. Die gelungenen Entweichungen scheinen also die Aufmerksamkeit des Wachpersonals nicht in mindesten vergrößert zu haben.

Mit dem Zuchthause hatte sich die Stadt eine empfindliche Last aufgebürdet, besonders seit die Einkünfte immer spärlicher in den Arbeitshausfond zu fließen begannen. Aus diesem Grunde liess der Magistrat das Gebäude ganz verfallen, so dass er von höherer Stelle öfters an die Reparatur desselben erinnert werden musste, und man deshalb eine eigene Beaufsichtigungscommission aufstellte. Um die zur Erhaltung des Zuchthauses nöthigen Geldeinnahmen zu erhöhen, verfiel man im Jahre 1765 auf den Gedanken einen Theil desselben zu einem Spinnhause zu adaptieren. Es wurde an alle Obrigkeiten der Befehl erlassen, alle Bettler nach Laibach zu liefern, damit das Spinnhaus immer genug Arbeiter habe. Der bekannte Tuchfabrikant Desselbrunner übernahm die Instandsetzung des neuen Spinnhauses. Im nächsten Jahre wurde die Spinnschule, wie man die Anstalt auch nannte, thatsächlich in's Leben gerufen. Die Arbeiten leitete ein Spinnmeister und eine Spinnmeisterin, welche Desselbrunner aus seiner eigenen Fabrik abschickte; für die letztere verlangte Desselbrunner als Lohn 3 kr. von jedem versponnenen Pfund Wolle, während der Spinnmeister einen täglichen Lohn von 1 fl. erhielt. Eben denselben Lohn erhielt später auch die Spinnmeisterin; er wurde ihr aus der Commercialcassa gereicht. Die Kinder wurden in der Spinnschule mit täglich 2 kr. entlohnt. Die nöthigen Localitäten, die Beleuchtung und Beheizung musste von der Stadt besorgt werden. Die Vorstandschaft der Anstalt wurde einem Rathsmitgliede übergeben, welches dafür eine Belohnung von 100 fl. erhielt.

Die Spinnschule hatte einen guten Fortgang, so dass der Magistrat den Auftrag erhielt, einen grösseren Raum für dieselbe ausfindig zu machen; doch ist dieses erst nach dem Jahre 1776 geschehen. In einem mir vorliegenden Häuserverzeichnisse der Stadt Laibach aus diesem Jahre trägt das Arbeitshaus nur eine Nummer, nämlich 14 in der

der Chrön-Gasse, in einem andern Verzeichnisse aus dem Jahre 1796 aber 5 Nummern 14—18.

Um dem Betteln möglichst vorzubeugen und die Lust zur Arbeit zu wecken, wurde es bei einem Gulden Strafe verboten, Almosen zu geben; fühlte sich jemand dazu gedrängt, so konnte er damit die Armencassa bedenken. In den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts scheint aber die Regierung dem Magistrate die ganze Sorge um das Arbeits- und Spinnhaus von den Schultern genommen zu haben. In einer Eingabe vom Jahre 1774 bemerkte nämlich der Magistrat gelegentlich, dass er so lange sich das Zucht- haus auf dem Froschplatze, in der sogenannten „Engelsburg“ befunden, einen jährlichen Zins von 150 fl. bezogen habe, was „nun mehr ganz aufgehört hat“. <sup>1)</sup>

Diese Verdrängung des Magistrats von der Verwaltung des Zuchthauses wird aber von den Züchtlingen wohl nicht schwer empfunden worden sein, denn der Kaiser Josef fand bei seinem Besuche Laibachs die Züchtlinge zu gut gehalten; „sie hatten Betten, geheizte Zimmer, 4 kr. und Kost, spannen und kehrten nur die Gassen. Dies müsse anders werden; statt Betten haben sie Pritschen mit Wasser und Brod zu erhalten und es ist ihnen nach Massgabe ihres Fleisses im Spinnen und Arbeiten ein solcher Lohn zu setzen, womit sie sich beiläufig 4 kr. täglich und nicht viel mehr erarbeiten können, wie es in Wien beobachtet wird.“ <sup>2)</sup>

Die Chrön-Gasse verlassend, verfügen wir uns wieder in die Floriani-Gasse.

Die ersten öffentlichen Gebäude, die uns da entgegen- treten, sind ein paar der Stadt Laibach gehörige Officiers- häuser. Unmittelbar an das Carlstädter-Thor lehnte sich ein Militärwachthaus an; <sup>3)</sup> nicht weit davon erblicken wir

### 3.) Die St. Florianskirche.

Sie ist ein verkörperter Nothschrei des unter seinem Schindeldache in fortwährender Angst vor einer Feuersgefahr

<sup>1)</sup> Fasc. 208—209.

<sup>2)</sup> Dimitz, „Geschichte Krains“, IV. pag. 207.

<sup>3)</sup> Fasc. Militaria, II.

zitternden Laibacher Bürgers früherer Jahrhunderte und verdankt eben diesem Umstande ihre Entstehung. An eben der Stelle, wo die Kirche steht, befand sich noch vor 200 Jahren eine Heuschupfe. Bei dem grossen Brande vom 19. September 1660, welcher 20 Häuser des alten Marktes einäscherte, musste die Herzensangst, in welcher sich die Bürger dieses Stadttheiles, ja der ganzen Stadt befanden, um so grösser sein, als ein massives, oberhalb der Feuerstätte, wahrscheinlich an Stelle des jetzigen „Sonnwendhofes“ stehendes Gebäude die Stadt jeden Augenblick in einen Schutthaufen zu verwandeln drohte. Es war das einst beim Deutschen Thore gestandene Zeughaus oder der grosse k. k. Pulverthurm, in dem sich immer mehrere 1000 Pfund Pulver befanden. In einer geringen Entfernung davon gab es aber noch einen andern Pulverthurm, den landschaftlichen; der städtische hingegen stand unmittelbar über der Schiessstätte. Die Gefahr noch zu vergrössern, brach während des Brandes ein heftiger Wind aus, welcher glühende Kohlen in der Luft herumtrug. Es hätte die ganze, zum grössten Theile noch mit Schindeln gedeckte alte Stadt, der sogenannte Alte Markt, ein Raub der Flammen werden können. Sie blieb jedoch davon verschont, und die Bürger des alten Marktes beschlossen in dankbarer Erinnerung an die wunderbare Errettung aus so grosser Gefahr an der Stelle der vormaligen, im Brande ebenfalls zu Grunde gegangenen Heuschupfe dem hl. Florian zu Ehren ein Kirchlein zu weihen. Der Grund und Boden, auf dem es erbaut werden sollte, gehörte dem Magistrate, der auf Ersuchen der Bürger denselben zu diesem frommen Zwecke ohne Widerrede abtrat, ja ihnen sogar grosse Vorräthe von dort vorhandenen Bausteinen zum Geschenke machte 1666. <sup>1)</sup> Die nöthigen Geldmittel hoffte die Bürgerschaft durch milde Gaben beischaffen zu können.

Ebenso gab der um die Bewilligung zur Erbauung angegangene Fürstbischof von Laibach hiezu bereitwillig seine Zustimmung, wenn der Magistrat diese Gott und seinem

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprct. 1666, Fol. 155.

Heiligen gewidmete Stelle schriftlich aus seiner Civil- und Militairgerichtsbarkeit entlasse, ihr die kirchliche Immunität gewähre und sie der bischöflichen Jurisdiction unterwerfen wollte. Da der Magistrat keine Anstände erhob, ertheilte der Bischof v. Rabatta auf Grund des vom Magistrate beigebrachten Decretes im Jahre 1671 den Consens zur Inangriffnahme des Baues. In demselben Jahre wurde vom Bischof an der Evangeliumseite der Grundstein gelegt und in denselben eine vergoldete Denkmünze eingeschlossen.')

Die fromme Begeisterung für dieses Werk war eine so allgemeine, dass der damalige Stadtrichter und später einer der berühmtesten Bürgermeister Laibachs, Gabriel Eder (später geadelt: v. Edinburg) den Thurm auf eigene Unkosten aufbauen liess, ) was eine noch jetzt in den Thurm eingemauerte Gedenktafel bekundet. Schon wenige Jahre nach ihrer Erbauung wurde diese Kirche von der Glorie eines wunderthätigen Gnadenortes umgeben. Denn im Jahre 1694 nahm die Verehrung der schmerzhaften Muttergottes, wo ein Blinder das Augenlicht wieder erhalten haben soll, ihren Anfang. Aus diesem Anlasse wurde zu Ehren der schmerzhaften Muttergottes ein schöner Marmoraltar in der kleinen Seitenkapelle rechter Hand errichtet, in dem sich ein meisterhaft ausgeführtes Gemälde des bekannten krainischen Malers Herrlein, Zeichenmeisters an der hiesigen Normal-Schule, befindet. \*) Der gegenüberstehende ebenfalls marmorne Altar zur Linken wurde im Jahre 1738 erbaut.

Nach etwas über 100 Jahren nach ihrer Erbauung wurde aber diese Kirche bei einer am 28. Juni 1774 in der Krakau ausgebrochenen grossen Feuersbrunst, die 51 Häuser dieser Vorstadt und 58 in der Stadt, darunter auch das damals aufgehobene Jesuitencollegium vernichtete, selbst ein Raub der Flammen. Eben diese grosse Feuersbrunst legte

---

1) Mittheilungen 1859, pag. 59—61.

2) Valvasor, XI. pag. 693.

3) Ibid. 1859, pag. 59—61. — Das jetzt an der äussern Kirchenmauer über dem Eingange befindliche Frescogemälde rührt vom krainischen Meister Wolf her und zählt zu seinen besten Gemälden.

den Bürgern wiederum die Nothwendigkeit der Entfernung der viel Unheil in sich bergenden

#### 4.) Pulverthürme

ans Herz. Schon 100 Jahre vorher richtete der kaiserliche, oberhalb der St. Florianskirche stehende Pulverthurm in der Stadt einen ungeheuren Schaden an. Am 28. April 1680 schlug nämlich der Blitz in denselben ein. Es befanden sich damals zufällig über 500 Zentner Pulver darin. Der Thurm war spurlos von der Erde verschwunden. Fast kein Haus in der Stadt blieb unbeschädigt. Der ungeheure Luftdruck warf Oefen um, zerschmetterte die Fensterscheiben und streckte die Leute auf den Strassen zu Boden. Anfangs glaubte man, es hätte in der unmittelbarsten Nähe eingeschlagen, bis der Geruch des Pulverdampfes und der dicke Rauch, der sich über die Stadt verbreitete, die Bürger eines andern belehrte. An Ort der Katastrophe angelangt, fand man trotz des ziemlich starken Regens den Wald auf dem Schlossberge in hellen Flammen, da die Lunten sich überall an die Bäume gehängt und dieselben angezündet hatten. Am allermeisten litten die Häuser auf dem Alten Markte, in der Nähe der Florianskirche. Es sah nach der Katastrophe aus, als ob ein reissender Strom sich über den Wald ergossen und alles mitgerissen hätte, denn der Luftdruck nahm die stärksten Bäume mit, riss sie mit sammt den Wurzeln aus der Erde und trug sie mehrere Klafter von ihrem Standorte fort. <sup>1)</sup>)

Wehe der Stadt, wenn das Feuer auch die beiden andern Pulverthürme, von denen einer, der landschaftliche, nur einen Steinwurf davon entfernt stand, erfaßt hätte! Es ermannten sich aber einige kühne Bürger, auf den schon brennenden landschaftlichen Pulverthurm zu steigen und das Feuer zu löschen. <sup>2)</sup>)

Man wünschte natürlich schon damals ein so gefährliches Bauobject aus der Stadt zu verlegen, allein die damalige Zeit erlaubte es nicht; die Pulverthürme mussten sich

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 730.

<sup>2)</sup> Valvasor, *ibid.*

innerhalb der Mauern befinden, sonst hätte man gerade in einer Zeit nicht zu denselben gelangen können, wo man des Pulvers am meisten noth hätte. Nach dem Brande von 1774 aber giengen die Bürger ernstlich daran, diese unheildrohenden Gebäude aus ihrer unmittelbaren Nähe zu verbannen und erklärten sich zu freiwilligen Beiträgen bereit. Doch wurden sie während dieser Bemühungen vom Anbruch des 19. Jahrhunderts überrascht.

Unmittelbar neben dem Pulverthurme und zwar am Kreuzungspunkte des Narrensteiges oder Reber und der an der St. Florianskirche vorüberführenden Castellstrasse befand sich ein kleines Kirchlein, die sogenannte

### 5.) Rosaliacapelle,

die auch während dieses Brandes vom Jahre 1774 zu Grunde gegangen war. Sie wurde im Jahre 1786 abgetragen.<sup>1)</sup> Das Bild der heil. Rosalia im rechtsseitigen Altare der Florianskirche dürfte sich einst in dieser Capelle befunden haben. Die Entstehung der Kirche fällt wahrscheinlich in die nachvalvasor'sche Zeit, indem ich annehme, das Valvasor, der auch kleinere Capellen, wie z. B.: Die St. Lorenzcapelle erwähnt, an derselben nicht stillschweigend vorüber gegangen wäre, falls sie schon zu seiner Zeit bestanden hätte. Nach dem Brande wurde sie wieder aufgebaut, und alljährlich zog hierher eine Prozession aus der Domkirche, wie ich dies einem im Jahre 1781 gedruckten Kalender entnehme.<sup>2)</sup>

### 6.) Die St. Jacobskirche.

Diese Kirche befand sich hier schon in der allerältesten Zeit, sie ist wahrscheinlich ältern Datums als selbst die Domkirche. Ueber ihre Anfänge weiss sogar Valvasor nichts zu berichten. Das älteste von ihm überlieferte Datum bezieht sich auf das Jahr 1494, in welchem Jahre sie den Augustinern übergeben wurde.<sup>3)</sup> Dass sie schon damals dem heil. Jacobus

<sup>1)</sup> Fasc. 60 66.

<sup>2)</sup> Neuer Instanzkalender auf das Jahr MDCCLXXXI.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 689.

geweiht war, entnehme ich einer Notiz in den städtischen Gerichtsprotocollen aus den Jahren 1527—1530, wo es heisst: „Lucas Minischitsch hat dem Peter Fayglin sein Haus in der Rossengasse gelegen am Egkh in dem gasslen, als man zu sand jacobskirchen geen will, aufgeschlagen.“ <sup>1)</sup> Im Jahre 1494 wurde sie, wie bereits gesagt, den Augustinern übergeben, die bishin in der Nähe der jetzigen Franciskanerkirche ein Kloster sammt der Kirche des heil. Martinus und Johannes des Täuflers besassen. Bei einem der vielen Einfälle der Türken wurde diese St. Martins-Kirche sammt dem Kloster der Augustiner zerstört. Damit nun dieses zerfallene Gemäuer nicht den Türken als Schlupfwinkel diene, trug man es gänzlich ab, planierte den Boden und übergab den Augustinern die St. Jacobskirche. <sup>2)</sup> Doch blieben diese hier nicht lange, sondern übergaben schon im Jahre 1553 die Kirche sammt dem Kloster dem Kaiser Ferdinand I. auf gewisse Bedingungen hin und gegen Ueberlassung einiger Gilten. <sup>3)</sup> Das Kirchlein war jedoch sehr klein, weshalb es im Jahre 1597 den Jesuiten, die vom Kaiser Ferdinand II. nach Laibach berufen wurden, abgetragen und an ihrer Stelle eine neue Kirche in ihrer jetzigen Gestalt aufgebaut wurde, wozu der damalige Bischof Thomas Khrön 1613 den Grundstein gelegt und sie am 15. November 1615 eingeweiht hatte. Um zum Baue dieser Kirche und des Collegiums den nöthigen Platz zu gewinnen, kauften die Jesuiten, von der Landschaft mit reichlichen Beiträgen unterstützt, (in dem einzigen Jahre 1611 steuerte dieselbe zum Kirchenbau nicht weniger als 2000 fl. bei) <sup>4)</sup> 30 Häuser auf; darunter befand sich auch das kaiserliche Hospital. Mit der Niederreissung dieser Häuser entgieng aber dem Magistrate eine ziemlich bedeutende Steuer, weshalb er den Landesfürsten um eine Entschädigung ersuchte. Dieser liess ihm die freie Wahl zwischen der Abschreibung der Steuer und der Erhöhung des sogenannten Brückenpennigs auf den

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1527—1530.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 694.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 689.

<sup>4)</sup> Valvasor, XI. pag. 690.

doppelten Tarif. Der Magistrat wählte das letztere. <sup>1)</sup> Das von den Jesuiten in Besitz genommene Terrain wurde von der Floriani-, Rosen-, Sternwart-Gasse und dem Theil des jetzigen St. Jacobsplatzes vom Virant'schen Hause bis zum Redoutengebäude begrenzt. Das stattlichste Gebäude, das sie da aufführten, die St. Jacobskirche, wurde schon genannt. Daneben bauten sie an der Stelle des jetzigen Virant'schen Hauses ihr mit der Kirche verbundenes Kloster oder Collegium. Ihm gegenüber und an der Stelle des jetzigen Redoutengebäudes und der städtischen Mädchenvolksschule errichteten sie das Gymnasium; in diesem Gebäude verblieb die sechschlässige lateinische Schule bis zum Jahre 1788. Hinter dem Jesuiten-Collegium in der Ecke zwischen der Rosen- und Sternwart-Gasse wurde

### 7.) Das Knabenseminar

erbaut. Von Anfang an gieng das Bestreben der Jesuiten dahin, ihre Priester selbst zu erziehen. Ursprünglich lebten die Jesuitenzöglinge von Almosen und wohnten in der Nähe des Collegiums bei wohlhabenden Bürgern, der eine hier, der andere dort. Da schenkte ihnen das Stift Landstrass ein Haus zum Knabenseminar, das jedoch keine weitem Einkünfte hatte. Der erste, der etwas zur Erhaltung der Zöglinge beitrug, war ein Laibacher Bürger Weiss und ein Montagnana, Probst von Rudolfswert, der an das Seminar, die auf jährlich 30 fl. sich belaufenden Einkünfte seines Cillier Beneficiums abtrat. In der Folge der Zeit wurde dieses Seminar immermehr vergrössert. <sup>2)</sup> Der Zudrang der Studierenden war so gross, dass das Gebäude bald zu enge wurde. Die Jesuiten kauften sechs, an der Stelle des jetzigen Virant'schen Gartens stehende Häuser, bauten sie um und verbanden im Jahre 1634 dieses neue Seminar mit dem alten durch einen hölzernen Gang über die Gasse. <sup>3)</sup> Vor der St. Jacobskirche, zwischen dem Collegium und dem Gymnasium stand

---

<sup>1)</sup> Fasc. 213.

<sup>2)</sup> Historia Seminarii. M. S. in der Lycealbibl.

<sup>3)</sup> Gerichtsprot. 1634.

### 8.) Die Mariensäule,

ein Denkmal, das an die rastlose und vielseitige Thätigkeit unseres berühmten Landsmannes Valvasor erinnert. Den St. Jacobsplatz sperrte die Säule so ab, dass nur rechts und links derselben schmale Zugänge zur Kirche freigelassen wurden. Sie befand sich also nicht an derselben Stelle wie heutzutage.<sup>1)</sup> Ueber die Errichtung derselben erzählt Valvasor. „Dieses Werk hat die Löbliche Landschaft auf eigene Kosten machen lassen und ist zu dessen Ausarbeitung im 1680. Jahre der Anfang gemacht worden . . . . Es ist aber alles von schönen, verschiedener Arten bestgepolierten Marmel gebildet. Die Seule besteht aus einem eingesprengten rarem Marmel in einem Stück. Das Kapitell oder Schafftgesims aber zeigt den Genuesischen weissen Marmel. Das Postument und Seule ist nach meinem zuvor gemachten Modelle ausgebildet worden . . . . Oben auf der Seule aber pranget das von einem Stück gegossene Bild der Muttergottes, so ich nach meiner Erfindung formen, bilden und giessen lassen und stetigst dabei verblieb. Und zwar habe ich zum bilden den kunstreichen Wolff Weisskirchnern, Bildhauern zu Salzburg gebraucht, zum giessen aber dess Laybachischen Glockengiessers Christof Schlags . . . . mich bedient. Da es denn hier zu Laybach vor dem Carlstädter Thore in dem Gieshause An. 1681 den 16. December um Mitternacht zwischen elf und zwölf Uhr glücklich ohne einigen Fehler, samt der Kugel völlig in einem Stücke, so 8 Werkschuh hoch ist und auch in einem Guss verfertigt und darauf im nachfolgenden 1682. Jahr den 27. Mertz . . . . von dem Einer Löbl. Landschaft. verordneten Baumeister Marcello Genevese aufgesetzt worden.“<sup>2)</sup>)

Valvasor hätte, wenn es seine Bescheidenheit ihm erlaubt hätte, wohl hinzufügen können, dass ihm die Landschaft nicht gerade mit der grössten Zuvorkommenheit an die Hand

<sup>1)</sup> Vergleiche das Bild in Valvasor, XI. pag. 698.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 689.

gegangen war. Im Jahre 1680 meldete der Landeshauptmann dem versammelten Landtage: „Freiherr Valvasor monstriert unterschiedliche Landkarten zur Landeschronik und weilen anjetzt die Zeit zur Vorbereitung der Statua unserer lieben Frau, also erwartet er des gnädigsten Befehles.“<sup>1)</sup> In einer andern Sitzung: „Valvasor bittet auch um Bescheid, ob er an der Statua unserer lieben Frau zu laborieren anfangen soll.“<sup>2)</sup> Der Domprobst meinte: „Wegen der Statua aber würde das von Venedig erwartete Model diese Woche da sein, worüber die geehrten Herrn Verordneten mit Valvasor weiter delibrieren werden.“ Der Landesverweser entschloss sich: „Den Freiherrn Valvasor zu bescheiden, dass sich die löbl. Stände wegen der Statua bedenken wollen.“ Graf v. Gallenberg war der Ansicht: „Wegen der Statua könnte man Valvasor zu verstehen geben, dass er derlei Arbeiten derzeit unterlasse, weil die Stände nicht im Stande sind, welche zu erkönnen.“<sup>3)</sup> — Es war die Gefahr vorhanden, dass Valvasor mit seinem Wunsche, die Modellierung ihm zu übertragen, gar nicht durchdringen würde, denn in einer Sitzung vom Jahre 1680 vertröstete ihn der Landesverweser noch immer: „Wegen der Statua wäre die Antwort zu erwarten. Inzwischen kann man bei den Jesuiten eine hölzerne aufsetzen, bis die metallene gegossen wird. Uebrigens soll man Valvasor 1500 fl. und den Ausstand nachsehen.“<sup>4)</sup> Dabei mag aber bemerkt werden, dass man nicht etwa in blosser Berücksichtigung seiner Verdienste Valvasor diese Gnade gewährte, sondern weil man damals jedem Bittsteller gerne einen Steuernachlass bewilligte.

In der Sitzung vom 8. Juli 1682 endlich wurde Valvasor im versammelten Landtage das ihm gebührende Lob zutheil. Der Landesverwalter meldete: „Herr Valvasor hat die Statue

1) Landtagsprot. Bd. XXIX, Fol. 219.

2) L. c. Bd. XXX, Fol. 161.

3) L. c. Bd. XXX, Fol. 166.

4) L. c.

mit sonderm Rhum gegossen, die alle Fremden in Verwunderung zieht und andere Statuen übertrifft. Das Werk wird den Meister viele hundert Jahre loben. Man hat ihm derentwegen noch nichts gethan, ausser dass man ihm die Materialien zahlte; wären also 600 fl. mit Amtsgelegenheit anzuschaffen und auf Neudekherischen Ausstand eine Quittung von 900 fl. auszufertigen.“ Freiherr von Lebenberg fügte hinzu: „Dem Herrn Valvasor soll man die 2000 fl. völlig ersetzen, und nach und nach von dem Ausstande abraiten.“ Endlich wurde der Beschluss gefasst. „600 fl. mit Amtsgelegenheit anzuschaffen, 900 fl. bei Neudekh anzuweisen und den völligen Ausstand nachzusehen.“<sup>1)</sup>

In dem grossen Brande vom Jahre 1774 nun giengen alle diese Jesuitengebäude zu Grunde: das Collegium, die beiden Seminare, das-Gymnasium und die St. Jacobskirche. Die Feuersbrunst war so gewaltig, dass auch die Glocken in den Thürmen schmolzen. Durch ein Jahr stand die Kirche einer Ruine gleich ohne Dach und erhielt erst im nächstfolgenden Jahre auf Verwendung des damaligen Landeshauptmannes Josef Grafen v. Auersperg eine Nothbedachung. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens (1773) war bei dieser Kirche nur ein Caplan, ein Ex-Jesuit, der durch ein Jahrzehnt die Seelsorge versah, bis im März 1784 der Kaiser Josef II. diese Kirche besuchte und die Anstellung eines Pfarrers mit vier Caplänen anbefahl. Die Kirche wurde wieder hergestellt und durch reichliche Mitwirkung der Rosalia Karisch und Maria Rosenkranz, von denen jede 1000 fl. hiezu spendete, auch die jetzige grosse Glocke angeschafft.“)

Von den übrigen Gebäuden wurde mit Ausnahme des Gymnasiums keines wieder aufgebaut. Das Collegium trug man gänzlich ab und wandelte einen grossen Theil dieser Brandstätte in den schönen St. Jacobsplatz um, den andern Theil dieses Terrains und die gegenüberliegende Brandstätte (jetzt Virant'scher Garten), kaufte der Abbé Gabriel Gruber.

<sup>1)</sup> Landtagsprot. Bd. XXX, Fol. 357.

<sup>2)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1858, pag. 72.

Dort wo jetzt das Virant'sche Haus steht baute er ein Haus Nr. 71 „für mehanische und hydraulische Studien“. Da er darin wissenschaftliche Vorlesungen zu halten versprach, so wurde er für dieses Haus vom Kaiser von jeder Steuer befreit. Die gegenüberliegende Brandstätte (Virant'scher Garten) verkaufte er jedoch bald darauf an einen Bürger und zwar steuerfrei; die auf die Brandstätte entfallende Steuer liess er auf sein Haus schlagen, nur stellte er dem Käufer die Bedingung, keine Häuser auf dem verkauften Terrain erbauen zu dürfen, damit dem „mehanischen Lehrsaale“ nicht Luft und Licht genommen werde. Im Jahre 1783 aber verschwand der unglückliche Abbé und Navigationsdirector nach Zurücklassung vieler Schulden aus Laibach. Das von ihm zurückgelassene Vermögen repräsentierte einen Wert von 17.798 fl. Wer sollte nun die auf die Brandstätte entfallende Steuer zahlen? Darüber entbrannte ein langwieriger, erst im Jahre 1799 beendeter Process. 1)

Neu aufgebaut wurde unter der Leitung des Abbé Gruber, wie bereits erwähnt, nur das Schulgebäude und darin bis zum Jahre 1788 das Gymnasium, dann die Normal- schule und der Anatomiesaal untergebracht. Einen Theil, das Redoutengebäude, widmete man der Unterhaltung, es diente zur Abhaltung von Maskenbällen. Eine Ballordnung vom Jahre 1775 regelte das Verhalten der Besucher. Der Zutritt zu den Redouten war jedermann mit Ausnahme „der Bedienten in Uniform“ (Livrée) gestattet und zwar mit oder ohne Verkleidung, jedoch stets mit einer Larve oder einem Maskenzeichen. Mit Spornen oder einem „öffentlichen oder geheimen Seitengewehr“ durfte niemand erscheinen, ausser die Herren Officiere von der Wache und die Herren Ballcom- missäre, welchen die Inspection und die Handhabung der Ballordnung aufgetragen war; jeder hatte sich alles „Lärmens und unanständigen Betragens“ zu enthalten.“) Trotz des verhältnismässig hohen Preises von 40 kr. per Person be-

---

1) Fasc. 10.

2) Fasc. 29—30.

suchten im Jahre 1792 durchschnittlich doch an 300 Personen jeden Ball. Im Jahre 1807 stieg das Entrée sogar auf 51 kr.<sup>1)</sup>

### 9.) Der Anatomiesaal.

Einen solchen hatte die Stadt vielleicht schon seit 1759. In diesem Jahre bat wenigstens ein gewisser Philippus Prezl (auch Brezl), „chirurgiae magister,“ ihm einen Platz für seine chirurgischen Vorlesungen anzuweisen, entweder im Bürger-spitale oder sonst wo; zu Hause könne er keine Vorlesungen halten, wenn er sich nicht alle Patienten vertreiben wolle. Er beabsichtigte dreimal in der Woche zu lesen, am Montag, Dinstag und Donnerstag von 2—3 Uhr Nachmittag, ausgenommen die Ferien. Der Magistrat möge die Hebammen zum Besuche seiner Vorlesungen verpflichten; diejenigen, die nicht erscheinen würden, möchten mit 1—2 fl. bestraft werden. Er verlangte weiter, dass auch die Bader verbunden sein sollten, seinen Vorlesungen beizuwohnen.

Wo Prezl ein Saal für seine Vorlesungen angewiesen wurde, wissen wir nicht; wohl aber ist es bekannt, dass die Hebammen und die Bader zum Besuche derselben verhalten wurden. Das wenige, was die Hebammen bisher von der Geburtshilfe wussten, erwarben sie sich durch die Praxis. Für sie waren zwei Stunden in der Woche festgesetzt u. z. am Mittwoch und Samstag von 2—3 Uhr. Der Cursus dauerte vom 1. October bis 1. Mai. Einige Hebammen redeten sich aus, dass sie bereits geprüft seien, trotzdem mussten sie sich einer nochmaligen Prüfung bei Prezl oder Dr. Haymann unterziehen. Da die damalige Zeit den Besuch der Schulen sehr lästig fand, so erschienen die Zuhörer sehr unregelmässig. Prezl musste wiederholt mit Bestrafungen von 1—2 fl. zum fleissigern Besuch seiner Vorlesungen zwingen. Besonders drückend erschien dieser Besuch den Badern, die dreimal in der Woche die Vorlesungen zu frequentieren verpflichtet waren. (Prezl las somit öfter als er ursprünglich beabsichtigte.) Jeder Bader, der zwei Gesellen beschäftigte, musste einen

<sup>1)</sup> Faec. 96—99.

zu Prezl schicken, später sogar auch derjenige, der nur einen hatte; die Lehrjungen aber mussten alle kommen.

Die Chirurgen und Bader gehörten bis 1784 zu den Handwerkern; sie bildeten Zünfte, Handwerksgenossenschaften, ähnlich wie die Schuster und Schneider. Im Jahre 1784 wurde aber durch ein Hofdecret vom 22. Jänner ausgesprochen, dass die Chirurgie eine freie Kunst und nicht wie bisher ein Handwerk sein solle. Der Kaiser erlaubte: 1.) „Allen jenen wohl examinirten, in Spitälern sich geübten und mit Attestaten versehenen Chirurgen, sie mochten vom Militär- oder Civilstande sein, die Ausübung ihrer freien Kunst, ohne dass sie sich ein Gewerbe oder einen Barbierladen anzuschaffen nöthig hätten. Jeder auf einer Universität geprüfte, mit Zeugnissen der erlernten Anatomie, Chirurgie, Geburtshilfe, Vieharzneikunde, der praktischen Medicin und der Praxis bei den Spitälern versehene Chirurg konnte in den Hauptstädten Klagenfurt, Graz und Laibach seine freie Kunst ausüben.“ 2.) Die Chirurgen durften von nun an keine Barbierladen, Badstuben, Gesellen oder Lehrjungen halten. Diese Freiheit blieb dem Handwerke der Bader vorbehalten. Innerhalb eines Monats hatten die Chirurgen dem Kreisamte ihre Zeugnisse vorzulegen; allen, die dieses nicht thaten, wurde die Ausübung der Arzneikunst eingestellt und ihnen nur der Aderlass, das Schröpfen und dergleichen, jedoch nur unter Anleitung eines Medicus, gestattet. Im Jahre 1785 erhielten in Laibach acht Chirurgen das Recht ihre Praxis ausüben zu dürfen, zwei von ihnen noch dazu das Recht der Geburtshilfe. — Von nun an wurde kein Chirurg mehr als Bürger aufgenommen, der sich nicht mit einem Universitäts-Diplom ausweisen konnte. <sup>1)</sup>

Hinsichtlich der Doctoren der Medicin, die als nobilitierte Personen nicht der städtischen, sondern der ständischen Jurisdiction unterstanden, erfahren wir gelegentlich, dass sie ihrem Berufe nicht auf das gewissenhafteste nachkamen. Von Dr. Piegl sagte im Jahre 1678 ein Landstand: über ihn

---

<sup>1)</sup> Fasc. 70–72.

beklage sich kein Patient, weil er keinen habe. Auch gegen Dr. Rebeck beklage sich kein Patient, wohl aber die Witwen, „deren Männern er die Mäuler mit Erde verstopft hat.“<sup>1)</sup>

Die graduierten Aerzte standen im Dienste der Landschaft und wurden von ihr besoldet oder auch, wenn sie sich in etwas vergiengen, abgesetzt, wie dies eben jenem Dr. Rebeck passierte. Sie behandelten die Patienten theils in der Stadt, theils auf dem flachen Lande. Ihre Bezüge waren keineswegs glänzend. Im Jahre 1739 standen im Dienste der Landstände folgende Doctores mit nachstehenden Bezügen: Dr. Kestner, Senior der Mediciner Krains bezog 300 fl., Dr. Sanetti 400 fl., Dr. Weber 300 fl., Dr. Widmar 250 fl., Dr. Baronio 250 fl., Dr. Paulici 200 fl. „Ansonsten hatten die löblichen Stände einen Chirurgen mehr denn nöthig; dafür hat nun Bart. Pazum solche Proben abgelegt, dass man ihn selbst in Wien zu haben wünscht.“<sup>2)</sup>

Im Jahre 1785 stand der Anatomiesaal unter der Leitung des berühmten Naturforschers Dr. Hacquet.“<sup>3)</sup>

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, eines Vorfalles zu gedenken, der in einer doppelten Hinsicht interessant ist, einmal wegen einer berühmten dabei beteiligten Persönlichkeit, dann aber auch deshalb, weil er mit grellem Lichte das fast slavische Abhängigkeitsverhältniss beleuchtet, in welches der einst so stolze und sich frei bewegende Magistrat von Laibach gerathen war. Nach der Abschaffung der Vicedomstelle im Jahre 1747 wurde er nämlich dem Kreisamte untergeordnet. Der Landesvicedom, der höchste landesfürstliche, resp. kaiserliche Beamte im Lande, war der Verwalter aller Kammergüter, in erster Linie also der Städte und Märkte, als der wichtigsten Kammergüter.<sup>4)</sup> Als Statthalter des Landesfürsten (Kaisers) war er der gegebene Vertheidiger der städtischen, bürgerlichen Interessen gegenüber den oft herausfordernden Massnahmen der

<sup>1)</sup> Landtagsprot. Bd. XXIX, Fol. 98.

<sup>2)</sup> Ibid. XLVII, Fol. 299.

<sup>3)</sup> Fasc. 234—243.

<sup>4)</sup> Im weitern Sinne zu verstehen.

Landleute, d. i. Edelleute. Zugleich war er aber auch die Aufsichtsbehörde über alle Städte und Märkte. Ihm lag die Sorge dafür ob, dass seitens der Städte und Märkte den von der landesfürstlichen Huld gnädigst ertheilten Privilegien auf das stricteste nachgelebt werde. Ihm z. B. mussten die im versammelten Stadtrathe beschlossenen Marktpreise für Lebensmittel zur Begutachtung unterbreitet werden. Die mit den gerichtlichen Entscheidungen der Stadtväter unzufriedenen Bürger fanden im Landesvicedom die nächsthöhere Appellationsinstanz; der Landesvicedom war endlich das Organ, durch welches der Landesherr mit seinen Unterthanen verkehrte.

Im Laufe der Jahrhunderte trat dieser Beschützer bürgerlicher Interessen öfters für den vom Adel wegen seiner bevorzugten Stellung scheinlich angesehenen Bürger in der energischsten Weise ein. Im Jahre 1747 aber wurde diese wichtige Beamtung cassirt und der Magistrat unmittelbar dem k. k. Kreisamte untergeordnet, welches jeden seiner Schritte mit der peinlichsten Aufmerksamkeit beobachtete; dabei kam allmählig die gänzliche Untauglichkeit des Stadt-Magistrates zur Leitung des städtischen Wesens an den Tag. Es kam soweit, dass der Magistrat ohne vorherige Guttheissung des Kreisamtes nicht einmal die gewöhnlichsten Verfügungen erlassen, keine über zehn, ja später sogar über einen Gulden sich belaufende Ausgaben machen konnte; er musste z. B. beim Kreisamte um Bewilligung zur Anschaffung der defect gewordenen Vorhänge im Rathhause, wie zur Reparatur der Dachrinnen einschreiten. Die vom Kreisamte fast tagtäglich herabgelangten Rügen wurden in den allerschärfsten Ausdrücken gehalten.

In der Missachtung des Stadtrathes gieng das Kreisamt sogar so weit, dass es in so manchen Fällen gegen ihn mit der offenkundigsten Ungerechtigkeit vorgieng. Zur Illustration des Verhältnisses zwischen diesen beiden Behörden, möge folgender Vorfall dienen. Am 13. Juni 1785 wurde dem Magistrate gemeldet, dass auf dem Alten Markte neben dem dortigen Stadtbrunnen und dem Normalschulhause einige

Maurer das Stadtpflaster aufgerissen hätten und im Begriffe seien, eine Ableitung des Brunnenwassers in das Normalschulhaus vorzunehmen. Zugleich hiess es, diese Arbeit werde für Herrn Hacquet gemacht, der in diesem Hause wohnte. Ein so sonderbares Beginnen befremdete den Magistrat um so mehr, als er hievon nicht die geringste Auskunft erhalten, auf wessen Gestattung und aus welchen Gründen die Ausreissung des Stadtpflasters und gar die Wasserableitung vorgenommen wurde. Er war jedenfalls im Rechte zu glauben, dass man am städtischen Eigenthume eine so wichtige Veränderung ohne seine Bewilligung nicht vornehmen dürfe.

Der Bürgermeister schickte in das Kreisamt und liess Hacquet um Auskunft bitten, was das doch zu bedeuten hätte und ob es vielleicht auf Veranlassung des Kreisamtes geschehen wäre, erhielt aber vom Grafen Barbo die Antwort, das Kreisamt wisse davon nichts. Daraufhin schickte der Stadtrichter zweimal an den Ort der Arbeit und liess den Arbeitern im Namen des Magistrates die Einstellung der weitem Arbeit bedeuten, aber schon am Nachmittage lief wieder die Meldung ein, dass man trotzdem weiter arbeite, worauf der Magistrat den Stadtwachtmeister mit der Weisung, die Arbeiter zu arretieren; abschickte. Zugleich erschien am Arbeitsorte Hacquet und ein gewisser Jenčić, der die Arbeiten leitete. „Herr Hacquet liess sich dem Wachtmeister gegenüber mit höchst unanständigen Worten über die Stadtväter aus, die man nur gezwungen und nicht ohne Schamröthe hersetzt,“ — klagte die Stadtobrigkeit. Diese Worte wiederholte er mehrmals und trug dem Stadtwachtmeister ausdrücklich auf, sie dem Magistrate auszurichten. Jenčić liess sich verlauten: „Der Magistrat ist ein Esel, wenn er diese Arbeit einstellte,“ und beide hiessen die Arbeiter fortfahren.

Das war dem Magistrate denn doch zu viel, weshalb er die Arbeiter „mit militärischer Hilfe“ auf das Rathhaus bringen und einsperren liess. Jenčić erschien sogleich auf dem Rathhause, wo eben der Magistrat eine Gerichtssitzung abhielt, betrug sich hier auf das unanständigste, drohte dem Magistrate und bekräftigte seine oben angeführte Rede mit

neuen Beleidigungen. Hierauf begab er sich in's Kreisamt und brachte die Angelegenheit zur Anzeige. Der Kreiscommissär de Coppinis liess den Bürgermeister holen und verwies ihm in der Amtskanzlei, im Angesichte Jenčič's, in Gegenwart sämmtlicher Kanzlisten, ohne ihn weiter anzuhören, das Benehmen des Magistrates so heftig, dass die Leute in dem gegenüber liegenden Hause an die Fester liefen. Er behandelte ihn so unanständig als kaum ein Kreisbote zu behandeln wäre, und liess sich unter anderm auch verlauten: „Wir hier im Kreisamte wissen um keinen Magistrat.“

Die Beschimpfung gieng denn doch zu weit, als dass sie der Bürgermeister hätte auf sich ruhen lassen können. Er wendete sich zuerst an das löbliche Kreisamt und zwar vorzüglich im persönlichen Zutrauen zur Einsicht und Billigkeit des Herrn Kreishauptmannes und bat die beiden, Hacquet und Jenčič, zur Abbitte zu verhalten und zu veranlassen, dass weder der Magistrat noch einige Mitglieder desselben je wieder vom Kreiscommissär auf eine so unanständige Art behandelt würden.

Der Magistrat erhielt vom Kreisamte allerdings eine Erledigung seiner Beschwerde, mit der er sich jedoch unmöglich zufrieden stellen konnte; es klärte ihn nur dahin auf, dass das Wasser keineswegs für Hacquet, sondern für den Anatomiesaal bestimmt sei; die Einleitung habe es selbst beantragt und vom Gubernium die Genehmigung dazu erhalten; wie zur Beruhigung des Magistrates fügte es noch hinzu: es würde alle Unkosten die ständische Domesticalcassa tragen.

Wie bedeutungslos war der Magistrat! Mit seinem Eigenthume schaltete und waltete eine fremde Obrigkeit nach eigenem Belieben und er erhielt erst auf eine demüthige Ansuchung eine Aufklärung, bei welcher es das Kreisamt nicht über das Herz bringen konnte, ihm einen Seitenhieb zu versetzen. In der Beantwortung seiner Beschwerde versicherte es den Magistrat, dass im anatomischen Saale sehr wenig Wasser und selbst dieses nur zur Winterszeit werde

gebraucht werden; deshalb fand es auffallend, dass der Magistrat gegen eine, zum öffentlichen Wohl getroffene Verfügung Bedenken erhebe, denn die Ausbildung im anatomischen Saale sei kraft allerhöchsten Befehles die erste Bedingung zur künftigen Anstellung aller jener, welche sich der Wundarznei widmen wollen, was hauptsächlich die Söhne der Bürger thun. Der Magistrat hätte sich endlich gegenwärtig halten sollen, dass das in Rede stehende Haus von den krainischen Ständen mit nicht gleichgiltigen Kosten aus Liebe zum allgemeinen Wohl hergestellt worden sei. (14. Juni 1785.)

Von einer Satisfaction liess das Kreisamt in seiner Erledigung nicht ein Wort fallen; der Magistrat replicierte sofort, dass diese Angelegenheit als die wichtigere zuerst abgehandelt werden müsse, und bat noch einmal um Auftrag zur Abbitte an Hacquet und Jenčić, worauf er sich wegen der strittigen Ableitung unverzüglich zu äussern keinen Anstand nehmen werde. (21. Juni 1785.)

Die Beantwortung dieses Gesuches glaubte das Kreisamt in energischere Worte einkleiden zu müssen und bedeutete den ehrsamem Magistrat, dass derselbe einem Kreisamte keine Gesetze vorzuschreiben, sondern nur zu gehorchen habe und forderte ihn auf, die Aeusserung bezüglich der Wassereinleitung in den Anatomicsaal innerhalb 14 Tage um so gewisser zu erstatten, „als man widrigenfalls ernsterer zu verfahren bemüssigt sein werde.“

Dem Magistrate blieb nichts anderes übrig als einzulenken und die zustimmende Aeusserung zu geben. Er hatte aber nebstbei doch noch den Muth, sich an die höhere Instanz, das k. k. Gubernium, zu wenden und dasselbe noch einmal dringendst um Auferlegung der Satisfaction zu ersuchen. Er betonte, dass er die Verdienste eines Herrn Hacquet wohl zu würdigen und anzuerkennen wisse, aber die Verdienste geben noch keine Berechtigung zu dergleichen unanständigen Auslassungen gegen ihn. Mit dem blossen Widerruf könne er sich nicht begnügen, denn die Beleidigung geschah öffentlich, im Angesichte des Publicums und in den

pöbelhaftesten Ausdrücken. Die Genugthung müsse also auch der Beleidigung angemessen sein. An Jenčič's Genugthuung sei ihm nicht so viel gelegen, denn dieser Mensch sei ein so erbärmlicher Character, dass er seine grobe Beschimpfung leugne, was Hacquet wenigstens nicht thue. —

Vom Gubernium erfloss nun der Bescheid, dass Jenčič als ein unerfahrener und unbesonnener Mann auf das schärfste zu tadeln, derselbe aber auch verpflichtet sei, dem Magistrate in voller Rathversammlung Abbitte zu leisten. Hacquet hingegen sei aufzutragen, dem Magistrate eine schriftliche Genugthuung zu verschaffen, welchem Befehle dieser auch mit folgender Erklärung nachkam.

„Da die Beschwerde des hiesigen Magistrates an ein hohes Gubernium ergangen, dass ich wider ihr Gerichtsrecht gefehlt habe, mit einem unanständigen Ausdrucke gegen ihn mich bedient, und nun von hoher Stelle anbefohlen worden, wo es gegründet sei, zu widerrufen, so habe ich also auch keinen Augenblick Anstand genommen, dessen Befehlen zu gehorchen, solches hier zu thun und den hiesigen Magistrat für das jeder Zeit zu erkennen, als was er ist.“

Laibach, 1. August 1785.

Dr. Hacquet, prof. publ.

Diese Satisfaction sah eher einer neuen Beleidigung, als einer Abbitte ähnlich. Dass sich der Magistrat mit einer solchen Abbitte unmöglich einverstanden erklären konnte, ist wohl einleuchtend, weshalb er sich auch thatsächlich an das Kreisamt um eine geziemende Satisfaction wendete. Ob darüber eine neue Verfügung an Hacquet erlassen worden, wissen wir nicht; in den Acten ist darüber nichts vorhanden. Der Magistrat wird sich wahrscheinlich mit dieser ersten Abbitte begnügen haben müssen. Die Sache dürfte im Sande verlaufen sein. <sup>1)</sup>

Wo waren die Zeiten, wo die Mitglieder des Laibacher innern Rathes wie die Dictatoren der ewigen Roma oder die

---

<sup>1)</sup> Fasc. 234—243.

Dogen von Venedig in Purpurgewändern einherstolzierten, wo weiss und grün livrierte Gerichtsdienere vor dem Bürgermeister die silbernen Stadtschlüssel, vor dem Stadtrichter den silbernen Gerichtsstab einher trugen!

Sic transit gloria mundi. —

Vom Redoutengebäude lenken wir unsere Schritte an den hohen, jedoch sehr engen Häusern der Frosch-Gasse zum grossen Wasser-Thurme, der gerade gegenüber dem Einflusse der Gradašica in den Laibachfluss stand. Man nannte ihn auch

### 10.) Das Wasser-Thor,

wo ein Pächter von allen nach Laibach gekommenen Schiffen eine kleine Gebühr, das sogenannten Wasserzuländungsgefälle, abforderte. Das Wasser-Thor diente zur Abwehr eines etwaigen feindlichen Angriffes von der Wasserseite her.

Seine Abtragung fällt in das Jahr 1787. Bei einer Licitation wurde die Niederreissung dem Pächter des Wasserzuländungsgefälles, einem gewissen Klein, gegen 1080 fl. überlassen. Obwohl das Material einen viel bedeutendern Werth hatte, so wurde die Licitation doch mit Hinblick auf einige gar zudringliche Gläubiger der Stadt Laibach genehmigt, um sie möglichst bald zu befriedigen. Da das General-Commando an diesem Orte ein militärischen Zwecken dienendes Gebäude aufführen wollte, so kaufte es Klein dieses Wasser-Thor ab. Es scheinen aber die Licitationsbedingungen nicht genug klar gewesen zu sein, denn das General-Commando befand sich in dem festen Glauben, dass es mit dem Wasser-Thore auch den Grund gekauft habe, auf welchem dasselbe gestanden war. Um einem kostspieligen Prozesse auszuweichen, trat ein Schiedsgericht zusammen, welches sich dahin entschied, dass die Stadt dem General-Commando 500 fl. zurückzuzahlen habe, dafür aber im Besitze des Grundes verbleiben solle. <sup>1)</sup>

Hier beim Wasser-Thore war zugleich der Landungsplatz für alles nach Laibach gebrachte Holz, das in der an den Wasser-Thurm angebauten städtichen

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.

## 11) Holzkammer

deponiert wurde. Die Stadt kaufte das zu Brücken und städtischen Bauarbeiten nöthige Holz, wenn der Preis niedrig stand, auf, liess es hier trocken werden und verkaufte es alsdann um einen höheren Preis an die Bürger. Bis zum Jahre 1716 befand sich die Holzkammer am Rain, da aber ihre Lage nicht günstig erschien, wurde sie hierher verlegt und mit einem Kostenaufwande von mehr als 500 fl. neu aufgebaut.<sup>1)</sup> In der Nähe davon lag der Holzplatz, wo drei Holzmesser aufgestellt waren, um das Holz zu untersuchen und darauf acht zu geben, dass beim Verkaufe niemand betrogen wurde.<sup>2)</sup>

In der nächsten Nähe davon stand seit 1717 eine kleine „Kaserne auf dem Froschplatze“, die vom Magistrate mit einem Kostenaufwande von 2300 fl. errichtet wurde.<sup>3)</sup>

Vom runden Thurm zog sich in Form eines lang gedehnten lateinischen S, durch die Mitte des Flusses

## 12.) Der Rechen im Laibachflusse,

bis zur Ecke des Zois'schen Hauses unter der jetzigen St. Jacobsbrücke. Der Rechen diente einem doppelten Zwecke, zumtheil sollte er etwa sich losreissende Schiffe oder in's Wasser gefallenes Holz von den Brücken abhalten, zumtheil aber gehörte er auch zur Stadtbefestigung, um ein Eindringen des Feindes auf dem Wasser zu verhindern. Von diesem Standpunkte aus war freilich sein Wert ein problematischer und hätte er einem ernstern Angriffe wohl schwerlich standhalten können. Denn er bestand weiter aus nichts, als einer Reihe von lose mit einander verbündenen und nur

---

<sup>1)</sup> Fasc. 131—133 und „Verzeichniss der bei der landesfürst. Hauptstadt Laibach ankündlich angelegten durch mich Ludwig v. Raditsch, Doctorn und Stadtsyndicum allda gegenwärtig zusammengetragenen Capitalien sammt dem Beisatze des durch denselben Stadtmagistrat allda erkauften und zum grossen Theile aus dem Grund erbauten, directe oder indirecte Nutzen abwerfenden Stücke und Gilten.“ —

<sup>2)</sup> Fasc. 264.

<sup>3)</sup> Verzeichniss etc. v. Raditsch.

wenige Fuss tief eingerammten Pflöcken. An die Errichtung desselben gieng man aller Wahrscheinlichkeit nach schon zugleich mit der Befestigung der Stadt. Im Jahre 1552 war der Rechen bereits schadhaft, denn es wurde beschlossen, „dass man die Sperr am Wasser nothdürftig errichten und machen lasse, damit man das Wasser hinfüro alle Nächte sperre.“ <sup>1)</sup> 1593 fasste man den Beschluss, darauf Bédacht zu nehmen, „damit das Wasser gesperrt werde, nämlich es mit einem Fallbaum oder Gatter oder mit Stöcken verschlagen, wie das vor(her) gewesen.“ <sup>2)</sup> Kleinere Rechen befanden sich noch im Beginne unseres Jahrhunderts an so mancher Stelle des Flusses, so bei der jetzigen Metzgerbrücke und ihrer sehr viele in der Peters-Vorstadt.

Als im Jahre 1776 von der Regierung der Befehl zur Entfernung des städtischen Rechens herabgelangte und der Navigationsdirector Abbé Gruber mit der Leitung dieser Arbeit betraut wurde, erhob der Magistrat dagegen Einsprache; er war nämlich vorsichtig geworden, da ihm für eine jede von hoher Stelle in Aussicht genomme, aber verunglückte Speculation die Schuld mit dem Bedeuten, er hätte seine Bedenken äussern sollen, in die Schuhe geschoben wurde. Seine Vorstellungen giengen dahin, dass die Brücken nach der Entfernung des Rechens durch das angeschwemmte Holz gar zu viel leiden würden. Dagegen bemerkte Abbé Gruber wohl richtig. „Wenn eine Reihe von übel verbundenen, nur einige Fuss tief eingeschlagenen Stöcken, die doch den ganzen Fluss gesperrt, haben nicht können von Eis und rinnenden Pflöcken eingerissen werden, da sie doch vor jeder anstossenden Eisscholle gezittert, was werden erst gut miteinander verbundene Brückenjoche zu fürchten haben, die dazu noch die Stösse nicht nach der Quere, sondern mit der schmalen Seite aufnehmen. Oft haben sich Schiffe am Rann losgerissen und sind an die Brücken angekommen, sich quer davor gelegt, so dass sie zerhackt werden mussten;

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1552, Fol. 122.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. 1593. (Sitz. 2. Aug.)

die Brücke stand trotzdem fest. Uebrigens ist es lächerlich eine solche Gefahr bei dem matt fliessenden Wasser zu befürchten; durch die Entfernung des Rechens würde aber das Wasser noch matter fliessen, denn die Stöcke verursachen nur eine Schwellung und ist selbstverständlich, dass nach jeder Schwellung das Wasser geschwinder laufe, da es von einem höhern Orte abrinnen müsse. Da also die Schwellung aufgehoben worden, so sollte die Stadt vielmehr danken, dass man den Rechen entfernen wolle.“ Schliesslich fertigte der Abbé den Magistrat kurz ab: „Ich übergehe die übrigen Gründe. Ein hochlöbl. Magistrat wird an dem zur genüge die ungegründete Furcht einsehen, dass es nicht nöthig ist viel Beweise anzuführen, besonders nachdem der ganze Plan durch mehrere Jahre und von vielen untersucht, endlich von der höchsten Behörde gut geheissen und auszuführen anbefohlen worden ist.“

Der Magistrat beantragte, wenn schon der städtische Rechen fallen müsse, dann solle man auch die Wegräumung des Rechens bei den Franciskanern vornehmen. Gruber antwortete ziemlich energisch: „Was aber die Räumung beim Franciskaner-Kloster betrifft, so muss ich ein Mitleid tragen mit der geringen Erfahrung des löbl. Magistrates, denn, wenn ich auch Gründe anführe, so ist es nicht seine Schuld, selbe einzusehen. Genug, dass von Ober-Laibach bis zur Rechensandbank 18“ Fall ist: und ist von der Rechensandbank bis zu den Franciskanern 3' oder 36', so folgt daraus, dass der untere Einschnitt mit der obern Schwellung keinen Zusammenhang haben kann und wenn man schon selbe ganz räumte, so würde die Schwellung bei der Rechensandbank nicht um ein Haar schwächer sein.“

Entweder im Monate October oder November 1776 wurde der Rechen ausgerissen und da zufällig die Mauer, auf welcher die Schusterbrücke gestanden, schadhaft geworden war, so schrieb der Magistrat dies dem Nichtmehrvorhandensein des Rechens zu. Der Abbé replicierte:

„Wenn sich aber ein löbl. Magistrat auf Wassergebäude so gut versteht, so hätte er schon vor etlichen Jahren sehen

können, dass der übel angebrachte Wasserablauf bei der Trantschen (Schusterbrücke) die nicht scarpierete und aus schlechten Steinen ohne Verbinder zusammengepickte Mauer, worauf die Brücke ruht, unterhöhlen und endlich hinein werfen werde. Die Schricke zeigten dieses schon vor etlichen Jahren, wie es auch noch am nächst gelagerten Hause zu sehen; und obschon nicht einmal seit dem ausgerissenen Rechen ein grosses Wasser gewesen, so unterstand man sich doch zu sagen, dass die Ausreissung des Rechens daran Schuld wäre, wo doch das Wasser noch matter dadurch geworden. Die Herstellung dieses Einsturzes ist auch so elend, dass ein gleiches Beispiel in Kürze zu besorgen, mit sichtlicher Gefahr der Menschen, welche sich ungefähr darauf befinden würden. Ich führe dieses nur zu dem Ende an, damit nicht etwa der ausgerissene Rechen erhalten müsse, einen Deckmantel der schlechten Herstellung besagter Mauer abzugehen.“ <sup>1)</sup>

Vom Rechen begeben wir uns wieder durch die Frosch-Gasse auf den Alten Markt. Um nicht wiederum denselben Weg machen zu müssen, wäre es angenehmer den Laibachfluss entlang zu gehen, allein da reichen die Häuser bis an den Fluss und ziehen sich vom Wasser-Thore angefangen bis zum Sitticherhof an der am Wasser stehenden Stadtmauer hin, in welche nur da und dort Oeffnungen angebracht sind, um zum Flusse gelangen zu können. Wir sind also gezwungen auf den Alten Markt auf demselben Wege zurückzukehren und werfen im Vorübergehen einen Blick auf das Haus Sternwartgasse Nr. 2. Hier scheint sich die Zunftlade der Laibacher Kaufmannsgilde befunden zu haben. Darauf deuten hin die beiden Statuen, des hl. Rochus und hl. Sebastian, der Schutzpatrone der Kaufleute. Zwischen ihnen ist ein marmornes, künstlerisch wertvolles Bild der schmerzhaften Muttergottes eingemauert. Dasselbe wird dem Meister Robba zugeschrieben, weshalb man auch annimmt, dieses Haus habe Robba gehört.

<sup>1)</sup> Magistratsacten, Fasc. 22,

In unmittelbarster Nähe des Anatomiesaaes befand sich auf dem Platze vor dem jetzigen Landesgerichtsgebäude

### 13.) Der Altenmarkt-Brunnen,

zu dem das Wasser in frühern Zeiten vom Volovec-Berge <sup>1)</sup> geleitet wurde.

Er stand jedoch schon seit vielen Jahren trocken. Im Jahre 1771 machte ein Bürger des Alten Marktes dem Magistrate die Anzeige, dass das dortige Stadtviertel an Wasser Mangel leide und bat im Namen seiner Mitbürger um Abhilfe. Auch vom Kreisamte ermahnt, entschuldigte sich der Magistrat und setzte mit Hinblick auf seine leere Cassa auseinander, dass er den auf dem Alten Markte gelegenen Brunnen nicht wiederum in guten Stand setzen und demselben Wasser verschaffen könne. Nach dem Brande vom Jahre 1774 erhielt er eine neue Aufforderung dazu. Er war zwar nicht dagegen, allein es liess sich nichts thun, weil die Wasserleitungsröhren, welche vom Volouc dahin führten, durch den Gruber'schen Canal hinter dem Schlossberge abgeschnitten wurden. Neue Wasserleitungen anzulegen war aber für die städtische Casse damals ein Ding der Unmöglichkeit. Dass der Brunnen nöthig sei, gab der Magistrat wohl zu. Gegentlich der zwei Feuersbrünste im Jahre 1767 und 1774 hat er dieses leider selbst erfahren, um jedoch die Wünsche der Bürger zu befriedigen, dazu fehlten ihm die Mittel. Er schlug vor, da eben das ehemalige Jesuitencollegium abgetragen wurde, und also dort kein Brunnen mehr nöthig war, das dortige Wasser mit wenig Kosten für die Stadt zu übernehmen und die im Collegium befindlichen zwei Brunnen zum allgemeinen Nutzen für den Brunnen auf dem Alten Markte zu widmen. Im Jahre 1775 wiederholte er seine

<sup>1)</sup> Es mag hier ausdrücklich bemerkt werden, dass der jetzige Golovec in den ältern Urkunden des 16. und 17. Jahrhunderts ausnahmslos „Volouc“, in deutscher Sprache: „Freudenberg“ genannt wird. Erst im 18. Jahrhundert wurde der Name zu Golovec verändert, doch noch in diesem Jahrhundert stösst man oft auf die ältere Form „Volouc“.

Bitte, das Wasser, welches die zwei genannten Brunnen speiste, in den städtischen Brunnen ableiten zu dürfen. 1)

Die beiden Brunnen des Jesuitenhofes erhielten nämlich ihr Wasser vom Schlossberge. Nach einem langwierigen Schriftenwechsel entschied man sich endlich zur Herstellung eines neuen öffentlichen Brunnens der in der Wand der Normalschule (jetzt Redoutengebäude) angebracht wurde. Man gab also den am Kreuzungspunkte der Floriani- und St. Jacobs-Gasse und des Alten Marktes seit uralten Zeiten stehenden Brunnen auf und verlegte ihn zur Erleichterung des Verkehrs in die Wand des Normalschulhauses. Der frühere Brunnen war von Stein und wie der jetzige Rathhausbrunnen mit Bildsäulen verziert. Er scheint ziemlich massiv gewesen zu sein. Nach seiner Abtragung, im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden die unbrauchbar gewordenen steinernen figuralen Ornamente, Stiegen, Prellsteine u. s. w. zwar auf die Seite geschafft, jedoch am Redoutengebäude jahrelang liegen gelassen. Im vorigen Jahrhundert fand man dies ganz und gar nicht anstößig. Endlich aber sah der Magistrat denn doch ein, dass dies weiter nicht angehe und veranlasste die Entfernung des Steinhauens, weil die darauf herumspringenden Kinder bei einem etwaigen Herunterkollern der Steintrümmer Schaden nehmen konnten.

In jenen längstvergangenen Zeiten, als die Stadt Laibach sich nur auf dem rechten Ufer und bis zur Schusterbrücke ausdehnte, war der Platz vor diesem Brunnen zur Abhaltung öffentlicher Unterhaltungen, vorzugsweise des Tanzes, gewidmet. Im Jahre 1547 trug sich (Valvasor zufolge) hier ein gar schreckliches Unglück zu. „Am ersten Sonntage im Julio ist nämlich auf dem alten Markte bei dem Brunnen, allwo die ganze Nachbarschaft versammelt gewesen und mit einem ehrbaren Tanze sich ergötzt hat, ein Gespenst, so man den Wassermann nennt, als ein wohl aufgeputzter, schön- und wohlgestalter Jüngling erschienen, ein Mägdlein Ursulam

---

1) Fasc. 234—243.

Schäferin ergriffen, mit ihr sich ziemlich bekannt gemacht, und endlich den Sitticherhof vorbei nach dem Strom zugezogen und sich mit ihr hineingestürzt. . . . Seit dem aber der Fluss öfters geweiht und gesegnet worden, giebt dieses Gespenst bessere Ruhe.“ <sup>1)</sup> Doch hat es der gute Valvasor später sogar noch selbst gesehen, freilich zu einer Zeit, als er „in Laibach noch denen Studien obgelegen“.

Nun betreten wir die enge, der eigentliche „Alte Markt“ genannte Strasse. Hier finden wir ausser einem städtischen Officiers- und Badhause (jetzt Nr. 6) kein öffentliches Gebäude, wohl aber geht es zu Marktzeiten hier gar bunt zu. Den ganzen Alten Markt hinunter gibt es Nägel-, Eisen-, Lederer- und Riemerbuden, welche die ohnehin enge Passage dergestalt versperren, dass zwischen den aufgestellten Ständen und Fässern kaum ein Wagen vorüberfahren kann. Die Fussgänger, die zu Marktzeiten den Gang hindurchwagen, müssen sich einer hinter den andern stellen, um die Wagen vorübergehen zu lassen. Ausserdem wird durch dieses Gewirr noch das Vieh durchgetrieben. <sup>2)</sup> Auf dem Alten Markte war bis zum Jahre 1701 auch der Weinmarkt, der aber einem Bürger zu Liebe auf den Hauptplatz, unmittelbar vor sein Haus übertragen wurde, wogegen sich die Bürger beschwerten und um Rückübertragung ansuchten. <sup>3)</sup>

Vom Alten Markte führte seit jeher ein schmales Gässchen, der „Narrensteig“ oder Reber auf den Schlossberg. Die hier stehenden Häuser waren die elendsten der ganzen Stadt und auf 200 700 fl. geschätzt. Sie waren vom Boden bis zum Dache von Holz und selten von einer in der Nähe ausgebrochenen Feuersbrunst verschont. Trotzdem befanden sich hier mehrere Bäcker, (darunter auch ein Permé,) die in diesen Häuschen ohne Rauchfang Brot bucken. <sup>4)</sup>

Zwischen den zahlreichen Krämerbuden des Alten Marktes uns durchdrängend stossen wir an dessen unterm Ende in der unmittelbarsten Nähe der Schusterbrücke auf

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 685.

<sup>2)</sup> Fasc. 48—51.

<sup>3)</sup> Fasc. 264.

<sup>4)</sup> Fasc. 4.

#### 14.) Die Brotkammer,

das Verkaufslocale der Bäcker. Die Brotkammer, sagte der Magistrat gelegentlich, bestand seit undenklichen Zeiten. In den Gerichtsprotocollen hätte die Stadtbehörde nachschlagen können, dass das Brot bis zum Jahre 1552 unter dem Comaun, d. i. der Trantsche verkauft wurde. Bis zu diesem Jahre entbehrte also die Stadt einer Brotkammer. Am 29. Juli 1552 protocollirte der Stadtschreiber ff. Beschluss des Stadtrathes: „Prott Tisch“ (sc. Brotkammer) halben. „An heut hat ein ehre. Rath sammt den Herren Vierundzwanzigern einhellig fürgenommen und beschlossen, weil bisher bei dieser Stadt eine grosse Unordnung mit Feilhabung des Brotes, auch viel ungebürlische Unzucht befunden, und dass der Comaun (Trantsche) dadurch fast geenget und verrennet wird, dann hin und wieder am Gehen, Reiten und Fahren nicht wenig gehindert wird, derwegen und zu Vorkommung (Verhinderung) solches solle mit erster Gelegenheit ein „Prott Tisch“ Bank am gemeiner Stadt Grunde zwischen des Herrn v. Auersperg Haus (es ist das schon erwähnte Haus vor dem „alten Thore“) und dem Bade (Badhaus) am Alten Markt aufgerichtet, gebaut und gemacht werden, . . . . und sonst an keinem andern Ort Brot feilzuhaben gestattet werden.“<sup>1)</sup>

Der Grund und Boden, auf dem die neue Brotkammer aufgebaut wurde, gehörte der Stadt und war unverbaut. Ein Bürger, Frankouitsch, benützte ihn zur Ablagerung seines Kalkes. Nachdem man sich entschlossen, hier die Brotkammer aufzurichten, befahl man ihm die Räumung des Platzes. „Nachdem ihm (Frankouitsch) auferlegt, sein Kallich (Kalk) vor seinem Haus, das auf gemeiner Stadt Grund liegt, hinwegzuthun und dass man allda auf eines ehre. Magistrats Beschluss und Verordnung einen Brottisch machen lassen wolle. Darauf bei Poen von 5 Mark geboten, solchen Kallich wegführen zu lassen.“<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1552, Fol. 163.

<sup>2)</sup> Ibid. Fol. 168.

Ich lege auf diese Stelle ein besonderes Gewicht und zwar, weil Valvasor behauptet, dass die Brotkammer zu seiner Zeit an der Stelle des ältesten Rathhauses gestanden. Das scheint ein Irrthum zu sein; die ebenangeführte Stelle beweist, dass der Platz im Jahre 1552 unverbaut war. Man müsste nur annehmen, das die Stadtväter das älteste Rathhaus im Jahre 1484 rasiert und den Grund bis zum Jahre 1552 unverbaut gelassen hätten. Allein wenn je, so hätte der Magistrat, der die Localität für die zu erbauende Brotkammer ganz genau beschreibt, bei dieser Gelegenheit erwähnen müssen, dass sich hier einst ein so wichtiges Gebäude, wie es das Rathhaus war, gestanden sei.

In die Brotkammer war jeder Bäcker verpflichtet sein Brot, „jeder in sein besonderes Ladel“ alltäglich zum Verkaufe zu bringen und das alte abzuholen. Hier wurden die Getreidepreise auf einer schwarzen Tafel von 14 zu 14 Tagen ersichtlich gemacht. <sup>1)</sup> Hier befand sich auch die Stadtwage und die freie Wohnung des Pächters des Stadtwaggefalles.

Den Eingang zur Schusterbrücke versperrte

### 15.) Die Trantsche, Comaun oder auch Neugebäu

genannt, ein unheimliches und eines der ältesten Gebäude der Stadt. Woher es seinen Namen erhalten, ist schwer auszumachen. Die Erklärung des Namens „Trantsche“ überlasse ich berufenern Kräften. „Comaun“ nannte man öffentliche Verkaufsplätze, wo besonders Victualien feilgeboten wurden. Comaun hiess auch der Platz vor dem Rathhau Das Wort dürfte vom lateinischen „communis, e,“ öffentlich, abzuleiten sein. Auch für die Bezeichnung „Neugebäu“ kann eine befriedigende Erklärung schwer gefunden werden, und dies umsomehr, als sich die Bürgerschaft des 18. Jahrhunderts ganz wohl bewusst war, dass sie eines der ältesten Gebäude mit diesem so wenig zutreffenden Namen belegte.

Die Trantsche bestand aus einem mächtigen, zwischen zwei Häusern angebrachten Schwibbogen, worauf zwei Stock-

---

<sup>1)</sup> Fasc. 100.

werke ruhten. Nach dem Berichte des Magistrats von Jahre 1787 bestand es schon seit undenklichen Zeiten an derselben Stelle und war das städtische Criminalgefängniss für schwere Verbrecher, die von hier aus zur Richtstätte geführt wurden.

Im Jahre 1599 wurde der Schwibbogen neu gemacht und mit Fresken verziert. Der Maler hiess Ulrich Kramer und beanspruchte eine Entlohnung von 20 Thalern. Der Magistrat liess ihm sagen: „Wenn er die Arbeit, wie er es im Befehl hat mit dem landesfürstlichen (des goldenen Flusses [? Vliesses] halben) und gemeiner Stadt Wappen verrichte, so soll mit ihm der Stadtcammrer (Cassier) nach Gebühr rechnen.“<sup>1)</sup>

Zu einer Zeit, als die Stadt nur bis zur Schusterbrücke reichte, war die Trantsche hier gut untergebracht, allein am Ende des 18. Jahrhunderts hätte man für ein Criminalgefängniss kaum einen weniger passenden Ort finden können, denn es befand sich mitten in der Stadt, wo die Nachbarschaft durch das Schreien und Jammern der Züchtlinge, die allwöchentlich ihre Strafe erhielten, auf die unangenehmste Weise belästigt wurde.<sup>2)</sup> Andererseits war es über einer der besuchtesten Passagen angebracht. Nicht genug, dass unter dem düstern Schwibbogen die Leute den ganzen Tag hin und her giengen, lagen hier noch kleine Krämerhütten und vier städtische Verkaufsgewölbe mit allerlei Ware und, soweit es der beschränkte Raum zuließ, der Marktplatz für Meerfische, Schmalz, Mehl, Obst und andere Producte. Die Bürger fühlten es, wie unpassend der Ort für die Trantsche geworden war und waren bereit dem Magistrate, im Falle er sich zur Niederreissung entschliessen wollte, mit freiwilligen Beiträgen zu Hilfe zu kommen; darunter finden wir auch Sigmund Zois mit 85 fl. theilhaftig.<sup>3)</sup> Die Verlegung dieses Criminalgefängnisses war um so wünschenswerther, als es so baufällig geworden war, dass die im Jahre 1788 zu seiner

1) Gerichtsprot. 1599.

2) Hoff, „Gemälde von Krain“, I. pag. 96.

3) Fasc. 7.

Besichtigung beorderten Ingenieure ihr Gutachten dahin abgaben, dass sie keine Stunde für dasselbe gutstehen können. Der Einsturz drohete jeden Augenblick.

Da die Abtragung der Trantsche ohnehin schon eine beschlossene Sache war, so beschleunigte man dieselbe und schrieb auf den 2. Mai 1788 eine Licitation aus, bei welcher dem Ersteher gegen ein Entgeld von 71 fl. 10 kr. das ganze in Steinen, Ziegel und Holz bestehende Material überlassen wurde. <sup>1)</sup>)

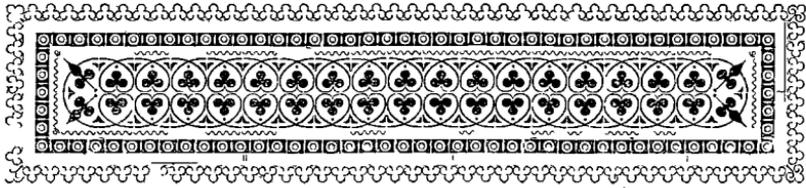
Dadurch aber verlor die Stadt einen Gefängnissort, weshalb an sie die Aufgabe herantrat ein neues Criminalgebäude zu errichten; die Verhandlungen darüber zogen sich bis in unser Jahrhundert hin.

Da wir dem linksseitigen Laibach, dem sogenannten „Neuen Markte“, unsern Besuch erst später abstatten wollen, so setzen wir unsern Weg zum Hauptplatze fort.



---

<sup>1)</sup>) Fasc. 7 u. 47.



## § 2.

### Der Hauptplatz.



Die Häuserlinie desselben ist mindestens von Valvasors Zeiten bis heute dieselbe geblieben. Der Hauptplatz war seit der Verlegung des ehemals auf dem Alten Markte gestandenen Rathhauses und seit der Vollendung der grossen Stadtbefestigungen, das bürgerliche Viertel im eigentlichsten Sinne des Wortes. So wie der Alte Markt den Krämer und kleinen Handwerker beherbergte, so bildete der Rathhausplatz das Heim des stolzen und reichen Handelsmannes. Im 16. und 17. Jahrhunderte war Laibach eine Handelsstadt, mit der sich nur wenige Städte Oesterreichs im Süden der Donau messen konnten; bedeutender war Wien, keineswegs aber Graz oder Triest. „Die Handlung“, sagt Valvasor, „ist stark in dieser Stadt sintemalen sie gleichsam im Mittelpunkt verschiedener Länder liegt und können die Waren in ein Dreieck vertheilt hingegeben und auch wieder erhalten werden. In (nach) Italien liefert diese Stadt Eisen, Wolle, Korn, Vieh, wofür sie wieder erhält Seide, Tuch, Salz, Gewürz und Meerdelicatessen. In Krabaten (sc. nach Croatien) schickt Laibach eben die vorgemeldeten Waren und bekommt dagegen Pelzwerk, Vieh, Honig und dergleichen. In Oberdeutschland oder Salzburg und Bayern sendet sie jährlich viel Centner Honig zur Bereitung des Mets, als womit dieses Land angefüllt und bei Ueberfluss des Weins gar wohl des Honigs und daraus gemachten Mets

entbohren kann. Ueberdies liefert sie auch italienische Waren, köstliche Weine, Quecksilber, Kupfer u. s. w. und erhält dagegen Wolle, gegerbtes Leder und andere zum Haushalten höchst benötigte Waren.

Seithero der Türk Candia bezwungen, ist dieser Stadt ein grosser Abbruch geschehen, indem sie grossen Handel dahin geführt, absonderlich die Hutmacher, als welche mit Hüten, Bareten, Kappen und dergleichen fast das ganze Königreich haben versehen. So hat auch der räuberische Türk durch Bezwingung Canischas der Laibachischen Handelschaft nach Ungarn einen ungemeinen Schaden zugefügt.“ <sup>1)</sup>

Der so schwunghaft betriebene Handel machte Laibach im 16. und 17. Jahrhunderte zu einer äusserst wohlhabenden Stadt. Der Reichthum fand zum Theil in den grossartigen Gebäuden, zum Theil im Kleiderluxus seinen Ausdruck. „Die Stadt ist bei fünfzig Jahre her an Pracht der Gebäude und Menge der Einwohner, auch sonst die Wahrheit zu gestehen, an Gepränge merklich gewachsen. Denn da man zu Anfange dieses Jahrhunderts etwan vier Carossen gesehen, so werden nunmehr über fünfzig gezehlt.“ <sup>2)</sup>

Der Hauptplatz bildete den Marktplatz für die beiden Wochenmärkte. „Esswaren werden“ sagt Valvasor „die Woche zweimal, als den Mitwochen und Sonnabend, von den Landleuten in die Stadt geführt. Und ist auf dem Markt als dann eine solche Menge Volks zu sehen, dass sie die Jahrmärkte an der Anzahl weit übertrifft.“ <sup>3)</sup>

Esswaren konnte man hier um sehr niedrige Preise bekommen. „Wann ein Tagwerker einen Groschen, so zwölf Pfennig hält, aufwenden will, hat er seine Tageskost, da er im Gegentheil vier Groschen bis fünf durch seine Tagsarbeit crarntet.“ Heute ist das Verhältniss zwischen dem Preise der Lebensmittel und dem Lohn ein viel ungünstigeres, das Leben somit ein theureres.

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 706.

<sup>2)</sup> Ibi. pag. 705.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 707.

„Die Reichen belustigen sich auch mit den Schleckerbisslein. Die italienischen Schleckereien sind hieselbst in der Menge vorhanden, und kann man hier doppelte Sommerfrüchte genießen, welches in andere Ländern ungewohnt.“

„Dann in dem Inner-Crain, der Karst, Wippach und Isterreich an Italien gränzen und gleicher Sonnen-Gütigkeit mit selbigem Lande genießen, so zeitigen alle daselbst befindliche Früchte eher als in Oberkrain und um Laibach. Daher es dann kommt, dass, wann die Wippachische Früchte verrauschet, so innerhalb eines halben Tags und Nacht erstlich nach Laibach mit den angenehmsten Geschmack gebracht werden, die daselbst befindliche Früchte erst zu reifen anfangen. Daher gute Freunde gewohnt, hiemit einen Fruchtwechsel zu treiben. Und kann man also im Sommer auf einmal allerley Sorten Obst auf einer Tafel vorstellig machen, als Kirschen, Birn, Feigen, Aepfel, Amarellen, Pfirsing, Weintrauben.“

„Zur Winters-Zeit bringt man Austern und allerhand Fisch-Arten um wolfeilen Preis auf Laybach, welche den Abgang der Sommer-Speisen reichlich ersetzen. Es war vor etlichen Jahren einer vom Adel, welcher frisch von Triest hergebrachte Austern, so man doch damals in Triest nicht bekommen konnte, hier zu Laybach gekauft und als er bey seiner Ankunfft bey Allen, die es nur sahen, eine Nachfrage damit erweckte, wo er dann dieses Genäsch, so jetzt nicht zu haben, überkommen? hat er geantwortet: „Wer die bey uns gefangene Austern zu essen verlangt, muss auf Laybach reisen und sie daselbst einkauffen.“

„Es war auch einsmals eine fürstliche Person, welche bey Ausgange des Monats Septemb. zu Triest eine Malzeit angestellt und auf einer Tafel die Früchte des gantzen Jahrs frisch aufgesetzt. Es waren daselbst befindlich frische Erdbeeren, Birn, Kirschen, von denen in den warmen Theilen fast der Name nicht mehr im Herbste bekannt; doch hatte er selbige in denen Crainerischen Gebirgen fleisig zusammengesucht und mit sich auf Triest gebracht.“ <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Ibid.

Markttariffe aus den Jahren 1593 und 1603 zeigen uns, dass sich die Bürger jener Zeit mehr „Schleckerbisslein“ vergönnten als heutzutage. Fische wurden auf den Laibacher Markt sogar aus Ungarn gebracht. Fischgattungen, die man auf dem heutigen Fischmarkte selten oder nie zu sehen bekommt, waren ein ganz gewöhnlicher Verkaufsartikel. „Die besten wurden freilich den Herrn zugetragen, die übrigen den Bürgern, durch Hin- und Hertragen verkauft.“

Einen imposanten Anblick gewährte der Hauptplatz, wenn die gesammte Bürgerschaft zur Musterung erschien, was alljährlich einmal geschah oder wenigstens hätte geschehen sollen. Von allen Seiten von Gefahren bedroht, war die Sorge der Stadtväter darauf gerichtet, die Bürger stets in wehrfähigem Zustande zu erhalten. Schon im Jahre 1523 wurde die gesammte Bürgerschaft besichtigt, ob alle mit Harnisch und Gewehr versehen seien. Denjenigen, die sich einen Harnisch nicht anschaffen konnten, trug man auf, Büchsen zu tragen. „Damit aber die Bürgerschaft Harnische habe, ist beschlossen worden, um dieselben gegen Salzburg zu schicken und sie unter die Bürger zu vertheilen, einem jeden um seine Bezahlung.“<sup>1)</sup> — An der Spitze der bewaffneten Macht stand der Stadthauptmann, „der gemeiniglich ein höchst verdienter und zu Ruh gesetzter Bürgermeister ist.“<sup>2)</sup> Ihm zur Seite standen zwei Lieutenants. Die Stadt wurde in drei Bezirke eingetheilt, den Alten Markt, Hauptplatz und Neuen Markt, und das Commando über die in jedem der genannten Bezirke wohnende Bürgerschaft einem Fähnrich anvertraut. Auch die Lieutenants- und Fähnrichposten wurden mit den angesehensten und zuverlässigsten Leuten besetzt. Der im Jahre 1635 zum Fähnrich am Platze erwählte Widerkehr wurde im nächstfolgenden Jahre Stadtrichter, den Fähnrich auf dem Alten Markte wählten die Bürger am nächsten Wahltage sogar zum Bürgermeister.

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1523.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 706.

Den Fähnrichen wurde je ein Wachtmeister (im Jahre 1635 bekleidete eine dieser Stellen ein Mathias Vgga [Vega?]) und je zwei Feldwebel beigegeben. <sup>1)</sup>

Der Aufmarsch der Bürgerschaft bot jedenfalls ein sehr interessantes Bild dar.

Das Gebäude aber, um welches sich das gesammte politische und mercantile Treiben der Bürger drehte, war

### 1.) Das Rathhaus,

der Stolz der Bürger und die Zierde der Stadt. Der Stadtrath hielt dieses Gebäude so in Ehren, dass er es jährlich zu Weihnachten einweihen liess. <sup>2)</sup> Es stand hier seit 1484, nachdem das älteste, im Jahre 1297 erbaute Rathhaus auf dem Alten Markte aufgelassen wurde.

Die Frage nach dem Standorte dieses allerältesten Rathhauses ist heute befriedigend zu beantworten wohl schwierig, fast unmöglich. Nach Valvasor stand es an der Stelle der „Brotkammer“. Die Brotkammer aber soll eben dort gestanden haben, wo sich heute das Ničman'sche Haus auf dem Alten Markte (Nr. 167 alter, Nr. 4 neuer Numerierung) befindet. Diese Stelle bezeichnete zuerst Richter, resp. Klun, <sup>3)</sup> ihm folgte Hr. Dimitz. <sup>4)</sup> Klun stützte sich hiebei auf Valvasor. Die valvasor'sche Nachricht ist jedoch auch die einzige, auf die wir bei der Bestimmung der Lage des alten Rathhauses angewiesen sind.

Es fragt sich nun, ob Klun an der Hand Valvasors die richtige Stelle gefunden. Diese Frage kann man zwar bejahen, jedoch nur für das Ende des vorigen Jahrhunderts. Im Jahre 1776 befand sich die Brotkammer zweifellos auf dem Alten Markte und trug damals die Nummer 113. <sup>5)</sup>

Es fragt sich jedoch, ob die Brotkammer noch zu Valvasors Zeiten dagestanden sei. Aeussere Gründe sprechen

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1635.

<sup>2)</sup> Fasc. 102.

<sup>3)</sup> Klun, Archiv II.; pag. 18.

<sup>4)</sup> Dimitz, „Gesch. Krains“, I. pag. 301.

<sup>5)</sup> Fasc. 7.

entschieden dagegen und gegen eine solche Lage des Rathhauses.

Man muss sich nur vor Augen halten, dass im Jahre 1297, in welchem das älteste Rathhaus erbaut wurde, die Stadt nur einen äusserst geringen Umfang hatte. Sie dehnte sich nur auf dem rechten Ufer der Laibach aus und reichte vom Eingange der Floriani-Gasse, d. h. dem Carlstädter- bis zum Schuster-Thore bei der Schusterbrücke. Hier hörte sie auf, welche Thatsache noch zu Valvasors Zeiten durch jene den Schlossberg zum jetzigen Uhrthurme hinaufführende alte Stadtmauer bezeichnet wurde, und was an anderer Stelle bereits festgestellt wurde.

Das Rathhaus wäre also nach jener Annahme Kluns in den äussersten Winkel der Stadt, fast unmittelbar an die Ringmauer geschoben worden. Man muss sich gestehen, dass unsere Vorfahren nach dieser Annahme für das Rathhaus den ungünstigst gelegenen Punkt der Stadt ausgesucht hätten. Es wäre das vorletzte und an der engsten Stelle der Stadt gelegene Haus gewesen. Für die Trantsche, also ein Criminalgefängniss, war ein solcher Ort sehr günstig gelegen, weil man dadurch die Verbrecher dem Anblicke der Bürger, soweit es nur thunlich war, entzogen hatte, nicht aber für das Rathhaus, den Mittelpunkt des politischen und geschäftlichen Lebens der Bürger. Im Jahre 1297 standen die meisten Häuser Laibachs um die St. Jacobskirche. Die grösste Anzahl der Bürger wäre also gezwungen gewesen, einen verhältnissmässig ziemlich weiten Weg in die äusserste Ecke der Stadt zurückzulegen, um zum Rathhause zu gelangen. Man darf hiebei nicht vergessen, dass ein Rathhaus jener Zeiten für die Bürger von einer ganz andern Bedeutung war, als heutzutage. In allen mittelalterlichen Handelsstädten, und das war Laibach von seinem Anbeginne an, kann man die Wahrnehmung machen, dass die Rathhäuser immer und überall den Mittelpunkt der Stadt bildeten und dass sich davor ein möglichst geräumiger Platz ausdehnte, um welchen sich die bürgerlichen Häuser herumlagerten. Es liegt kein Grund vor anzunehmen, dass man in Laibach hievon eine

Ausnahme gemacht habe und das Rathhaus unmittelbar vor das Stadthor und dazu an eine der engsten Stellen verlegt hätte. Dass man im Gegentheil auch in Laibach bei der Uebertragung dieses ältesten Rathhauses auf seinen jetzigen Standort einen möglichst geräumigen Platz zu gewinnen trachtete, ist noch heute leicht zu erkennen. Auf dem Hauptplatze kann man noch heute das Bestreben der damaligen Bürgerschaft herauslesen, durch Zurückschiebung der Häuser vor dem Rathhause einen möglichst grossen Rathhausplatz zu gewinnen.

Diese Gründe veranlassen mich, auch für das älteste Rathhaus einen ähnlichen Platz zu suchen. Wo wird wohl derselbe zu finden sein? Jedenfalls in der Mitte der Stadt, d. h. in der gleichen Entfernung vom Carlstädter- und Schuster-Thore. Werfen wir einen Blick auf den Plan von Laibach, so fällt uns ein solcher, in der Mitte der Stadt gelegene Platz sofort in die Augen. Es ist der Platz vor dem jetzigen Landesgerichtsgebäude; einen grössern findet man in der ganzen kleinen alten Stadt nicht. Hier an dieser Stelle stand nach meiner Ansicht das älteste Rathhaus; das stimmt mit der Gepflogenheit in den mittelalterlichen Städten überein, vor dem Rathhause einen grössern Platz frei zu lassen. Ausser dem ist es sicher, dass sich vor den meisten Rathhäusern städtische Brunnen befanden. Das ist eine merkwürdige Eigenthümlichkeit, auf die wir überall und auch in Laibach stossen. Auf dem von mir bezeichneten Platze stand noch im vorigen Jahrhunderte der Altenmarkt-Brunnen. <sup>1)</sup> Ich halte dafür, dass dieser uralte Brunnen vor dem ältesten Rathhause gestanden sei.

Meine Bedenken gegen die Behauptung Valvasors, dass die Brotkammer die Stelle des ehemaligen Rathhauses eingenommen habe, habe ich bereits (S. 72) geäussert. Man muss sich wundern, dass an keiner Stelle der Gerichtsprotocolle eines einstens hier stehenden Rathhauses Erwähnung geschieht.

---

<sup>1)</sup> Fasc. 234 243.

Im Jahre 1484 wurde nun dieses alte Rathhaus an seine jetzige Stelle verlegt und im Jahre 1537 mit Schiffer gedeckt.<sup>1)</sup> Der Erbauer desselben ist nicht bekannt, wohl aber der Maler Antonio Gerici, der es mit zahlreichen Fresken ausschmückte.<sup>2)</sup> Wie schon an anderer Stelle erwähnt wurde, stand es im Jahre 1484 an einer, von bürgerlichen Häusern isolierten Stelle. Man merkt es am Hauptplatze noch heute ganz klar, dass die Häuserlinie in der späteren Zeit, nachdem das Rathhaus bereits gestanden, die Richtung vorgezeichnet erhielt, welche sie noch heute einhält. Im Jahre 1484 gab es auf dem übrigens noch gar nicht befestigten Hauptplatze wenig Häuser. Hinter dem Rathhause selbst besass die Stadt noch im Jahre 1548 einen Steinbruch. Der ganze Schwerpunkt der Stadt aber wurde im Jahre 1484 mit dem neuen Rathhause in den jetzigen Hauptplatz verlegt. Diese Verlegung ist der Ausdruck des grossartigen Aufschwunges, den die Stadt nach dem Mauerbau und ihrer Vergrösserung genommen. Das wird wohl die Zeit gewesen sein, von welcher Valvasor sagt, „dass vor diesem (d. h. vor seiner Zeit) der Rath einen besonderen Habit hatte; damals giengen die Zwölfe des inneren Rathes in Purpur, wie die venetianischen Edelleute, die anderen aber in schwarzen Talaren gekleidet, wie solches theils aus alten Gemälden, worauf sie also abgemalt, theils durch Personen, die es von Leuten gehört, so diese Tracht selbst noch gesehen, erweislich.“<sup>3)</sup>

Ueber das Aussehen dieses Rathhauses (vom Jahre 1484) hat sich zufällig eine Beschreibung in einer Broschüre erhalten, die im Jahre 1680 bei Joh. Bapt. Mayr erschienen ist, oder wenigstens zu erscheinen bestimmt war. Eine Abschrift davon erliegt in der bischöflichen Seminarbibliothek. Sie führt den Titel: „Curia Labacensis Urbis Metropolis Ducatus Carnioliae.“ „Das ist ausführliche Beschreib- und Auslegung aller merkwürdigen Gemahl und sinnreicher Sinnbilder, welche in das neuerbauende Rathhaus der fürstl.

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1537, Fol. 71.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 671.

<sup>3)</sup> Ibid. pag. 699.

Hauptstadt Laibach kommen sollen, angegeben und verfasst durch einen treugesinnten Patrioten cum facultate Superiorum. Gedruckt in Laibach bei Joh. Bapt. Mayr a. 1680.“ Nach dieser Beschreibung war dieses alte Rathhaus an zwölf Schritte lang und ruhte auf zwei dicken Postamenten. Es hatte vier Fenster. „Auf der Carnife sah man die zwölf Sybillen, zwischen zwei Fenstern die Justitia in herrlicher Kleidung und auf dem Throne sitzend; ihr zur Seite standen einige Rathgeber, zu beiden Sciten auf die Rechtssprechung bezug habende Bilder, so das Gericht Salomons und auf der anderer Seite Camoste (?), welcher den falschurtheilenden Richter zu schinden, mit seiner Haut den Stuhl überziehen und seinen Sohn darauf zu setzen und recht zu urtheilen befiehlt. Auf der anderen Seite waren die vier Tugenden, temperantia, prudentia, fortitudo und sapientia abgebildet. In der Rathhausstube war das jüngste Gericht zu sehen mit etlichen Abbildungen römischer Kaiser und Kaiserinnen und ein Ponorama von Laibach. In der Höhe des ersten Stockwerkes waren in die beiden Ecken zwei Figuren in Lebensgrösse eingemauert, Adam und Eva vorstellend, (nach Valvasor „eine treffliche künstlerische Arbeit.“ Diese beiden Figuren waren das Wahr- und Kennzeichen der Stadt; von ihnen gieng die Sage, dass ein jeder, der zum erstenmal nach Laibach kam, sie küssen musste. Einer ganz besonderen Verehrung erfreuten sich dieselben seitens der wandernden Handwerksburschen.

Mit diesem alten Rathhause scheint man aber schon sehr früh nicht mehr zufrieden gewesen zu sein. Denn in der Sitzung vom 15. November 1547 „ist es beschlossen worden, man soll das Modell zum Rathhause förderlich machen und alsdann die Steine dazu erfordern und die Sache berathen, dass die Steine dazu geschnitten und gemacht werden.“ <sup>1)</sup> An einer anderer Stelle heisst es: „Anheut (27. Jänner 1548) haben meine Herren beschlossen, man solle die

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1547, Fol. 59.

Steine zum Rathhause bestellen und schneiden lassen. 1) Man solle die Säulen, Thüren und Fenster zum Rathhause andingen lassen, mit dem Steinmetz von Lack fertigen.“ 2) ... „Eodem (die) haben meine Herren abermals beschlossen, mit dem Steinmetz von Lack die . . . . Steine zu den Fenstern bestellen und andingen.“ 3)

Mag man nun bloss über eine gründliche Reparatur oder thatsächlich über einen Neubau verhandelt haben, — zur Niederreissung des Rathhauses ist es in dieser Zeit noch keineswegs gekommen. Allein 200 Jahre nach der Erbauung war es schon so baufällig geworden, dass man mit der Demolierung desselben nicht länger säumen zu dürfen glaubte. Im Jahre 1680 trug man sich allen Ernstes mit dem Gedanken, an Stelle des alten ein neues, weitläufiges und dem Ansehen einer Hauptstadt entsprechendes Rathhausgebäude aufzuführen, und thatsächlich hatte ein berühmter niederländischer Capuciner bereits die erforderlichen Pläne dazu entworfen. Der Reichthum und das Selbstbewusstsein der Laibacher Bürgerschaft fand in jener eben früher erwähnten Broschüre „Curia Labacensis“ einen würdigen Ausdruck. In derselben spiegelt sich der hohe Sinn und der ganze Stolz der Laibacher Bürgerschaft. Die Broschüre war aus der Unzufriedenheit mit den vorgelegten Plänen für das neu zu erbauende Rathhaus entsprungen. Lassen wir den unbekanntem Verfasser, der aller Wahrscheinlichkeit ein einheimischer Baumeister war (vielleicht Thalnitscher), selbst sprechen:

„Drei Gebäu seien vorderist (sc. vor allem) nöthig und in einer wohlgeordneter Stadt auf das herrlichste und prächtigste aufzuführen, angesehen derselben eine wohlbestellte Commune oder Gemeinde nicht entrathen kann und von derselben am meisten besucht und gebraucht werden, als das Rathhaus, Korn- oder Salzhaus und das Zeughaus oder Werkhaus und dieses von namentlich darum, dieweil son-

---

1) So drückt sich der Protocollführer (Stadtschreiber) aus. Gerichtsprot. 1548, Fol. 79.

2) Ibid. Fol. 80.

3) Gerichtsprot. 1548, Fol. 81.

derlich in dem ersten Gebäu dem löbl. und von Gott wohlverordneten Regimentsstand der Sitz und Stuhl, darob Recht und Gerechtigkeit zu administrieren und dem Gemeinnutzen zu befördern aufgerichtet und zubereitet werden könne. Das andere Gebäu (Korn- und Salzhaus) ist daher nöthig auf dass in solchem Getreidekasten in Wohlfeilszeiten das Getreide durch die Herrn Kastner, deren einer aus dem inneren und der andere aus dem äusseren Rathe sein soll, um einen geringen Wert aufgekauft und dem gemeinen Mann in theuren Zeuten wieder abgeholfen werden könnte. Das dritte (Zeughaus) aber ist einer Gemeinde anständig, dass sie sich in Feindsgefahr von allem Anfall beschützen und die Werkleute . . . . abgerichtet werden können.

Weilen ich nun vernommen, dass Euer Gestrengen und Herrn (nämlich Rathsherren) das zum Falle neigende Rathhaus vom Grunde wieder aufzuführen gewillt seien, und nun das nächste dabei gegen der Domkirche liegende, einem ehrsamen Martlin längst gehöriges Haus dazu widmen wollen, aus welchen beiden dann ein herrliches und sehenswürdiges Gebäu kann formiert und mittelszeit aufgeführt werden, daher ich mich unterfange, Euer Gestrengen und Herrn der Zeit allein einer meiner Bedenkzeit nicht unebenen Grundriss und Faciata des Rathhauses nicht allein anzugeben, sondern auch wie das Werk, wenn es schon zur Perfection sollte gebracht werden, auszuführen wäre, ein Project vorzustellen und obschon nicht alles, so da angeführt, sich sogleich in das Werk zu richten schicken wollte, so erfreute mich da höchlich, wenn zum Theile oder wohl auch alles ansehnlicher (ansehnlicher), als da angeführt worden, in einen Stand wollte gegeben werden.“

An den Leser sich wendend, fährt der unbekannte Verfasser fort: „Lieber Leser! Nachdem mir der Grundriss und Faciata des Rathhauses, welches von neuem sollte gebaut werden und ein berühmter Capuciner aus Holland, als ein sonderlicher Architect und Baumcoister angegeben, zu sehen vergönnt worden, habe ich einen anderen Riss oder Concept zu verfassen vorgenommen und damit ein Werk

zeigen wollen, was sowohl aus- und inwendig wohl anstünde und so jener nicht gefallen wollte, aus Ursachen, dass dasselbe auf altdeutsche und nicht neuarchitectische Manier concipirt worden, dieser dienen könnte, fördrist aber, dass auch die innere Auszierung allda zu finden. Ich will vor allem von dem Rathhause handeln, welches entweder ein herliches Werk sein, oder gar unterlassen werden muss. und wann das Werk nun herrlich angefangen werde, so hindert nichts, wenn gleich dasselbe nicht in zwei oder drei Jahren kann ausgeführt werden.“

Der Verfasser giebt uns darauf eine ausführliche Beschreibung, wie das neue, einer so bedeutenden Stadt würdige Rathhaus aussehen müsse. Wäre man seinen Rathschlägen gefolgt, so hätte sich das Rathhaus als ein Prachtbau ersten Ranges präsentiert, allein innere, in der Stadtvertretung selbst entstandene Zwistigkeiten und durch mehrere Jahrzehnte dauernde Verdächtigungen schoben die Erbauung eines neuen Rathhauses bis in das Jahr 1718 hinaus. Als vom Kaiser die Zwistigkeiten endlich beigelegt wurden, gieng man an die Niederreissung des alten, „lebensgefährlichen Rathhauses, darunter viele deren Bedenken getragen, solches zu frequentieren.“ 1)

Das neue Rathhaus wurde weder nach den Plänen des holländischen Capuciners, der vielleicht Martenuzzi hiess, noch nach denen unseres unbekanntes Verfassers erbaut. Letzterer hatte jedoch mit seinem Büchlein wenigstens den Erfolg, dass man dasselbe nicht in „altdeutscher Manier, sondern in der neuarchitectischen Weise,“ das heisst im italienischen Style auführte. Der Erbauer desselben war ein gewisser Matschek. Martenuzzi wurde für seine Mühe, die er auf die Verfassung des von den Rathsherrn nicht genehmigten Planes angewendet mit einem Betrage von 12 Ducaten entlohnt. Ich entnehme dieses einer Antwort des Stadtmagistrates an Robba. 2)

1) Das schon oft erwähnte Verzeichniss v. Raditsch.

2) Fasc. 264.

Am 5. April 1717 wurde das alte Rathhaus abgebrochen, am 16. April desselben Jahres vom Bürgermeister der Grundstein zum Neubau gelegt, <sup>1)</sup> und das Rathhaus im folgenden Jahre vom Grund aus ganz neu aufgeführt. Laut der Kammerreitung (Rechnung) kostete es ohne die heimischen Ziegel, die aus dem städtischen Ziegelofen beige stellt wurden, über 8000 Gulden. <sup>2)</sup>

Das neue Rathhaus erschien den Bürgern als ein äusserst stattlicher Bau, und der Magistrat gefällt sich in so manchem Schriftstücke, dasselbe als ein herrliches Gebäude zu rühmen. Allein bis gegen das Ende des 18. Jahrhunderts hat der Zahn der Zeit schon manche Veränderung an ihm vorgenommen. Im Jahre 1787 begann der obere Saal am Rathhause zu sinken, und war dem Einsturze nahe. Man brachte einige Unterstützungen an, musste jedoch zur Wiederherstellung desselben sofort Hand anlegen. <sup>3)</sup> Ursprünglich war das Rathhaus mit einem 50 Zentner schweren Balkon versehen, <sup>4)</sup> „wo grosse und kleine Criminalactus vollzogen wurden, jederzeit aber den zum Tode Verurtheilten am Wochenmarkt altgewohntermassen vom Rathhause ihr Verbrechen vorgehalten und die Verurtheilten dem Scharfrichter übergeben wurden.“ <sup>5)</sup> Da jedoch bis zum Jahre 1798, der gewaltige Stein verwittert war, ergieng von höherer Stelle an den Magistrat die Aufforderung denselben wegen Lebensgefährlichkeit, da sich doch unter dem Rathhause besonders an Markttagen eine grosse Menschenmenge zu versammeln pflegte, abzutragen. Freilich machten die Rathsherren die gegründeten Vorstellungen, das Rathhaus würde dadurch verunstaltet werden und baten um Ersetzung des Balkons durch einen neuen; das Kreisamt blieb jedoch bei seinem Entschlusse und der Magistrat hätte an die Entfernung des gefährlichen Steines gehen sollen. Da er aber glaubte durch

---

<sup>1)</sup> Klun, Archiv II., pag. 70.

<sup>2)</sup> Verzeichniss v. Raditsch.

<sup>3)</sup> Fasc. 7.

<sup>4)</sup> Fasc. 2.

<sup>5)</sup> Fasc. 7.

diese Abtragung des Balkons werde das Rathhaus eine seiner schönsten Zierden einbüßen, so bat er, da sich in der Stadtcassa keine Mittel dazu fanden, mindestens einen billigeren eisernen Balkon anzuschaffen, denn man habe den Balkon zur Verkündung der Criminalurtheile unbedingt nöthig. Das Kreisamt antwortete jedoch, dass es mit Einvernehmung der Provincialbaudirection für gut finde, statt des Balkons nur das mittlere Thor in ein Fenster zu verwandeln „und die Parapete sowohl desselben, als die beiderseitigen zwei Fenster mit steinernen Ballustren, wie bei den übrigen Fenstern des Rathhauses zu versehen. (Decret vom 27. October 1798).“ Die in ihrem Geschmack und von der Rücksichtslosigkeit des Kreisamtes gekränkten Rathsherren wendeten sich an ihre Mitbürger, besonders den reichen Handelsstand, um durch freiwillige Beiträge die Anschaffung eines Balkons zu ermöglichen; ihr Nothschrei fand jedoch bei der Bevölkerung keinen Widerhall und das Rathhaus blieb bis auf den heutigen Tag ohne Balkon. <sup>1)</sup>

Zu derselben Zeit befahl das Kreisamt auch die Entfernung der an den Dachrinnen befindlichen Drachen, „als einer geschmacklosen Verunstaltung, die auch von anderen nachgeahmt werde.“ Auch der Thurm hat seine ursprüngliche Form nicht beibehalten, sondern wurde, da er mit dem Einsturze drohte, umgebaut. Mit dem Geschmacke der Zeit gleichen Schritt haltend, wünschte der Magistrat am Rathhause hölzerne Balken anzubringen, weil die Stadt dadurch verschönert würde und ohnehin schon die meisten Bürgerhäuser mit solchen versehen wären. Früher hatte das Rathhaus keine Balken, sondern um die Hitze abzuhalten, nur Vorhänge, die jedoch zum theil zerrissen, zum theil bei der Anwesenheit der Franzosen verschleppt wurden. Ob der Wunsch des Magistrates schon zu dieser Zeit in Erfüllung gegangen, können wir nicht sagen, wenigstens weisen die Rechnungen darüber nichts aus.

---

<sup>1)</sup> Fasc. 2.

Die beiden Figuren Adams und Evas scheint man an das neue Gebäude nicht angebracht zu haben. Dieselben befinden sich jetzt in einem sehr diruten Zustande im hiesigen Museum. Es wäre wünschenswerth dieses altehrwürdige Wahrzeichen unserer Stadt wiederum ans Tageslicht zu ziehen und ihm unter den Sammlungen unseres Museums eine würdige Stelle anzuweisen.

Bei der Beschreibung der inneren Räumlichkeiten des Rathhauses wollen wir uns an den Bericht des Stadtrathes halten, welchen derselbe an das Kreisamt einsendete.

„Das erste Stockwerk des zweistöckigen Rathhauses hat auf den Platz nur die einzige Rathsstube und rückwärts unter dem Schlossberge ein einziges Fenster in dem in den Tschaulischen Hof<sup>1)</sup> reichenden Zimmer, wo in der Faschingszeit die Bälle und zuweilen einige Schauspiele von minderer Gattung gegeben werden.“ Im Fasching des Jahres 1762 hielt man in der Zeit vom 16. Jänner bis zum 13. Februar nicht weniger als acht Bälle ab, die dem Magistrate 217 fl. eintrugen.<sup>2)</sup> „Daneben liegt ein Nebenzimmer, wo sich „die Gemeinde“ versammelt und ihre Berathschlagungen vorzunehmen pflegt. Im anderen Stockwerke ist ein Zimmer auf den Platz, wo das Stadtcammeramt seinen Sitz hat und wo die Stadtkasse nebst den Rechnungen verwaltet wird; rückwärts sind ein paar hölzerne Kammern, allwo einige zur Stadtpflasterung dienliche Geräthschaften aufbewahrt werden. Im daneben stehenden Hause befinden sich das Archiv und die Registratur.“<sup>3)</sup> In einem andern ebenfalls im rückwärtigen Theile des Rathhauses gelegenen Zimmer wurde Billard gespielt. Im Jahre 1793 sperrte man es jedoch und vorwendete es im Jahre 1802 als Schulzimmer für theologische Studien, wovon der Magistrat einen jährlichen Zins von 40 fl. bezog.<sup>4)</sup> — Dieses Zimmer scheint zu jedem Zwecke

---

<sup>1)</sup> Das Tschaulische Haus ist das auch heute mit dem Magistrate verbundene Stadthaus.

<sup>2)</sup> Fasc. 10.

<sup>3)</sup> Fasc. 47.

<sup>4)</sup> Fasc. 2.

hergegeben worden zu sein, wozu es nur jemand wünschte, sogar zu noch weniger feinen Vergnügungen, als es das Spiel war. In Jahre 1763 zeigte z. B. ein Welscher einen Affen und ein Stachelschwein, für welche kleine Menagerie er dem Magistrate eine Gebühr von 1 fl. entrichtete. Im Jahre 1765 produzierte sich ein Taschenspieler.')

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts befand sich der Magistrat in der grössten Verlegenheit, da ihm das Kreisamt, um ihm die Bezahlung der im Laufe der Jahrhunderte aufgelaufenen grossen städtischen Schulden zu ermöglichen, das ganze städtische Vermögen zu verkaufen befahl; wenn möglich hätte es auch das Magistratgebäude zu Gelde gemacht. Weil aber das denn doch nicht angiang, so versuchte es mindestens, die städtischen Räumlichkeiten möglichst nutzbringend zu machen und befahl zu dem Zwecke im Rathhause eine Hauptwachtstube für das Militär herzurichten. Eine Verlegung der Hauptwache auf den Platz, plante man schon im Jahre 1776, als die Monarchin durch Laibach reisen sollte. Der Magistrat erwehrte sich dieser Verlegung mit dem Hinweise, dass bekanntlich die hohe Frau im Auersperg'schen Palais ihr Absteigequartier nehmen werde, wo sich doch die Hauptwache in der nächsten Nähe befinde. Selbst für den Fall, dass die Wachtstube am Hauptplatze stände, müsste man sie dorthin übertragen.')

Jetzt wiederholte das Kreisamt sein Verlangen. Das war eine arge Forderung! Man muss wissen, in welchem feindseligen Verhältnisse sich die Bürgerschaft und das Militär in jener Zeit gegenüberstanden. Der Magistrat sträubte sich gegen eine solche Zumuthung und gab zu bedenken, dass man vom Platze bis zur neu zu erbauenden Hauptwachtstube über drei Absätze und acht Stufen gehen müsste, „was für eine Wache, wenn sie ins Gewehr gerufen wird und über so viele Absätze und Stufen zusammenlaufen müsste, gar nicht anständig sein dürfte und hätte die Miliz

1) Fasc. 208 209.

2) Fasc. 1—3.

für ihre Gewehre und ihre Schildwacht, bei den vielen grossen und breiten Pfeilern, worauf die Rathsstube gebaut ist, keine rechte Gelegenheit, wohin sie diese Commode anlehnen, oder hinter die Pfeiler setzen und gleichsam verbergen sollte. <sup>1)</sup>)

Das dem Magistrate nicht gern nachgebende Kreisamt kam doch zur Einsicht, dass die Rathsherren recht haben dürften, und so wurde die Hauptwache im Jahre 1796 auf den jetzigen Valvasorplatz an die Stelle verlegt, wo sie bis vor wenigen Jahren verblieb. <sup>2)</sup>)

Rechts vom Eingange befand sich vor dem alten im Jahre 1717 abgetragenen Rathhause das sogenannte „Narrenkörterle“, ein eiserner Käfig, <sup>1)</sup>) in welchen die Verbrecher an Wochentagen zur Schau ausgestellt wurden. Vor das neue Rathhaus aber scheint man das „Körterle“ nicht wieder angebracht zu haben, wenigstens findet sich keine Andeutung darüber vor.

Auf demselben Bilde Valvasors bemerkt man rechts vom Rathhause den Schandpfahl, Pranger, an den die Verurtheilten angebunden wurden um ausgepeitscht zu werden; links eine Bank, die wahrscheinlich denselben Zwecken diene, wie das „Narrenkörterle“.

In der unmittelbarsten Nähe des Rathhauses begrüsst uns ein eminent künstlerischer Monumentalbau,

## 2.) Der Rathhausbrunnen.

Durch die Errichtung desselben erhielt die Stadt eine Zierde, wie ihr eine solche später wenigstens in dieser Gattung bis auf unsere Tage nicht mehr gefolgt ist. Bekanntlich rührt dieses Meisterwerk von der Hand Robba's, eines Italieners und Mitgliedes des Stadtrathes her; nicht jedermann dürfte es jedoch bekannt sein, mit welcher Aufopferung von Zeit und Geld der Meister das Werk zustande gebracht.

---

<sup>1)</sup> Fasc. 7.

<sup>2)</sup> Fasc. 47.

<sup>3)</sup> Siehe die Abbildung des Rathhauses in Valvasor's XI., Kupfer 443 oben.

Bevor wir jedoch diesen Gegenstand näher erörtern, wollen wir eine flüchtige Umschau über die ehemaligen Laibacher Wasserleitungen halten.

Die älteste ist wohl die von Utik in die Stadt hereinführende römische Wasserleitung, die noch im Jahre 1737 in Benützung stand. Im genannten Jahre verkaufte nämlich der Commendator des deutschen Ordens an die Stadt Laibach die sogenannte Commendische Gilt um die Summe von 37.000 fl. Unter den in den Kaufvertrag aufgenommenen Bedingungen findet sich auch eine, kraft welcher sich der Bürgermeister, Richter und Rath der Stadt Laibach verpflichteten, „keine fernere Oeffnungen in die uralte Wasserleitung noch einige Unsauberkeit zu machen zu verstatten, wohl aber darob zu sein, dass sothaner Canal und Brunnen in aller Reinigkeit für und für erhalten werde, gestaltsam das Wasser von dannen sowohl in der löblichen Commenda Brunnen als das kleine Wandel neben dem Stadthurm in Krakau einfließt, insofngsam das Publicum jederzeit reines und gesundes Wasser beibehalte.“ )

Von einer ebenfalls sehr alten Wasserleitung wurden im August des Jahres 1863 bei Gelegenheit der Grabung des Abzugscanals in der ganzen Länge des Domplatzes vor der Cathedralkirche vom Hause Nr. 298 bis 309 (alter Numerierung) wohlerhaltene, irdene Wasserleitungsröhren vorgefunden, deren eine (von 15" Länge) vorne 2" 3"', hinten aber 3" 4"' im Durchmesser hatte. Sie waren eine in die andere eingefügt und sozusagen hermetisch aneinander geschlossen, ohne jedoch verkittet zu sein, so dass sehr leicht eine aus der andern herausgezogen werden konnte.

Die Röhren lagen in der Richtung vom Schulplatze gegen das Magistratsgebäude, und zwar je näher demselben, umso näher der Erdoberfläche, so dass die letzten herausgehobenen Röhren kaum 2½' tief sich befanden. Dr. E. H. Costa, der den wissenschaftlichen Bericht über diese neueste Ausgrabung in Laibach an den historischen Verein für Krain eingesandt hatte, erzählt

---

) Fasc. 102.

weiter, dass diese Röhren nicht die einzigen waren, sondern dass noch andere in dieser Richtung in der Erde liegen müssten, sowie man auch am entgegengesetzten Ende gegen den Schulplatz, wo mit der Canalgrabung abgebrochen wurde, die Fortsetzung dieser Wasserleitungsröhren sehen konnte. Diese Fortsetzung führte nach Costas Dafürhalten dann über den Schul- und Jahrmarktsplatz und um den Schlossberg zum Gruber'schen Canal, bei dessen eben damals stattgefundener Vertiefung man ebenfalls auf ähnliche, der Stadt zugekehrte Röhren stiess, und sollen deren welche, wie man erst damals aus dem Munde eines Maurers erfuhr, schon vor Jahren bei Anlegung der jenseits des Gruber'schen Canals am Golovecberge liegenden Hradetzky-Vorstadt vorgefunden worden sein.

Die Thonmasse sowohl als der ausgezeichnete Brand und die Form der Röhren liess Costa keinen Zweifel darüber übrig, dass dieselben der römischen Periode angehörten. Man fand ja auch in vielen andern alten Städten Thonröhren, die zu Wasserleitungen dienten. Costa schien es constatirt zu sein, dass vor Jahrhunderten eine Wasserleitung vom Golovec nach der alten (römischen) Stadt, die auf dieser Stelle stand, bestanden habe, mag es nun Aemona gewesen sein oder nicht. <sup>1)</sup>

Ja! Es steht ausser Zweifel, dass vor Jahrhunderten vom Golovecberge eine Wasserleitung in die Stadt herabgeführt habe, schwerlich aber dürften die in Rede stehenden Röhren römischer Provenienz gewesen sein, da es der Römerart nicht entsprach, öffentlichen Zwecken dienende Wasserleitungen in so kleinem Masstabe in Angriff zu nehmen, vielmehr haben wir es hier mit einer sehr alten Laibacher Wasserleitung zu thun.

Damit stimmen übrigens auch alle anderen Umstände. Costa schien der ausgezeichnete Brand der Thonröhren auf römische Provenienz derselben hingedeutet zu haben. Allein auch das ist nicht entscheidend, denn auch unsere Väter

---

<sup>1)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1863, pag. 55

vor 200 und 300 Jahren verstanden sich auf ausgezeichneten Brand. Wer sich hiervon überzeugen will, besichtige die aus den städtischen Ziegelöfen herrührenden Backsteine in den alten Ruinen auf dem Schlossberge. Ebenso wenig entscheidend ist die Thonmasse, denn auch die Majolicas, mit welchen die Laibacher Kaufleute schon im 16. Jahrhunderte einen schwunghaften Handel trieben, setzen eine, wie es scheint, jetzt nicht mehr übliche Behandlung des Thones voraus. Ich glaube wie die eine Wasserleitung vom Golovec zum Altenmarkt-Brunnen auf der einen Seite des Schlossberges geführt wurde, so die andere zum Rathhause auf der andern Seite desselben und an der Schiesstätte vorbei. Die Richtung, in welcher die Röhren vom Domplatze zum Schulgebäude und weiter gegen den Jahrmarktplatz verliefen, weist auf das Franciskaner-Thor hin, das sich auf dem Platze vor dem jetzigen Mahr'schen Hause befand. Des tiefen Grabens wegen, welcher an dieser Stelle die Stadt umfieng, mussten die Röhren zu den beiden Brücken des Franciskaner-Thores, die den Eingang von der Polana in die Stadt vermittelten, geführt werden.

Die in der Umgebung der beschriebenen Wasserröhren vorgefundenen Gegenstände deuten ebenfalls nicht auf römischen Ursprung hin. So hatten z. B. nach Costa's Versicherung „die zwei Töpfe, die an das hiesige Museum abgegeben wurden, die gewöhnliche, heutzutage übliche Form; zwei andere, aus den von den Arbeitern herausgeworfenen Bruchtheilen soweit es ging zusammengestellte Töpfchen wichen nicht im mindesten ab von der niedlichen Gestalt der derzeitigen Milchtöpflein aus Porzellan von  $\frac{1}{2}$  Seidel Gehalt, jedoch ohne Henkel, und hatten dieselben von aussen bis über die Hälfte gekerbte Streifen ringsherum. — Die Röhren lagen in der Richtung gegen das Magistratsgebäude und zwar je näher demselben, desto näher der Erdoberfläche, so dass die letzten herausgehobenen Röhren kaum  $2\frac{1}{2}$ ' tief sich befanden.“ ) Dieser letzte Satz lässt keinen Zweifel dar-

) „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1863, pag. 55.

über aufkommen, dass sie zum Rathhausbrunnen führten, der sich an derselben Stelle befand wie der heutige. Es wird doch nicht behauptet werden können, es hätten schon die Römer an derselben Stelle einen öffentlichen Brunnen aufgerichtet. Die alte Römerstadt, mag sie nun Aemona oder wie immer geheissen haben, lag ja an einem ganz anderen Punkte des jetzigen Laibach, in der Gradischa-Vorstadt. Zugegeben nun, die hier in Rede stehenden Röhren hätten thatsächlich in die alte Römerstadt geführt, warum nahm nun die Tiefe ihrer Lage gegen den Rathhausbrunnen immer mehr ab?

Im Jahre 1565 stand diese Wasserleitung jedoch schon nicht mehr in Verwendung, sondern man leitete das Wasser bereits vom Rosenbachberge in den städtischen Brunnen. <sup>1)</sup> Zu den Röhren nahm man nicht Thon, sondern Holz; im genannten Jahre erhielten die städtischen Röhrenmeister den Auftrag, „sich mit dem Stadtrichter wegen Anschaffung von 60 Stück lärchenen Wasserröhren ins Einvernehmen zu setzen.“ Zugleich erfahren wir, dass der Rathhausbrunnen im Jahre 1569 einer Reparatur bedürftig war, denn der Stadtcammrer (Cassier) wurde beauftragt, den Wasserkasten durch einen neuen zu ersetzen. <sup>2)</sup>

Im Jahre 1565 wollte man auch auf dem Neuen Markte einen Brunnen errichten und das Wasser zu demselben ebenfalls vom Rosenbachberge leiten. Der Stadtrichter und der Stadtschreiber erhielten den Auftrag, sich zu den städtischen Brunnen unter dem Rosenbache zu verfügen und dieselben zu besichtigen, ob in denselben hinlänglich Wasser vorhanden sei, um es auf den Neuen Markt vor das Landhaus zu leiten. <sup>3)</sup> — Es ist interessant zu beobachten, dass die Laibacher Stadtväter es nicht für nöthig fanden, eine Expertencommission abzuschicken; sie trauten dem Stadtrichter und dem Stadtschreiber soviel Einsicht zu, dass sie überhaupt in jeder die Stadtinteressen tangierenden Angelegenheit, also auch in dieser immer das Richtige treffen müssen.

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1565.

<sup>2)</sup> Ibid. anno 1569.

<sup>3)</sup> Ibid. anno 1565.

Und sie trafen es auch. Sie waren gegen die Ableitung dieses im Rosenbacher Reservoir aufgespeicherten jedoch nicht hinreichenden Wassers auf den Neuen Markt; sie unterblieb deshalb.

Neben dem Brunnen auf dem Hauptplatze besass die Stadt noch einen zweiten Springbrunnen an der Spitalbrücke, von denen der erstere im Frühjahr, Sommer und Herbst, letzterer aber nur im Winter benutzt wurde. Aus dieser Wasserleitung wurde auch das Verpflegsmagazin mit dem zum Brodbacken erforderlichen Wasser zur Nachtzeit mittels einer eigens an den Haupttröhren angebrachten Pippe versorgt. <sup>1)</sup>

Schliesslich sei noch der Brunnen an der St. Florianskirche erwähnt, der schon vor der Erbauung der Kirche bestand und von den Jesuiten gegen Entrichtung einer kleinen Gebühr von jährlichen drei Gulden benutzt wurde. <sup>2)</sup>

Alle die genannten Brunnen scheinen einfach und anspruchslos gewesen zu sein, ganz anders jedoch steht es mit dem Rathhausbrunnen, dem schönsten Kunstdenkmale des heutigen Laibach. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts befahl die Stadtväter eine merkwürdige Lust, die städtische Cassa bis auf die Neige auszuleeren. Sie kauften im Jahre 1737 die Commendische Gilt um 37.000 fl., die Vicedom'sche Gilt im Jahre 1726 um 34.000 fl., die St. Peter- und die Capitelgilt. <sup>3)</sup> Sie bauten Kasernen, Wirtshäuser und nahmen gründliche Reparaturen fast an allen öffentlichen, der Stadt gehörigen Baulichkeiten vor. Was sie dazu bewogen, ist nicht einleuchtend. Vielleicht begann sich schon in dieser Zeit in ihnen die Furcht zu regen, es könnte die kaiserliche Regierung das städtische Oeconomiewesen selbst in die Hand nehmen und die Stadtväter davon gänzlich ausschliessen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ist dies auch thatsächlich eingetreten.

---

<sup>1)</sup> Fasc. 96—99.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. 1612.

<sup>3)</sup> Fasc. 102 u. 213.

Mag dem nun sein wie es will, — in dieser Zeit der hastigen Ausleerung der städtischen Cassa nahmen die Stadtväter auch die Herstellung eines neuen steinernen, somit sehr kostbaren Brunnens in Aussicht und setzten sich zu dem Zwecke mit dem Bildhauer Robba ins Einvernehmen. Die Unterhandlungen führten im Jahre 1743 zur Abschliessung des Contractes, kraft dessen sich Robba verpflichtete, einen kunstvoll ausgearbeiteten Brunnen herzustellen. Der Stadtcassier Ranilouitsch versprach ihm dafür 2400 fl. und eine der drei im Jahre 1743 zur Erledigung kommenden Rathstellen im äussern Rathe.

Robba hätte innerhalb zweier Jahre mit dem Brunnen fertig werden sollen, allein noch das Jahr 1749 überraschte ihn beim noch nicht vollendeten Brunnen. Der Magistrat drängte und da er die Vollendung des Brunnens ehestens wünschte, so liess er sich im Jahre 1749 herbei „aus besondern Bewegungsursachen zu bewilligen, dass demselben (Robba) gegen dem, dass er zur Ausarbeitung des Brunnens unaussetzlich vierzehn Arbeitsleute erhalten und das Werk annoch in fürwährender Sommerzeit dessen Versprechen gemäss zu stande bringen solle, einhundert Gulden deutscher Währung für obersagte vierzehn Arbeiter verabfolget und sofort solange die vierzehn Arbeiter in angeregter Arbeit erhalten werden und der Stadtmagistrat sich eines widrigen nicht entschliessen würde, continuirt, von jetzt aber demselben die vorgebend zu sothaner Bestreitung aus eigenen Mitteln verwendeten zweyhundert ein und dreissig Gulden 41 kr. jedoch ohne alle Consequenz, sogleich gegen Quittung vergütet und respective anticipirt werden. Laibach, am 2. Mai 1749.“

Ausserdem bestellte der Magistrat, nachdem „dem Herrn Robba der weisse Marmel bey Triest zu grunde gegangen war,“ die nächste Lieferung auf eigene Rechnung.

Robba war zwar ein vorzüglicher Meister, aber ein sehr unpractischer Geschäftsmann; der Brunnen, den er sich um 2400 fl. herzustellen verpflichtet, verursachte ihm nach einer

vom Magistrate selbst begutachteten Rechnung nicht weniger als 4.826 fl. Auslagen, so dass er nicht nur dabei nichts verdiente, sondern sogar sein ganzes Vermögen aufwendete. Infolgedessen lag es wohl schon im eigenen Interesse des Magistrates, dass er ihm mit oberwähnter Unterstützung unter die Arme griff.

Nach der endlichen Vollendung des Brunnens im Jahre 1751 wandte sich Robba mit folgendem Gesuche an den Magistrat um Schadloshaltung:

„Löblicher Stadt Magistrat!

Es wird einem löblichen Stadt-Magistrat ohne mein vieles Wiederholen bekannt sein, mit welchen geringen Unkosten ich den, ohne Ruhm zu melden, herrlichen und des publico civitatis besonders Aufsehen machenden Springbrunnen hergestellt.

Laut meines unter dato 2ten März 1749 eingereichten Entwurfes hat zwar der Brunnen bei 4.826 fl. gekostet; da jedoch dieser auf eine unparteiische Schätzung, auf welche ich es ankommen zu lassen bitte, veranlasset würde, so müsste sich zeigen, dass dieses Werk über 12.000 fl. wert sei.

Wenn aber im obigen bereits beangenehmigten Entwürfe, an welchem nur noch bei 100 fl. zu vergüten wären, von meiner neunjährigen, an erdeutetem Brunnen so mühsam als kunstreich vollbrachten Arbeit noch keine Reflexion besteht, ein löblicher Stadt-Magistrat dagegen diese in Erwägung meiner dabei vielfältig erlittenen Strapazen und sonstig versäumten, weit erträglicheren Arbeit um so weniger unbelohnt lassen kann, als mir öfter von dem versammelten löbl. Magistrat eine besondere Rêcompens zugesagt worden, nebst dem aber auch niemand einen besonders so grossen Schaden, wodurch ich in das gänzliche Aufliegen verfallen und in meinen dem Alter zu nahenden Tagen den Bettelstab ergreifen müsste, verlangen könne, und eben darum wird der von mir bona fide und so leichtsinnig und zu besseren Zeiten eingegangene Contract diesem meinen Gesuch nicht am Wege sein, also hoffe und bitte gehorsamst derselbe

(Magistrat) wolle meine verdiente Belohnung mit einem proportioniert ergäbigen quanto determinieren und solche günstig anschaffen, damit mir nicht anstatt der verdienten Belohnung die schwere Strafe des betrübten Bettelstandes und das Bedauern meiner erlernten Kunst oder vielmehr, mit dem löbl. Magistrat jemals pactiert zu haben, übrig verbleibe.

Der löbl. Magistrat wird ja an mir als Verfertiger eines zu ewigem Gedächtnis hinterlassenen Werks eine so nachdenkliche Gedächtnis, dass der Meister bei dem Werk zu Grunde gegangen und hiedurch ausser Stand gesetzt worden, ein anderes zu unternehmen, zugleich nicht hinterlassen, sondern vielmehr den Meister bei seinen Kräften zu erhalten suchen, damit er fernershin zu des publici Diensten gebraucht werden könne, allwohin er sich auch wie bis an dato gänzlichen und gehorsamst erbittet.

Laibach, 11. Febr. 1752.

Francesco Robba,  
senitore e architetto.“

Eine Untersuchungscommission, die der Magistrat aus seiner Mitte aufstellte, referierte, dass der Brunnen thatsächlich einen höhern Wert besitze, als Robba dafür bekommen. Er habe dabei nicht nur seine Barschaft eingebüsst, sondern sich noch um mehr als 2000 fl. verschuldet. Der Contract wäre wegen Verletzung über die Hälfte ungiltig, da jedoch Robba den Brunnen auf 12.000 fl. schätze, so könne sie ihm gar keinen Antrag stellen, sondern überlasse dieses dem Magistrate, dem sie jedoch den Rath gebe, sich gütlich zu vergleichen, da im Falle eines Prozesses der Magistrat vielleicht zu einer höheren Entschädigungssumme verurtheilt werden könnte, als sie Robba selbst beanspruche.

Der Magistrat war jedoch zu einer weitergehenden Gratification, als dass er ihm die über die ausbedungenen 2.400 fl. aufgelaufenen Auslagen von 2.426 fl. ersetze, nicht zu bewegen. Der Meister nahm nun zur Repräsentation und Cammer seine Zuflucht, an welche er folgendes Gesuch richtete:

„Hohe Repräsentation und Cammer!

Euerer kais. königl. Majestät ist es bekannt, wie ich den ohne Ruhm zu melden herrlichen und dem publico civitatis besonders Ansehen machenden Brunnen hergestellt.

Es hat zwar dieser 4.826 fl. gekostet, aber ich getraue mir darzuthun, dass ich bei diesem Werk aus eigenen Mitteln ohne meine neunjährige gehabte Mühe, Strapaz und Arbeit im geringsten anzurechnen, bei 2.000 fl. eingebrockt und mich dergestalten verschuldet, dass ich künftig eine Arbeit zu unternehmen gänzlich entkräftet worden. Die 4.826 fl. wie auch die durch mich besonders verwendeten 2.000 fl. habe ich zur Bezahlung der Arbeitsleute verwendet und mithin meine untergebenen Gesellen, welche nach meinem Angeben gearbeitet, sind ihrer Lohnung befriedigt worden, ich aber als Meister dieses Werks soll für meine so mühsam als kunstreich vollbrachte neunjährige Arbeit nicht allein unbelohnt bleiben, sondern noch meine wenigen Mittel einbrocken? Und obschon ich 9 Jahre lang an der Verfertigung des Brunnens gearbeitet, so will ich doch meinen Verdienst nur auf die Hälfte, also auf 4½ Jahre und die Belohnung höher nicht als ich meine Gesellen, nämlich jeden täglich zu 1 fl. 25 kr. bezahlen müssen, ansetzen. Denn 3 ganze Jahre habe ich in Aufsetzung des Brunnens angewendet und somit öffentlich gearbeitet, wo ich zuvor an den Materialien wohl länger als drei Jahre ohne meine Reisen anzurechnen, zugebracht. Ich verlange jedoch nur von 4½ Jahren die Belohnung und täglich nicht mehr als 1 fl. 25 kr., zusammen 1836 fl. aus Liebe gegen das Gemeinwesen, obwohl ich der Kunst nach und für die Meisterschaft mit Fug auf die 3000 fl. präntendieren könnte.

„Daher sehe ich mich von höchster Noth angetrieben Euere kais. königl. Maj. allerunterthänigst zu bitten, allerhöchst dieselbe geruhe dem Magistrat auf vorläufig vornehmende unparteiische Schätzung des Brunnens, auf dass derselbe mich meiner verdienten Arbeit gemäss der obangesetzten geringen Belohnung der 1836 fl. ohne widers befriedigen soll, allergnädigst anzubefehlen.

Robba.“

Da dieses Gesuch mit dem Bedeuten: „Der Supplicant wirdet mit seinem Petito an die Gehörde angewiesen“ abschlägig erledigt wurde, so wendete sich Robba nochmals an den Magistrat und machte ihm den Vorschlag, seine Angelegenheit vor einem Schiedsgerichte, dessen Urtheil sich beide Parteien bedingungslos unterwerfen sollten, zum Austrage zu bringen. „Meinen Lohn, günstige Herren,“ sagte der Meister in seinem Vorschlage „belieben Sie zur Erhebung der unterwaltenden Laesion nicht als den eines Meisters, sondern bloß als eines Gesellen, dem ich zu 1 fl. 25 kr. täglich zahlen musste, zu considerieren und Sie werden finden, dass solcher durch 9 Jahre, (welche Zeit ich bei Verfertigung des Brunnens angebracht), 3672 fl. betrage. Mein Verdienst allein und was ich mehr ausgelegt habe, beträgt schon 5267 fl. und zumalen dieser Abgang um 441 fl. grösser, als dasjenige, so ich von Euer Gunsten und Herren mit 4826 fl. empfangen habe, so ist die Laesion des Contractes und folglich auch seine Ungiltigkeit, — da die Kunst doch auch ihren Anwert haben muss, — handgreiflich dargethan. Ich, günstige Herren, habe die Gnade ein Bürger und ein Mitglied des Magistrates dieser königlichen Hauptstadt zu sein und Sie, günstige Herren in corpore des edlen Magistrates zu meiner Obrigkeit zu haben. Gleich wie nun einestheils einem Untergebenen nicht wohl ansteht, wider seine Obrigkeit sich in einen Streit- und Rechtshandel einzulassen, anderntheils aber die Gerechtigkeit, Justiz und Aequalität, welche die Herzen aller Vorsteher und Obrigkeiten regieren und denen Richtern immerhin vor Augen sein muss, nicht gestattet, dass ein Magistrat mit dem Ruin eines Bürgers einen Vortheil habe und den Privaten ohne Schaden und Verderben des publici zu grunde gehen lassen sollte, also habe ich alles dieses Euer Gunsten mit wehmüthigen Augen vorstellen, anbei gehorsamst bitten wollen, dieselben wollen in Erwägung dessen, dass ich bei dem Brunnen mich arm gearbeitet und bei Ausbleiben der Verlostsetzung in den Bettelstand versetzt bleibe, oder ich, was nicht gut zu hören, angedrungen sein würde, gerichtliche Hilfe zu suchen, entweder mir meinen Schaden mit wenigstens 1836 fl.

pro parte zu ersetzen oder bei etwa habendem Anstande zur Vermeidung aller so mir schädlichen als Euer Gunsten unanständigen Rechtsführung, den bei dem Brunnen erleidenden Schaden durch ein wohl gewachsenes Compromissum inapellabile ausmachen zu lassen.

Robba.“

Um einem etwaigen kostspieligen Prozesse aus dem Wege zu gehen, vielleicht auch in gerechter Würdigung der Beschwerde des Meisters, willigte der Magistrat in das angetragene „compromissum inapellabile“ und hiess ihn „zwei Herren Compromissarien erhandeln und vorschlagen auf dass sodann auch der Magistrat seinestheils sich mit einem oder zwei Schiedsrichtern versehe.“ Für Robba, der besonders unter dem Adel viele Freunde hatte, waren der Graf Franz Karl v. Hohenwart und Herr v. Sternberg als Schiedsrichter zu fungieren bereit. Nebenbei möge hier angefügt werden, dass die Kunst und Wissenschaft sich in Laibach zu jener Zeit einer ganz andern Pflege und Verehrung erfreute, als in der nachfolgenden. Ein Zeitgenosse Robba's, ein Maler, erwarb sich in Laibach ein Vermögen von 20.000 fl., während vor nicht langer Zeit in unserer Hauptstadt ein genialer Maler des Hungers gestorben ist. Die Tagsatzung wurde, nachdem der Magistrat den Freiherrn Karl v. Valvasor und Anton Nepomuk v. Tauffrer zu Schiedsrichtern erbeten, auf den 8. August 1752 festgesetzt. Weil aber Robba merkwürdigerweise zu seiner Verdienstforderung von 1836 fl. noch nachträglich 973 fl. anmeldete, die er in die frühere Rechnung nicht mit einbezogen hatte, und sein Anspruch mithin auf 2809 fl. gestiegen war, so verlief die Tagsatzung natürlich fruchtlos. Robba erhielt vom Magistrate den Auftrag diese nachträgliche Forderung von 973 fl. zu specificieren, was er in folgenden 8 Posten that:

1.) für das Brunnen-Modell . . . . .	150 fl.
2.) für drei nach Venedig wegen des Marmels gethanen Viagy (Reisen) . . . . .	100 „
	<hr/>
Fürtrag . . . . .	250 fl.

	Uebertrag . . .	250 fl.
3.)	für die „largezza“ des Brunnen-Fundaments	500 „
4.)	für die zurückgebliebenen drei lastre . . .	110 „
5.)	für die Reparation eines ausgeschweiften Steines . . . . .	11 „
6.)	für il cupolino e balla . . . . .	15 „
7.)	für lastra d' intrare . . . . .	12 „
8.)	für andare in bosco . . . . .	75 „
		<hr/> 973 fl.

Der Magistrat bestritt alle diese Posten Punct für Punct und replicierte:

1.) „ist es wissend und allgemein, dass jeder Bauherr, der etwas Namhaftes fabricieren lässt, sich ein Modell machen lässt, damit dieses jedem aus dem Publicum vor Augen liege, auch jedermann wisse, was seiner Zeit zu Werk gebracht werden müsse, Der Baumeister hat dafür keine besondere Bezahlung zu fordern. Wohl aber ist ein solches Modell dann zu bezahlen, wenn ein dritter Meister genommen und nach solchem Modell das Werk errichtet. Der Magistrat hat vor Jahren das Rathhaus gebaut, der Martenuzi, der Baumeister hat das Modell gemacht, dagegen dieses wegen der Schneckenstiegen verworfen und durch den alten Matschekh, Baumeister, ein neuer Abriss und hierüber das Modell gemacht worden und demselben dafür kein Kreuzer besonders, wohl aber dem Martenuzi sein Modell, weil er das Gebäu nicht geführt, mit einem Dutzend Ducaten bezahlt worden ist. Dasselbe war der Fall bei der grossen St. Peterskaserne, der kleinen am Froschplatz, dem Officiershaus vor dem Franciskanerthor, dem Officiershaus am Alten Markt, den Kerkern, dem Wirtshaus „zum wilden Mann“ und dergleichen Gebäu mehr. Alle sind vorher durch Modelle entworfen und keinem ein besonderer Recompens gereicht worden, auch eine solche Prätension zu setzen keinem eingefallen ist. Wenn nun der Magistrat Robba durch seinen Syndicus v. Raditsch etwas versprochen, so ist dieses dahin zu verstehen, dass ihm (Robba) solches nur im Falle der

Magistrat sich nicht entschliessen wollte, den Brunnen auführen zu lassen, wäre bezahlt worden.“

2.) „wegen der nach Venedig vorgenommenen dreimaligen Reise“ antwortete der Magistrat, „dass es nicht ohne sei, dass man Robba verpflichtet hat, den Marmor für die Figuren bezuschaffen; aber nach dem geschlossenen Contract und abgeführter Anticipation der 600 fl. nach Inhalt des Contracts folgt aber noch nicht, dass diese Reise nach Venedig der Magistrat vergüten solle, weil er (Robba) den Marmor auch mit einem Briefe hätte bestellen können. Robba war contractmässig zur Beistellung des Marmors verpflichtet, wie er das hatte thun wollen, war seine Sache und der Magistrat ist zu einer Vergütung nicht heranzuziehen. Denn wenn einer einen Altar oder Marmorfiguren zu verfertigen sich vergleicht, wie dies Robba bei den Franciskanern hinsichtlich der zwei Figuren von weissem Marmor im hohen Altar stehend, ebenso der zwei in Lebensgrösse in der Dom-Kirche bei dem hochwürdigsten Altar-Sacrament stehenden Engel gethan, so kann er für die Beischaffung des Marmors keine besondere Bezahlung verlangen, ansonsten könnten von allen Professionisten derlei Forderungen gemacht werden.“

Von der weiteren Replic heben wir nur einige Sätze heraus z. B.:

„Zu dem hat der Platz und Raum nicht zugelassen um eine Messerrückenbreite das Fundament zu erweitern um nur das Umfahren und Umwenden der Wagen um den Brunnèn nicht zu hindern . . . . Es ist nicht ohne, dass der Magistrat bei Errichtung dieses Werkes hinsichtlich der drei „lastre“, wo die Jahreszahl verzeichnet ist, die erhebliche Difficultät gemacht, meldend, dass diese drei gegen einander setzenden und mit Eisen zu verklampfen kommenden Steine, auf welchen die schwere „guglia“ ruhen sollte, sehr gefährlich seien und dass mit der Zeit ein Unglück erfolgen und das völlige Werk zertrümmert werden könnte; daraus aber ist nicht zu schliessen, dass der Magistrat statt der drei Steine, die ihm zurückgeblieben, und er dafür ein ganzes

Stück zur Sicherheit seiner aufhabenden Obligation gemäss, beigeschafft hat, die andermalige Bezahlung leisten sollte.“

5.) „wegen eines ausgeschweiften Steines und deswegen prätendierten 11 fl., darum dass an den ausgeschweiften Steinen Reparaturen vorgekehrt worden, ist solche dem Magistrat nicht zuzuschreiben, weil derselbe dazu keine Gelegenheit gegeben, wohl aber sich Robba selbst zuschreiben muss, dass diese Sache nicht besser conserviert und aufbehalten worden ist.“

8.) „Per andare in bosco, (für die Gänge in den Wald). Diese Mühewaltung ist Robba ohne allen Abbruch kraft eigenhändiger Quittung besonders mit 495 fl. bezahlt worden und kann also diesorts wegen des Hin- und Hergehens keine neue Prätension formiert werden, denn dieses ist die Schuldigkeit des Baumeisters, dass er zu dem durch ihn errichteten Werke zusehe, massen sich das Werk selbst nicht aufrichten kann. Ein Bildhauer, der einen Altar aufzurichten sich verstehet, muss zweifelsfrei zu solchem Werk selbst zusehen und gehen, so oft es die Noth erfordert, bis das Werk in stand gebracht wird. Da wollen wir Robba fragen, wie viel hundertmale hat wohl derselbe bei Errichtung des Altars der Frauen Ursulinnerinnen und Hr. P. Augustiner sich dahin verfügen müssen, dem doch solche besondere Gänge nicht besonders bezahlt worden sind.“

„Gesetzt aber, dass alle diese von Punkt zu Punkt gethane Ablehnung in falsissima hypotesi von keiner Consideration wäre, so ist doch diese in acht Posten neuerdings angesetzte Prätension der 973 fl. schon längst ersetzt worden als:

1.) dass der Magistrat demselben für den (durch einen Sturm auf dem Meere) zu Grunde gegangenen Marmor, massen dieser vor Einlieferung der accordierten Statuen nur ihm (Robba) und nicht dem Magistrat zu Grunde gegangen ist, kraft Quittung 83 zechini gutgemacht  
 idest . . . . . 352 fl. 45 kr.

Mehr sind demselben 22 zechini auf sein Vorgeben, dass der Marmor theurer geworden, durch den Stadtkammerer bezahlt worden . . . . . 97 fl. 6 kr.

---

449 fl. 51 kr.

Item so sind Robba alle die zur Aufrichtung dieses Werks erforderlichen Materialien, welche er kraft Contracts auf seine eigenen Unkosten beizuschaffen schuldig war, dargegeben worden, als gelöschter und ungelöschter Kalk, aller Sorten Nägel, eiserne grosse und kleine Klampfen, hiez u erforderliche Schmiedarbeit, Blei, Holz, 370 Halbtaffelbretter, 120 Ploch (Pfosten), 160 Spierhölzer, 480 Zoll lange Bretter, 120 „ordinari Tramb-Paumer, 45 detto 18 Ellepogen lang,“ 360 Bodenbretter, die so oft abgeänderte Errichtung von allerlei Gerüst und diesorts bezahlte Meisterschaft, alles dieses, wann die Stadtkammerbücher genau extrahiert werden sollen, beträgt über 1000 fl. Der Magistrat aber will alle diese Unkosten nur auf 524 fl. ganz gering in die Gegenprätension gebracht haben; so muss erscheinen, dass Robba mit diesen

524 fl. — kr.

und mit den für den Marmor gegebenen

449 „ 51 „

---

zusammen 973 fl. 51 kr.

bereits befriedigt worden sei, und also diese Prätension abundanter saldiert.

Laibach, 14. August 1752.

Salvo errore.“

Am 23. August 1752 traten die Schiedsrichter wieder zusammen und entschieden folgendermassen:

„Ueber beider Theile vernommene Nothdurft ist der beklagte Herr Bürgermeister, Richter und Rath der königl. Hauptstadt Laibach dem Herrn Francesco Robba, bürgerl. Steinbildhauer und Baumeister allda, für die wegen Errichtung des neuen Brunnens am Platz nächst dem Rathhause versprochene und von ihm mit 1836 fl. angesagte Recompens, dann für die andern in der eingelegten und verfochtenen Specification mit 973 fl. angesetzten Bonificationsposten

in reifer Erwägung seiner, des Robba, grossen Mühewaltung, Sorgfalt und Vorsicht, dann in Betrachtung des so kunst- als zierlich auch standhaft verfertigten Springbrunnens, darzu gemachten Modells, vieler Steinarbeit und sonst in Zusammenleitung der Brunnenquellen angewendeten vielen Tage mitfolglich bei dieser Arbeit in anderwegen erlittenen grossen Verlustes und Versäumnissen per all und jedes, so er Herr Robba an diesem gemachten Brunnen und Zugehör präntendieren könne über das ihm bereits ehehin gezahlte annoch tausend achthundert acht und vierzig Gulden und zwanzig Kreuzer deutscher Währung in denen nächsten dreiquartaligen Ratis gegen Ausfolgung einer vollständigen Ledigzahlung, darzuzahlen schuldig. Zu Urkund dessen ist unser, als von denen Theilen darzu erbetenen Compromissarien hinnach gestellte eigenhändige Unterschrift und Petschaftsfertigung.

Actum Laibach, den 22. Augusti 1752.

**L. S.**  
**Carl Joseph Freiherr v. Valvasor.**  
**Anthon J. Nepomuk Freiherr v. Tauffrer.**  
**Franz Carl Hohenwart zu Gerlachstein.**  
**Franz Anthon v. Steinberg.“**

So wurde die strittige Angelegenheit beigelegt. Der Brunnen kostete, ohne dass der Meister dabei seine Rechnung gefunden hatte, 6674 fl. 20<sub>kr</sub>.

Mit dem Rathhause stand, wie auch heutzutage, das Tschaulischè Haus in Verbindung. Daran stiess das städtische Gasthaus „zum wilden Mann“. Dieses so wie auch mehrere andere Gasthäuser wurden vom Magistrate angekauft, um der Plage der Militäreinquantierung wenigstens einigermassen entgegen zu arbeiten. Durch seinen Syndicus Dr. Ludwig v. Raditsch rechtfertigte der Magistrat gegenüber dem Kreisamte solche Ankäufe mit der Motivirung 1.) „auf dass die Wirtshäuser die Durchreisenden um desto besser accomodieren können, wo sonst keiner gern einkehrt, wo die Officiere in Quartier sind; 2.) dass die Bürgerwirte und Gast-

geber sowohl als auch andere Privathausinhaber von diesen beschwerlichen Officiersquartieren enthoben werden, und um so leichter ihre Steuern und Gaben prästieren können; 3.) dass der Magistrat von der Zahlung dergleichen unerträglichen Zinsung entbunden und nicht also, wie der Fall Közel bewies, allwo der Magistrat 5—600 fl. Officiersservice und Zins bezahlen und an den Steuern abraiten müssen, für das Künftige beeinträchtigt, ja gar zu Grunde gerichtet werde.“<sup>1)</sup>

Den Ankauf eines Gasthauses auf dem Froschplatze, das zu Zeiten in eine Kaserne umgewandelt wurde, rechtefertigte der Syndicus damit, „dass man die Inhaber der Häuser mit fünfzig und mehr Mann, weil sie der Officier zusammen zu haben verlangt nicht belege und dergestalt plage, und endlich, dass die Stadt von den beschwerlichen Zinsbezahlungen, obwohl man öfter solche Häuser nicht wohl haben könne, noch gesichert gewesen, ob der Officier solche in Bestand gehaltene Häuser approbieren wird, entübrigt und aus den (bürgerlichen) Häusern nicht die Wach-, Stock- und Arresthäuser formiert werden.“<sup>2)</sup>

Das Gasthaus „zum wilden Mann“ war für hohe Durchreisende bestimmt, allein wegen der oft starken Militäreinquartierung, mit welcher auch dieses Gasthaus nicht verschont wurde, entstand oft die Unzukömmlichkeit, dass besonders hohe Durchreisende keine Unterkunft fanden, sondern in Posthäusern oder Klöstern übernachten mussten. Im Jahre 1754 überreichte der Laibacher Postverwalter Franz Johann Amigoni eine Beschwerde, worin er anführte. „Se. Majestät habe vor einigen Jahren dem Stadtmagistrat befohlen, zu mehrerer Aufnahme des Comerci, auch bequemen Unterkommen der Durchreisenden mehrere Gasthäuser zu errichten; demzufolge habe er auch das Wildenmann-Haus erbauen lassen. Da aber darin die besten Zimmer entgegen der a. h. Resolution an Private vermiethet seien, so dass öfter Durchreisende von Distinction, k. k. auch ausländische Minister nicht einmal in den übrigen schlechtern Zimmern unter-

<sup>1)</sup> Verzeichniss v. Raditsch.

<sup>2)</sup> Ibid.

kommen, sondern durch einige Stunden mit grosser Beschwerde in den Vorstädten Quartier suchen oder gar bei der übelsten Witterung weiter reisen müssen, — so wolle der Magistrat angewiesen werden, auch den II. Stock dem Gastwirte gegen billigen Zins zu überlassen.“

Aus Anlass von Klagen Durchreisender, dass sie in dem fast einzigen guten Wirtshaus „zum wilden Mann“, im III. Stock einlogiert werden, da für Reisende doch der I. und II., oder wenigstens die bessern Zimmer bestimmt sein sollten, ergieng ein Decret an den Magistrat, er solle das Nöthige zur geziemenden Unterbringung der Reisenden veranstalten. Aus dem hierüber seitens des Magistrates an den Kreishauptmann erstatteten Berichte geht hervor, dass der II. Stock des Hauses „zum wilden Mann“, welches der Magistrat über Regierungsauftrag angekauft und vergrössert, an Private vermietet war, weil sich der Magistrat von der Ueberlassung desselben an Reisende wenig Vortheil versprach. Zum Beweise dessen wird angeführt, dass im Jahre 1749 das II. Stockwerk über Jahr und Tag möbliert für die Reisenden leer gestanden, indem der einzige Passant, ein i. f. Commissär, Graf Chotek, acht Zimmer bezog, wofür er 12 fl. zahlte. Im Jahr 1749 trug das ganze Haus nicht mehr als 141 fl. 34 kr., während der Magistrat berechnete, dass es ihm von dem dafür ausgelegten Capitale von 8664 fl. 45 kr. zu 3% mindestens 346 fl. 33 kr. abwerfen sollte.<sup>1)</sup>

### 3.) Der Bischofshof.

Nach der Erhebung der Nicolaikirche zur Kathedrale des Laibacher Bistums (1462) wohnten der erste Bischof Lamberg, wie auch sein Nachfolger Christoph Rauber, bis zum Jahre 1512 in Privathäusern. In diesem Jahre aber liess Rauber den Bischofspalast von Grund aus neu aufführen,<sup>2)</sup> Valvasor nennt das die Rauber'sche Stiftung.<sup>3)</sup> Trotz des Lobspruches,

<sup>1)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1863, pag 60—63.

<sup>2)</sup> Valvasor, VIII. pag. 663 und Histor. Erinn. eines Unbekannten. Mitth. d. hist. Ver f. Krain 1848, pag 85—87.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 666.

den Valvasor dem Erbauer des Bischofspalastes zollt, haben wir es hier nur mit einem in sehr bescheidenen Dimensionen gehaltenen Gebäude zu thun. Raubers Nachfolger Franz Kazzianer von Katzenstein kaufte zum Zwecke der Erweiterung des Bischofshofes noch zwei Häuser, welche drei Baulichkeiten er zu einem einzigen Palais umbaute. Die drei Häuser gehörten jedoch vormals Laibacher Bürgern, über welche natürlich dem Laibacher Stadtrathe die Jurisdiction zustand. Auf Ansuchen des Bischofs liess er sich jedoch herbei, sie aus seiner Jurisdiction und dem Bischof völlig zu eigen zu geben. Aus Erkenntlichkeit dafür liess Kazzianer den Bürgern zum Besten, die eben damals vom Mauerbau auf das äusserste in Anspruch genommen waren, die Ringmauer hinter dem Bisthum auf eigene Kosten aufführen. Es geschah dies im Jahre 1536. Dadurch aber stürzte er sich in grosse Schulden. „Es fällt schwer“, sagt Valvasor von ihm, „mit Herrlichkeit und Pracht es einem andern nachzuthun, wann man demselben nicht gleich bemittelt ist, das Angefangene fortzusetzen.“<sup>1)</sup>

Auch nach der Vergrösserung durch Kazzianer aber war der Bischofshof noch ein einstöckiges Gebäude, im Jahre 1643 erst liess der Bischof Otto Graf von Buchheim dasselbe vergrössern und ihm noch ein zweites Stockwerk aufsetzen. Im Jahre 1778 wurde das Palais in etwas umgebaut und im Jahre 1780 vom Bischof Herberstein durch einen Gang mit der Domkirche verbunden.<sup>2)</sup>

#### 4.) Die Domkirche.

Sie ist uralt; schon im siebenten Jahrhunderte soll hier eine kleine, dem hl. Nicolaus geweihte Kirche entstanden sein, die im Laufe der Zeit oft zerstört, aber immer wieder von neuem aufgerichtet und vergrössert wurde. Sie war eine Filialkirche von St. Peter und soll schon 1258 einen Vicar Marquard gehabt haben.<sup>3)</sup> Ihre Erbauer waren Schiffer und

<sup>1)</sup> Ibid. VIII. pag. 664.

<sup>2)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1848, pag. 67.

<sup>3)</sup> Dioeces. cat. pag. 138.

Fischer, die damals noch in dieser Gegend gewohnt hatten. <sup>1)</sup> Im Jahre 1355 wurde sie vom Aglaer Patriarchen Nicolaus dem Erzherzog Albrecht geschenkt. Sie war klein und wurde noch im Jahre 1462, als sie zur Cathedralkirche der Laibacher Dioccese erhoben wurde, und sogar später nur eine Kapelle genannt. <sup>2)</sup> Nach ihrer Erhebung zur Cathedrale übersiedelten die Fischer auf das andere Ufer der Laibach, damit die Domherren Platz hätten. Zu Valvasors Zeit wohnten sie noch in der Petersvorstadt. <sup>3)</sup> Im Jahre 1469 wurde die Kirche von den Türken zerstört, jedoch wieder aufgebaut. <sup>4)</sup> Im Jahre 1611 liess sie der Bischof Thomas Chrön durch den Maler Weissmann mit Gemälden verzieren. Bis 1699 aber ist sie bereits so baufällig geworden, dass man zu ihrer Demolierung schreiten musste. Am 15. Jänner 1700 (1699?) wurde im Hause des Domdechants und Generalvicars Johannes Anton Thalnitscher beschlossen, die Domkirche abzubrechen und eine neue zu bauen. <sup>5)</sup> Die bisher im gothischen Stile erbaute Kirche wurde nun im Renaissancestile aufgeführt. Die Pläne dazu entwarf der Jesuit Pozzi, den Bau leiteten aber Jugovic und Maček, der Erbauer des jetzigen Rathhauses. <sup>6)</sup>

Mit dem Bau wurde sofort begonnen. <sup>7)</sup> Die Decke wurde in meisterhafter Weise von dem berühmten Maler Quaglia ausgemalt; der eine Thurm im Jahre 1705, der andere im Jahre 1706 vollendet, und die Kirche am 8. Mai 1707 feierlich eingeweiht. Die 64 Zentner schwere grosse Glocke, über die zwischen der Dom- und St. Peterspfarre Eigenthumsdifferenzen obgeschwebt haben sollen, wurde von Baron Codelli

---

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 688.

<sup>2)</sup> Sieh die Copie einer Schenkungsurkunde vom Jahre 1495 im Laibach.-Archiv Fol. 264.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 688.

<sup>4)</sup> Valvasor, XI. pag. 688.

<sup>5)</sup> Klun, Archiv II., pag. 62.

<sup>6)</sup> Fol. 264 in Klun's Archiv II, pag. 68 wird als Erbauer der Domkirche ein gewisser Francesco Bombazzio, der im Jahre 1714 starb, genannt.

<sup>7)</sup> Diocesanblatt 1883.

im Jahre 1706 gestiftet. <sup>1)</sup> Der völlige Ausbau der Kirche verzog sich äusserst lang, denn die Kuppel wurde ihr erst 1841 aufgesetzt <sup>2)</sup> und von Langus ausgemalt, dessen Gemälde freilich mit denen Quaglias keinen Vergleich aushalten können. Quaglia malte auch die drei an den Aussenwänden bis vor kurzer Zeit noch zu sehen gewesenen Bilder, die von dem verstorbenen krainischen Maler Wolf renoviert wurden. „Das Bild der schmerzhaften Mutter-Gottes in der Aussenwand der Kirche wurde im Jahre 1664 von Laibacher Bürgern gestiftet und „schön, sauber, gleich als eine Kapelle oder Altar aufgebaut.“ <sup>3)</sup> Die vom Domdechant Ludwig Schönleben verfasste Inschrift wurde mit der Demolierung der Kirche im Jahre 1699 entfernt und nicht wieder angebracht. Im Jahre 1712 stiftete Adam Graf v. Lamberg in der Domkirche das Züנגlöcklein für die in Zügen Liegenden. Die Stiftungs-urkunde, welche ich der Freundlichkeit des Herrn Emil Guttmann verdanke, ist bisher noch nicht gedruckt, weshalb ich sie hier vollinhaltlich veröffentliche:

„Zwischen den Hochwürdigst und Hochgebohrnen Herrn Herrn Franz Karl des K. Röm. Reichs Fürsten, und Grafen v. Khauniz, Bischofen zu Laybach, Domherrn des Erzbistums Salzburg, und Passau, Probstn der uralten Stift Altenötting für sich selbst, und dessen nachkommen am Bistum, dann den Hoch, und Wohlgebohrnen Herrn Herrn Franz Adamen Grafen von Lamberg Freyh. zu Stain, und Guttenberg etc., ist nachfolgende Abred, und Verbündnüs geschlossen, und aufgericht worden:

Erstlichen nachdem gedachter Herr Graf v. Lamberg in reife Erwegung gezogen, das an den Abtrug des Menschen Heill, oder Verderben, mithin die glückseelig, oder unglückseelige Ewigkeit hanget, disemnach er Herr Graf von Lamberg zu Trost der sterbenden sich resolvirt, ein so genannte Zügen Glocken, aus aignen Mitteln machen, und solche auf Vorhin erhaltene Einwilligung Hochgedacht Ihrer Fürstl. Gnaden Unsers Gnädigen Horn ordinary in den Thurn der alhiesigen Dom Kirchen St. Nicolai Zu dem Ende aufrichten zu lassen, damit so oft ein, oder andere Manns, oder Weibs Person in zügen greiffet, auf ewige Zeiten jedesmahl geleithet werden möge.

Dahingegen, und fürs Anderte zu sagen, und Versprechen Hochgedacht Sr. Fürstl. Gnaden die Veranstaltung dahin zu thun, dass obbesagte Glocken, auf jedes begehren, und dises auf ewige Zeiten, so oft es Vonnötthlen seyn,

<sup>1)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1848, pag. 86.

<sup>2)</sup> Dioecesan-ant.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 689.

und obbesagter massen, ein oder andere Persohn (mag seyn wer da immer will, Reich, oder arm, Edl oder un Edl) in Zügen greiffen, und derentwillen die Anmeldung bey den, zu disen Ende bestelten Messner geschehen würdet, alsogleich, und zwar sowohl bey Tag, als bey der Nacht mit Haltung dreyer absätz, Von ein guten Vatter Unser, und ave Maria lang, ohne die geringste Bezahlung gelaitet werden solte, auf das jederman auf Vernehmung des Klangs 3 Vatter Unser und so Vill Ave Maria, um ein glücksceeliges End, der in Zügen ligenden Persohn sprechen könne. weillen aber

Drittens erforderlich ist, das zu leitung ersagter Glocken ein Messner bestellt, und besoldet werde. als obligirt sich gedachter Herr Graf v. Lamberg bey einer löbl. Landtschaft alhier Sechshundert Gulden Teutscher wehrung ewiges Capital, zu 6. pro cento anzulegen, von welchen Interesse dem Messner jährlichen, vier und zwanzig Gulden besagter Wehrung, vor die besoldung gereicht, die übrigen 12 fl. aber die Thum Kirchen vor das ort in den Thurn wo diese Zügen Glocken aufgerichtet worden, zu einer Ergötzlichkeit zu genüssen haben solte, welches Interesse Euer Fürstl. Gnaden aus dem General Einnehmer Amt gegen quittung Jährlich entweder paar erhöhen, oder aber an ihrer zu reichen habenden Steuer abraiten werden können. Dahingegen verreisiren und obligiren sich mehr Hochgedacht Sr. fürstl. Gnaden gemeltesort, wo die Glocken hanget allezeit in guten baulichen Stand, ohne entgelt des Herrn Grafen v. Lamberg erhalten, und wann an der Glocken äusserlich, dass ist an den Klaichl, Stricken, oder an den beschlacht etwas ermanglen würdet, solche unkosten ex raditibus Ecclesiae bestritten zu lassen.

Viertens: und schlüsslichen Versprechen und obligiren sich Hochgedacht Sr. fürstl. Gnaden das ersagte Gloken, mit den anderen Kirchen geenth nie, und zu keiner anderen erdenklichen, Subquorunque praetextu anziehenden Function gebraucht, sondern dise alleinig, und Praecise zu einer zügen Glocken appliciret, und Vorbehalten bleiben solte.“

Aus der Kirche tretend, kündigen uns hohe Thürme das Vorhandensein eines Stadtthores an. Bevor wir uns jedoch zu demselben verfügen, besuchen wir

### 5.) Das Franciscanerkloster

mit dem dabei befindlichen kleinen Kirchlein, auf dem jetzigen Vodnikplatze, etwa zwischen der ehemaligen Hauptwache und dem Fabian'schen Hause gelegen. Es ist ein alt ehrwürdiger Punkt, denn hier hatte „anno 1073 ein reicher Kaufmann Peter Baldavic eine Kirche zu Ehren des heiligen Philippus gestiftet, dieselbe reich fundiert und sie im selben Jahre zu bauen angefangen.“ <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 691.

Später wurde sie den im Jahre 1231 nach Laibach gekommenen Franciscanern minorum conventualium übergeben. Im Jahre 1382 brannte sie sammt dem Kloster und seiner Umgebung ab. <sup>1)</sup> Im Jahre 1403 wurde mit dem Wiederaufbau derselben begonnen und sie endlich im Jahre 1412 vollendet. „Als aber Herr Wilhelm von Aursberg, der Landshauptmann in Crain, gesehen, wie dieses Kloster der P. P. Minorum Conventualium ganz zum Ruin geneigt, die Zucht (oder Disciplin) gesunken, die Einkünfte entwendet und nur fünf zuweilen vier Brüder darinnen vorhanden, hat er bei Ihrer Keyserl. Maj. Friedrich, Ansuchung gethan und mit dem Provinzial der Minnen Brüder es dahin gebracht, dass in dieses Kloster die Brüder von der Observanz gesetzt würden. Worauf er die Kirche und Kloster auf seine eigenen Kosten wieder verbessert und auch von dem Papste die Einwilligung und Bestättigung erhalten. Es soll diese Franziskanerkirche aber noch zu Lebzeiten des heiligen Francisci erbauht worden. Im Jahre 1575, als die lutherische Religion in Laibach ziemlich überhand genommen, entgiengen auch den Franciscanern die Einkünfte, weil sich die Evangelischen weigerten, ihnen Almosen zu geben, daher dann das Kloster an Brüdern abnahm, so dass im Jahre 1596 kaum ein und anderer mehr zugegen war, weshalb man dieses Kloster den Herrn Patribus Jesuitis zugeeignet, welche eben damals zu Laibach angelangt, so aber sich nicht lange darinnen aufhalten, sondern in den kaiserl. Spital zu St. Jakob einlogiert, der Spital aber in dieses Kloster verlegt worden. Nachdem sich aber die Zeiten wieder geändert und das ganze Laibach wieder zu der römischen Kirche getreten, haben sich auch die P. P. Franciscaner wieder eingefunden.“ <sup>2)</sup>

Die Uebergabe des Klosters an die Franciscaner geschah am 15. Februar 1612. <sup>3)</sup> Zu Valvasors Zeiten war diese Kirche noch im Bau begriffen. Die Franciscaner blieben darin bis

---

<sup>1)</sup> Mittheilungen 1848, Fol. 85.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 692.

<sup>3)</sup> Gerichtsprot. 1612, Fol. 25.

1784. Nachdem aber die Augustiner, die die jetzige Franciscanerkirche innehatten, in verschiedene Klöster vertheilt wurden, übersiedelten die Franciscaner dahin, da man die Abtragung ihrer Kirche eben in Aussicht genommen hatte. <sup>1)</sup> In der Kirche und im Kreuzgange befanden sich 20 Gräfte, die den angesehensten Familien des Landes gehörten, so lagen hier begraben 8 Barbo, 5 Moskon, 5 Gallenberge, 21 Auersperge, 3 Busent, 1. Zois, 15 Blagay, 2 de Coppinis u. s. w. Ausserdem barg die Kirche Grabstätten von mehreren Mitgliedern der Familien Cappus, Weikart, Wiederkehr, Rosmann, Sattler und von Mitgliedern der Bruderschaften Francisci, Antonii, der Scapulierbruderschaft u. s. w. Im ganzen fand man bei der Demolierung 340 noch nicht ganz verweste Leichen nebst einer grossen Masse noch nicht ausgetrockneter Gebeine und einem Gefässe mit dem Herzen eines Fürsten Auersperg. <sup>2)</sup>)

Im Jahre 1788 wurde das Kloster zu einem Schulgebäude, dem jetzigen Gymnasium adaptiert, allein solange hinter dem Gebäude die Stadtmauern standen, war es wegen der ungesunden Luft geradezu unbewohnbar. Wenigstens schildert unser berühmter Historiker Linhart, dem im Lycealgebäude eine Wohnung angewiesen wurde, dasselbe in einer solchen Weise. Den Grund schrieb er zu „den Ausdünstungen des mehr einem Sumpfe als einem Flusse ähnlichen Laibachflusses, welche Ausdünstungen sich in die von allen Seiten geschlossenen Mauern verschlugen und bei dem Mangel an durchziehender Luft die schädlichsten Feuchtigkeiten verursachten.“ Er hat die Verordneten-Stelle als Inhaberin des Gebäudes, „die ganz unnütz dastehende, ohnehin mit dem Einsturz drohende und den gegenüber angebrachten Schulzimmern Licht und Luft benehmende Stadtmauer bis zu einer gewissen Höhe abzutragen.“ <sup>3)</sup> An die Klosterkirche anstossend befand sich

---

<sup>1)</sup> Klun, Archiv II.

<sup>2)</sup> Fasc. 119—122.

<sup>3)</sup> Fasc. 2.

## 6.) Das Franciscaner- oder Kloster-Thor

eines der stärksten Stadtthore, das von der Polana-Vorstadt gesehen, ein vollständiges Festungswerk vorstellte und ganz von Quadersteinen gebaut war. Durch dieses Thor führten nicht wie bei den anderen Stadtthoren eine, sondern zwei Brücken. Der vordere Thurm (von der Stadtseite gesehen) war unten von Quadersteinen; die zwei, respective drei Stockwerke mit einigen kleinen Fenstern waren gemauert; zwischen den Fenstern des ersten Stockwerkes stand ein geharnischter Mann mit einer Lanze.<sup>1)</sup> Heutzutage würde das Franciscaner-Thor mit allen dazugehörigen Befestigungen fast bis an die Mauer des Gasthauses „zum Stern“ stossen. Von diesem festen Bollwerke lief eine doppelte Stadtmauer; die Lage des einen Theiles dieser Ringmauer würde etwa die gegen das Lycealgebäude gekehrte Seitenwand des Mahr'schen Gebäudes bezeichnen. Sie zog sich bis zum Wasser; wo ein starker Thurm die Befestigung vollendete. Zwischen den beiden Mauern befand sich ein freier Raum, welcher heutzutage etwa vom Turnplatze des Gymnasiums eingenommen wird. Auf diesem Theile der Stadtmauer standen noch im Anfange des 18. Jahrhunderts die städtischen Kanonen. Später entfernte man dieselben und benützte die dadurch gewonnene Localität zu einer Wagenschupfe und einem Pferdestalle für die städtischen Pferde. Der andere, rechts vom Franciscaner-Thore (von der Stadt aus gesehen) stehende Theil der Stadtmauer, zog sich in gerader Richtung den Schlossberg hinauf. Spuren derselben sind noch heute leicht zu erkennen; die Baulinie der Häuser auf dem Kaiser Josefs-Platze bezeichnet genau die Lage der Stadtmauer. Der kleine Thurm im Hause neben der Eisgrube ist ein Ueberbleibsel der ehemaligen Stadtmauer.

Ueber das Aussehen dieses Thores geben uns auch die Licitationsbedingungen einigen Aufschluss. Unter der Abtragung des Stadthores verstand man „nicht nur die Abtragung

<sup>1)</sup> Hoff, „Gemälde von Krain“, I. pag. 96.

des drei Stockwerke hohen Thurmes<sup>1)</sup>, sondern auch das äussere Stadthor nebst dem Wachthause und der gemauerten Rondelle, dann die Stadtmauer bis zur Linie hinaus, woran das neue ständische Gebäude (Lyceum) stösst, welche sämmtlich so weit abgetragen werden müssen, auf dass dieser Platz mit dem inwendigen vor dem Schulgebäude und auswendigen, vor dem Zenker'schen Hause befindlichen Terrain ausgeglichen wird.“ Dazu wurden von der ständischen Kassa 200 fl. bewilligt, weil die Stände wegen der Schule an der raschen Abtragung Interesse hatten<sup>2)</sup>

Unter der Stadtmauer, also bereits ausserhalb der Stadt stand „eine Statue der Blutschwizung Christi“, wo sich in der Fastenzeit zahlreiche Wallfahrer einfanden. Da aber der Kaiser Joseph II. die Kirchenfahrten verbot, so wurde auch diese Statue entfernt.“<sup>3)</sup>

Die lange Mauer begleitete ein tiefer Graben, der jedoch nicht Eigenthum der Stadt war, wie aus den Verhandlungen des Magistrates mit einer gewissen Frau v. Hubenfeld hervorgeht. Der Magistrat brauchte nämlich, nach der Demolierung der Trantsche einen passenden Platz zur Herstellung eines Kriminalgebäudes. Der geeigneteste Ort erschien ihm der Stadtgraben vor dem Franciscaner-Thor. Allein es hatte damit seine Schwierigkeiten, da sich im Besitze des Stadtgrabens die Frau v. Hubenfeld befand; gegen eine Entschädigung von 350 fl. war sie bereit denselben abzutreten. Dem Magistrat schien diese Summe zu hoch; er entgegnete, der Stadtgraben trage nur Obst und wäre, wie eine Commission von Sachverständigen erhoben, höchstens 62 fl. werth. Er machte der Frau v. Hubenfeld Vorstellungen, dass ihrem Besitze, nämlich ihren unmittelbar unter der Stadtmauer stehenden Häusern und dabei liegenden Gärten, durch eine Verschüttung des Stadtgrabens bedeutende Vortheile erwachsen würden, denn dadurch könnte die allseits so gewünschte

---

<sup>1)</sup> Nach Hoff (l. c.) war dieser Thurm nur 2 Stockwerke hoch.

<sup>2)</sup> Fasc. 2.

<sup>3)</sup> Fasc. 47.

Verbindung mit der Polana hergestellt werden. Ausserdem aber würde man an jener Stelle eine Schule errichten, wodurch der Zins der Häuser erhöht werden würde.<sup>1)</sup>

Da die Stadtgräben zweifelsohne städtisches Eigenthum waren, so muss die Frau v. Hubenfeld diesen Graben bei irgend einer Gelegenheit käuflich an sich gebracht haben. Am Ende des vorigen Jahrhunderts hatte der Stadtgraben als ein Theil der städtischen Befestigungen keinen Wert mehr.

Die Verhandlungen mit der Frau v. Hübenfeld führten zu keinem Resultate, weshalb sich der Magistrat nach einem andern passenden Punkte umsehen musste.

Das Franciscaner-Thor ist bis 1785 so baufällig geworden, dass sich niemand mehr in der Nähe des Stadtthores und der Stadtmauern zu arbeiten getraute.<sup>2)</sup> (Der jetzige Jahrmarkts- oder Kaiser-Josefs Platz war nämlich, soweit er nicht Stadtgraben war, damals von Gärten und Aeckern eingenommen). Ja sogar das Militär, das auf der Polana Nr. 2<sup>3)</sup> (ältester Numerierung) ein städtisches Officiershaus hatte, trug Bedenken durchzumarschieren.<sup>3)</sup> Am 12. April 1785 erhielt der Magistrat den Auftrag, dieses gefährliche Befestigungsobject niederzureissen, da es aber dem Magistrate um die Unterbringung seiner Pferde zu thun war, so erhob er, obwohl er fortwährend den Nutzen, welcher der Stadt mit der Abtragung dieses massiven Thores in sanitärer und ästhetischer Beziehung erwachsen musste, nachdrücklichst betonte, doch so energische Einwände, dass der Befehl zur Niederreissung noch 1787 wiederholt werden musste.<sup>4)</sup> Zum Theile verzögerten auch die Franciscaner, obwohl sie schon 1784 in das jetzige Franciscanerkloster übersiedelt waren, das beabsichtigte Werk, indem sie mit einem Freiheitsbriefe des Kaisers Leopold I. vom Jahre 1701 hervortraten, kraft dessen er den Patribus, ihrer Auslegung zufolge, den ganzen

---

<sup>1)</sup> Fasc. 2.

<sup>2)</sup> Fasc. 2.

<sup>3)</sup> Fasc. 47.

<sup>4)</sup> Ibid.

zum Wasser führenden Stadtzwinger ins Eigenthum überlassen hatte, nur hätten sie bisher ihr Recht „aus Ehrerbietung gegen den Magistrat“ nicht geltend machen wollen. Dieser aber entkräftigte ihre Behauptungen mit dem Hinweis, dass in der vorgebrachten Schenkungsurkunde nur von einem an das Wasser anrainenden Zwinger die Rede sei, worunter also die doppelte Stadtmauer, die eben abgetragen werden sollte, nicht verstanden sein könne. Schliesslich bemerkte er noch, er glaube nicht, dass die P. P. Franciscaner für ihn soviel „übernatürliche Ehrerbietung“ hegten, dass sie ganze 80 Jahre geschwiegen hätten. <sup>1)</sup>

Da nun der schlechte Stand der Thore und Thürme eine weitere Verzögerung nicht mehr zulies, so wurde endlich die Licitation ausgeschrieben. Die Abtragung sollte auch zur Verschönerung der Stadt beitragen. Deshalb machte sich der Magistrat erbötig, gegen eine tägliche Entlohnung von 3 kr. städtische Arrestanten beistellen zu wollen. Im Interesse des Magistrates lag es ja, die Demolierung zu beschleunigen, da er dadurch einen der schönsten Plätze für die Stadt gewann, wohin die Markthütten und Fleischbänke, die bisher hinter dem Bischofshof gestanden waren, verlegt werden konnten. Er sah es ein, dass dieser Ort hinter dem bischöflichen Palais, für die vielen Markthütten einer der unglücklichst gewählten war, wo die Handelsleute nur mit Murren und aus Zwang blieben. Wegen des engen Platzes und der gehäuften Holzhütten, welche nicht nur zu Marktzeiten, sondern auch das ganze Jahr hindurch stehen blieben, herrschte an diesem Orte die grösste Feuersgefahr. Die Hütten waren auf einen sehr kleinen Raum zusammengedrängt, nur auf einer Seite führte durch ein schmales Gässchen neben der Domkirche ein Zugang zu ihnen. Vom Boden bis zum Dache war an diesen Hütten alles von Holz. „Würde,“ sagte der Magistrat, „in dieser Gegend einmal Feuer ausbrechen, wo man nicht einmal zum Wasser gelangen kann, so würden in einem Augenblicke, ohne dass man zur

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.

Rettung eilen könnte, der Bischofshof, das Priesterhaus, die Fleischbänke und das Bürgerspital ein Raub der Flammen werden.“<sup>1)</sup>

Im Jahre 1788 endlich begann die Abtragung des Franciscaner-Thores und seiner Befestigungen, allein noch 1795 war man damit nicht fertig, wie ein in diesem Jahre zwischen dem Magistrate und den Ständen abgeschlossener Vertrag beweist, kraft dessen den Ständen ein zum Behufe der Erbauung eines neuen Wachthauses erforderlicher Platz abgetreten wurde. Der Magistrat überliess ihnen den zwischen dem Lycealgebäude und dem Stadtgraben liegenden Grund sammt den diesen Platz umschliessenden Mäuern. Auch ein Theil des Vodnikplatzes scheint von den Ständen gekauft worden zu sein, denn eine weitere Bedingung lautete: „dass die Stände nicht allein die fernere Conservierung und Erhaltung des obgedachten Platzes vor dem Schulgebäude . . . , sondern auch die ordentliche Pflasterung desselben auf sich nehmen und solchen so herzustellen versprechen, dass der Magistrat in dem ihm überlassenen Rechte der Errichtung der Markthütten zu Marktzeiten von niemandem gehindert werde.“<sup>2)</sup>

In der Nähe der jedoch erst 1819 erbauten Metzgerbrücke befand sich einst auch eine Mühle und ein Wehr, die der Magistrat erbauen liess, allein „auf intentierte Action deren von Alben . . . . abwerfen“ musste.<sup>3)</sup> Im Jahre 1593 standen sie noch, denn die versammelten Stadtväter beschlossen, die Mühle zu decken.<sup>4)</sup>

Zur selben Zeit hatte die Stadt auch vor dem Kloster-Thor eine Papiermühle und eine Glashütte vor dem Deutschen Thore, die aber bis auf die Zeiten Valvasors bereits zu Grunde gegangen waren.<sup>5)</sup>

---

<sup>1)</sup> Fol. 47.

<sup>2)</sup> Fasc. 2.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 678.

<sup>4)</sup> Gerichtsprot. 1593, Fol. 53.

<sup>5)</sup> Valvasor, XI. pag. 706.

Neben dem Kloster stand

### 7.) Das bischöfliche Seminar,

welches man 1708 zu bauen angefangen. <sup>1)</sup> Der Bau dauerte bis 1714. In diesem Jahre wurden vom Steinmetzmeister Lucas Mule die grossen Thore mit den 2 Giganten um 300 fl. deutsch. Währ. zu stande gebracht.

Dieses Seminar war sowohl zur Aufnahme adeliger Kostgänger als auch armer Alumnen bestimmt, die unentgeltlich verpflegt wurden. Sowohl die einen als die andern wurden nach vollendeter sechster Gymnasialclassen als angehende Studierende der Philosophie im Alter von 15—21 Jahren ohne Rücksicht auf die Nationalität aufgenommen. Sowohl den Adeligen als den Convictisten wurde hinlängliche Gelegenheit geboten, sich im Fechten, Tanzen und in der Musik auszubilden. Diejenigen, welche dazu Lust hatten, konnten auch 2—3mal die Woche die Reitschule besuchen. <sup>2)</sup>

Hinter dem Seminar wurde im Jahre 1796 ein Damm aufgeworfen, wodurch der Laibachfluss an dieser Stelle so eingeeengt wurde, dass die Hausbesitzer der Petersvorstadt bei hohem Wasserstande Schaden für ihre Häuser befürchtend, darüber Klage führten. <sup>3)</sup>

Auf dem jetzigen, vor hundert Jahren freilich viel engeren Mehlmarkte hinter dem Bischofshofe, standen die schon erwähnten

### 8.) Markthütten und das Niederlagshaus.

Letzteres war ein geräumiges Magazin, wohin die fremden Kaufleute alle ihre Ware, die sie zu gewöhnlichen Marktzeiten nicht verkaufen konnten, bis zum nächsten Markttag niederlegen mussten. Daneben standen auf einem äusserst engen Raume zusammengedrängt nicht weniger als 66 Buden und 16 kleine, natürlich hölzerne Krämerläden. Dazu bewahrte man hier 75 Hütten auf, die zu Marktzeiten in verschiedenen Gegenden der Stadt aufgestellt wurden. Gelegentlich dienten

<sup>1)</sup> Klun, Archiv. II.

<sup>2)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1854.

<sup>3)</sup> Fasc. 2.

diese Hütten auch zur Einquartierung von durchziehenden Soldaten, wie z. B. im Jahre 1635. <sup>1)</sup> Zu allem Ueberflusse befanden sich hier noch einige Fleischbänke.

Schon 1747 wünschte die kais. Regierung die Uebertragung dieser Buden auf einen günstiger gelegenen Ort. Allein der Magistratsrat konnte wegen der tiefen Ebbe in der städtischen Cassa davon keine Notiz nehmen. Als der Erzbischof Michael de Brigido nach Laibach kam, suchte er sogleich bei seiner Ankunft diesem Uebelstande abzuhelpen und bot dem Magistrate eine Entschädigung von 400 fl. an. Da jedoch die Abtragung dieser Hütten nach der Berechnung des Magistrats 3273 fl. gekostet hätte, so konnte bei dem inzwischen keineswegs besser gewordenem Stande der städtischen Cassa dem Wunsche des Erzbischofs keine Rechnung getragen werden, bis endlich die Stadtmauern abgebrochen und für die Markthütten der Platz vor dem Lycealgebäude, ausfindig gemacht wurde. <sup>2)</sup>

Am 21. Juni 1800 wurde bekannt gegeben, dass die Markthütten vor dem Lycealgebäude aufzustellen seien. Bald aber beschwerten sich die Kaufleute, dass dieser Platz vor dem neuen Schulgebäude zu entlegen sei. Der Erlös des ersten Jahrmarkttagess war so gering, dass die Kaufleute beschlossen, lieber den Markt zu meiden, als die Hütten noch weiter da aufzustellen. Infolge dessen erlaubte die Landesstelle den Markt versuchsweise auf den neuen Damm beim Spital zu verlegen, weil in dieser Weise die Kaufleute ihrem früheren Verkaufsorte wieder näher waren. Später wurden jedoch die Hütten neuerdings vor das Lycealgebäude übersetzt, wo sie noch heute stehen.

Hinter dem Bischofshofe standen die Fleischbänke. Die Fleischer, die renitenteste Zunft, gab den Stadtvätern viel zu thun. Tarifübertretungen und Betrügereien beim Wägen waren an der Tagesordnung. Die Meister wurden in Geld, die Knechte aber, im Falle sie sich gegen das Publicum roh

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1635.

<sup>2)</sup> Fasc. 2 und Fasc. 47.

benahmen, mit dem Kreuze bestraft. Worin die Strafe bestand, ist nicht festzustellen, wahrscheinlich wurden sie ans Kreuz gebunden. Ich fand dieses Kreuz nur an einer einzigen Stelle erwähnt. Gelegentlich eines groben Benehmens eines Fleischerknechtes gab der Stadtrath im Jahre 1635 dem Cassier den Auftrag, „ein Kreuz, wie vor diesem gewesen, bei den Fleischbänken aufzurichten.“ <sup>1)</sup>

### 9.) Das Bürgerspital.

Diese milde Stiftung rührt von der ungarischen Königin Elisabeth her, der Tochter des Königs Wladislaus I. von Polen und der Gemahlin Karl Roberts von Anjou. Im Jahre 1345 reiste sie durch Laibach und erbaute zu Ehren der hl. Elisabeth an der Stelle des Hauses, in dem sich jetzt das Geschäftslocale des Herrn Emerich Mayer in der Spitalgasse befindet, eine kleine Kapelle, die aber schon 1386 zugleich mit der St. Nikolauskirche in Flammen aufgegangen war. Die Annalen des Bürgerspitals schliessen sich alsdann bis 1564, in welchem infolge einer furchtbaren Pest, die in Laibach wüthete, die meisten Einwohner die Stadt verliessen und die evangelischen Edelleute und Bürger diese Kapelle sich zueigneten und darin ihren Gottesdienst in deutscher und slovenischer Sprache hielten, wie das auch in früheren Jahren der Fall war. Schon 1541 beklagte sich nämlich die Gemeinde (ein Theil der Stadtvertretung), dass man „die windischen Predigten abgestellt und nur die deutschen und welschen gehalten werden.“ Es wurde beschlossen: „der Herr Bürgermeister soll noch einen Herrn zu sich nehmen, zum Herrn Generalvicar Leonhart Mertlitz gehen und ihn bitten, damit man im Spital windisch predigen thun lasse und das dann dem Vicedom anzeigen.“ <sup>2)</sup>

Als Truber nach Laibach zurückberufen wurde, erhielt er von der Landschaft und dem Rathe zu Laibach neuerdings wie 1532 die Erlaubnis hier predigen zu dürfen. <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1635.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. gemeiner Stadt Laibach 1547.

<sup>3)</sup> Klun, Archiv II., pag. 38, Valv. IX. 692.

Während der Reformationsperiode wendete die Landschaft, die inzwischen sehr reich gewordenen Einkünfte des Bürgerspitals ihren Religionsgenossen zu; nach der Unterdrückung des Protestantismus setzten sich jedoch 1601 wiederum die Katholiken in den Genuss derselben.<sup>1)</sup>

Am 30. October 1598 erhielten die Prädicanten den Befehl, Laibach vor Sonnenuntergang zu verlassen und spätestens innerhalb dreier Tage aus dem Lande zu ziehen. Als die ihnen gesetzte kurze Frist verstrichen war, nahm der damalige Bischof Thomas Chrön mit seinem Clerus wiederum Besitz von dieser Kirche. In feierlichem Aufzuge begab er sich in dieselbe, zerschlug beim Eintritte den lutherischen Taufstein, zerriss die Bücher und celebrierte die heilige Messe, nachdem er die Kirche vom neuen eingeweiht hate.<sup>2)</sup>

Dieses Ereignis wurde mit einem officiellen Bankett auf dem Rathhause in solenner Weise gefeiert und wurden dazu neben dem Bischofe und der gesammten Geistlichkeit Laibachs, auch die Spitzen der landschaftl. Würdenträger eingeladen.<sup>3)</sup> Infolge der zahlreichen milden Gaben, Schenkungen von Grund und Boden, Abtretungen von Zehnten und Unterthanen, Stiftungen von Messen u. s. w. ist das Bürgerspital eines der bestdotierten Anstalten des Landes geworden. Das letzte, den Zwecken des Bürgerspitals dienen sollende und an dasselbe angrenzende Haus wurde 1757 aus den Ersparnissen der Stiftung um 4000 fl. angekauft. Bei Maria Theresias tief eingreifender Beachtung aller öffentlichen Angelegenheiten wurden infolge einer Verordnung vom Jahre 1771 alle dem Bürgerspitale gehörigen Habschaften, mit Ausnahme der Gebäude und der gestifteten Zehente, um einen Kaufschilling von 51.250 fl. hintan gegeben und hievon 44.100 fl. theils bei der Landschaft, theils bei Privaten nutzbringend angelegt, der Rest von 7150 fl. aber zu Tilgung von Passiven verwendet. Zwei Jahre darauf (1773) gieng man an die Erweiterung und Regulierung des aus verschiedenen grössern und kleineren

1) Valvasor, *ibid*

2) „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“, 1856. pag. 16.

3) Gerichtsprot. 1601, Fol. 90.

Häusern zusammengesetzten Bürgerspitals. Sie wurden, da sie bisher noch nicht in zweckmässiger Verbindung standen, zu einem ordentlichen, einem Versorgungshause entsprechendem Hauptgebäude umgebaut.

Alle diese Versorgungshäuser waren sogenannte Patidenken oder Patidenkh, Pachtgeding-Häuser, welche wegen der tapferen Haltung der Bürger während der Belagerung Lajbachs durch den Grafen von Cilli im Jahre 1441 in Folge Privilegiums Kaiser Friedrich IV. von der Haussteuer und vom Laudemium befreit wurden und nur einen Kreuzer jährlich als Zeichen der Unterthänigkeit an die Magistratskassa zu zahlen hatten. Dieser Kreuzer musste alljährlich um die Mitternachtsstunde des 30. September von einem jeden Hausbesitzer persönlich auf das Rathhaus gebracht werden. Es war das eine stolze Erinnerung der Bürgerschaft an die Thaten ihrer Vorfahren. Um sie immer wach zu erhalten, sah der Stadtrath mit grosser Strenge auf die Beobachtung dieser feierlichen Steuerzahlung. 1599 wurde ein Bürger, der den Patidenkkreuzer nicht selbst auf das Rathhaus gebracht, zu einem Ducaten Strafe verurtheilt. Mehrere darüber befragte hochbetagte Männer sagten aus, dass diese Gepflogenheit der Steuerzahlung seit jeher bestehe, doch habe man einen Säumigen nie bestraft, weshalb auch jenem Bürger die Strafe erlassen wurde.

Klun meint („Mittheil. 1855“. „Dipl. Carn.“ pag. 15) dieser Patidenkkreuzer sei nur bis 1580 gezahlt worden. Der von mir eben berührte Fall beweist es aber, dass er mindestens 1599 nach altem Brauche um die Mitternachtsstunde entrichtet werden musste. Ueberhaupt gezahlt wurde er aber noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, bis zur Steuerrectification im Jahre 1754 <sup>1)</sup>, ob jedoch auch damals noch in so solenner Weise, ist nicht festzustellen. Den Patidenkkreuzer zahlten auch einige Vorstadthäuser, so z. B. das Ballhaus, ein Beweis dafür dass auch die Vorstädtler bei jener Belagerung im Jahre 1441 die Stadt zu vertheidigen

---

<sup>1)</sup> Fasc. 2.

mithalfen. Ein Verzeichnis solcher befreiten Häuser würde in so mancher Unklarheit in topographischer Hinsicht Licht bringen, leider konnte ich aber ein solches nicht auffinden. Die Kosten für den Umbau der Patidenhäuser beliefen sich auf 19.479 fl. 13 kr., wobei sich auch die Kaiserin Maria Theresia mit einem Betrage von 2000 fl. aus ihrer Privatschatulle betheiligte. Das Bürgerspital diente zur Unterbringung von verarmten, ins Unglück gerathenen und erwerbsunfähig gewordenen Bürgern der Stadt Laibach, ihrer Witwen und Waisen und Findlingen, welche auf Spitalskosten von auswärtigen Ammen versorgt wurden. <sup>1)</sup>

Kindesweglegungen kamen sehr häufig vor. So hörte man im Jahre 1548 im Stadtrathe, „dass es vorgekommen, dass etliche Kinder im Wasser vorgefunden und deren viele verthan werden.“ Die Stadtväter bestellten Leute, „dass sie Aufmerksamkeit und Achtung haben sollen, sonderlich mit den Hebammen zu reden, solches zu thun.“)

Im Jahre 1593 lesen wir: „Anheut ist Verordnung geschehen, dass man das Kind, so von der Mutter auf der Gassen fürgeworfen worden, mit einem Weibe zu sich nehmen, und unterhalten wolle, wie man kann und mag.“ <sup>2)</sup>

Als die barmherzigen Brüder in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nach Laibach kamen und ihnen das Kloster der Discalceaten überlassen wurde, theilte man 1787 die im Bürgerspital befindliche Anstalt in der Art, dass daselbst nur das Waisenhaus und die Pfründner des Bürgerspitals, des Armenhauses, der Graf Lamberg'schen und Hospitalstiftung im Spital zurückblieben, die Kranken und Irren aber dem barmherzigen Convent übergeben wurden. Solange noch keine Gebäranstalt existierte, wurden die Findlinge auf so lange in das Bürgerspital aufgenommen und daselbst durch gedungene Ammen ernährt, bis sie auf das Land in Versorgung abgegeben werden konnten. Die im Bürgerspital verbliebenen Pfründner wurden auch mit Kost

<sup>1)</sup> Klun, „Dipl. Carn.“ pag. 14 und 15.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. 1548. (Sitz. 2 Apr.)

<sup>3)</sup> Ibid. anno 1593.

und Kleidung versorgt. Nach der Errichtung des Hausarmen-Fonds aber mussten sie 1789 austreten, nachdem im Bürgerspital eine Gebäranstalt errichtet wurde. Die ausgestretenen Pfründner erhielten zu ihrer Entschädigung Geldportionen von 7 kr. per Tag, um sich ausser dem Hause einzuwohnen und zu verpflegen.

Im Jahre 1793 beschloss man jedoch, es auf den alten Stand zurück zu bringen; nur das um das Jahr 1792 hieher übersiedelte Kreisamt sollte noch darin verbleiben. <sup>1)</sup>

Nachdem während der französischen Occupation 1811 der Convent der barmherzigen Brüder aufgehoben worden war, ist mit der im Klostergebäude bis dahin bestandenen Kranken- und Irrenanstalt auch die Gebä-, Findel- und ein Theil der Pfründner Anstalt vereint worden. <sup>2)</sup> Durch seine für ein Handlungshaus sich eignende Lage in der Nähe der Franzensbrücke, hat das Spitalsgebäude an Wert zugenommen, so dass neue Pfründnerplätze creirt werden konnten. Dermalen bestehen 20 solcher Stiftungsplätze mit täglichen 15 kr. und 32 mit täglichen 10 kr., worauf jene Armen Anspruch haben, welche das Bürgerrecht erlangt hatten. <sup>3)</sup> An das Bürgerspital war

### 10.) Das Spital-Thor

angebaut und scheint mit demselben sogar in Verbindung gestanden zu sein; denn in dem zwei Stock hohen vier-eckigen Thurme, welcher mit der einen Seite an ein bürgerliches Haus, damals einem gewissen Deschmann gehörig, grenzte, befanden sich Wohnungen für arme Bürger. <sup>4)</sup> Die Durchfahrt war sehr schmal und der Thurm überragte mit seinen zwei Stockwerken das Spitalgebäude. Im ersten Stockwerke befand sich die Wohnung des Thorwärters. Zugleich war das Spital-Thor ähnlich den übrigen Stadthören der Ort zur Anklebung von Kundmachungen. Im Jahre 1660

<sup>1)</sup> Fasc. 94

<sup>2)</sup> Lippich, „Topographie Laibachs“, pag. 268.

<sup>3)</sup> Klun, „Dipl. Carn.“, pag. 16.

<sup>4)</sup> Fasc. 47.

wurde ein schüchterner Versuch gemacht, es mit Farben auszusmücken, wenigstens macht folgende Notiz etwas derartiges wahrscheinlich: „Tobias Wubitsch, Malerjunge; bittet ihm wegen der bei dem Spital-Thor und am Schlossberg verrichteten Malerei mit einem beliebigen Donative (Geschenk) zu begegnen.“ Der Magistrat gab ihm 2 Gulden. <sup>1)</sup> Dieser unförmliche Thurm wurde schon 1786 abgetragen, sonst wäre er selbst eingefallen. denn die Mauer zeigte stellenweise solche Sprünge, dass man die ganze Hand hinein stecken konnte. <sup>2)</sup> Ein Theil des dabei gewonnenen Materials, 16 Kubikklafter Bruchsteine wurden zum Bau des Pfarrhofes bei Maria Verkündigung verwendet. <sup>3)</sup> Der an das Spital-Thor angrenzende Bürger Deschmann wurde von der Abtragung hart mitgenommen, denn der Magistrat verlangte, da es das öffentliche Wohl erheischte, die Niederreissung seines Hauses auf seine eigenen Unkosten. Im Stadtarchive fand man nämlich einen Revers aus dem Jahre 1610, kraft dessen sich ein Bürger, ein gewisser Berlin, für sich und seine Nachkommen verpflichtete, das Haus, sobald es der Magistrat wünschen würde, auf eigene Unkosten niederreißen zu wollen. Nach langwierigen Verhandlungen wurde Deschmann nur die theilweise Abtragung gegen eine kleine Entschädigung anbefohlen. <sup>4)</sup> Bei der Spitalbrücke befand sich ein kleiner Springbrunnen, der aber wie schon erwähnt, nur im Winter benützt wurde. <sup>5)</sup>

Dadurch hatte die Spitalgasse ungemein viel gewonnen, denn die Höhe des Thurmes verursachte, dass die ohnehin enge Gasse keine reine Luft bekam und stets kothig war. <sup>6)</sup> Dazu kam es, dass sich vom Hauptplatze angefangen bis zur Brücke die ganze Spitalgasse entlang rechts und links an den Häusern kleine hölzerne Krämerbuden befanden,

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1660, Fol 157.

<sup>2)</sup> Hof, Gemälde von Krain I. pag. 94.

<sup>3)</sup> Fasc. 47.

<sup>4)</sup> Fasc. 47.

<sup>5)</sup> Fasc. 96 99.

<sup>6)</sup> Hof, „Gemälde von Krain“, pag. 94.

wo Leinwandverkäufer, Gürtler, Nadler, Ricmer, Holzwarenkramer und andere Geschäftsleute ihre Waren feilboten, bis endlich 1783 die Uebersetzung dieser Hütten auf den Alten Markt angeordnet wurde, wo wir ihnen schon begegnet waren. <sup>1)</sup>

Die Pflasterung der Gasse konnte nur in der Nacht vorgenommen werden.

Auf der Spitalbrücke stand eine dichtgeschlossene Reihe von 14 Krämerhütten, deren jede sammt der Krämergerechtsamkeit einen Wert von 500 fl. repräsentierte, mitten unter ihnen aber ein Crucifix; davor brannte eine Lampe, an welcher die Tabakraucher in der Nacht ihre Pfeifen anzuzünden pflegten, weshalb das Crucifix im Jahre 1796 entfernt und trotz der Bitten der dortigen Krämer nicht wieder hergestellt wurde. <sup>2)</sup> Die Lingergasse existirte bereits im Jahre 1551, freilich führte sie nicht diesen, sondern überhaupt keinen Namen; als im Stadtrathe von ihr die Rede war, bezeichnete man sie als die Gasse, „so man von St. Niclas in die Spitalgasse geht.“ <sup>3)</sup>

Von der Spitalbrücke zog sich bis zur Schusterbrücke längs des Laibachflusses, am jetzigen Franzensquai, die Stadtmauer. Die Erinnerung daran hat sich bis heute erhalten, denn der Franzensquai heisst im Volksmunde noch jetzt „hinter der Mauer“. Dieser Mauer waren zwei Thürme aufgesetzt. Aus welchem Grunde das geschah, darüber äusserte sich der Bürgermeister im Jahre 1635 selbst in der Sitzung, dass nämlich „ein ehre. Magistrat die zwei Thürme in der Ringmauer bei dem Wasser nur allein zu dem Ende, damit die allhiesigen Schlosser ihre Arbeiten darin verrichten, auf dass das Hörtnen (Härten des Eisens?) und an der üble Gestant dadurch verhütet werden möchte, hat aufbauen lassen.“ <sup>4)</sup>

Da die längs des Laibachflusses sich hinziehende Stadtmauer also keine freie Passage offen lässt, in dem der Fahr-

<sup>1)</sup> Fasc. 103 107.

<sup>2)</sup> Fasc. 10.

<sup>3)</sup> Gerichtsprot. 1551, Fol. 32.

<sup>4)</sup> Gerichtsprot. 1635.

weg „hinter der Mauer“ erst in den ersten Jahren des laufenden Jahrhunderts eröffnet wurde, so begeben wir uns aus der Spitalgasse über den Hauptplatz zur

### 11.) Schusterbrücke,

auch „obere Brücke“ genannt. An dieser Stelle befand sich eine Brücke wohl seit Laibach existiert, und ist dieselbe älter als die Spitalbrücke, die jedenfalls schon im 14. Jahrhundert erbaut wurde. Ueber diese Brücke hielten die Laibach besuchenden Landesfürsten ihren Einzug; der Hauptstrom der krainischen Handelsleute aus Oberkrain und der Fremden aus Deutschland nahm über die Schusterbrücke seinen Weg. Zur Zeit Maximilians I. war sie mit kleinen Fleischbänken besetzt, die einen äusserst unangenehmen Geruch verbreiteten, was besonders auf die ankommenden Fremden einen üblen Eindruck machen musste. Zur Abschaffung dieser Fleischbänke ergriff der Kaiser selbst die Initiative und versprach der Stadt Laibach eine namhafte Entschädigung, im Falle sie sich zur Uebertragung derselben bequemen wollte, welches Anerbieten die Stadt auch annahm und an die Stelle der Fleischbänke zu beiden Seiten der ohnehin nicht breiten Brücke 24 dicht aneinander gedrängte Markthütten setzen liess. <sup>1)</sup> Die meisten dieser Hütten nahmen die Schuster ein, wovon die Brücke erst ihren Namen erhielt. <sup>2)</sup> Zu Marktzeiten entstand hier ein entsetzliches Gedränge.

Bis zum Jahre 1844 stand auf dieser Brücke das Standbild *Ecce Homo*, das sich jetzt in der St. Florianskirche befindet. <sup>3)</sup>

Die Brücke war von Holz; 1789 fasste aber der Magistrat den Plan, dieselbe durch eine steinerne zu ersetzen, was jedoch wegen der geringen Mittel der Stadt nicht zur Ausführung gebracht werden konnte. <sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Fasc. 10.

<sup>2)</sup> Fasc. 102.

<sup>3)</sup> Costa, Reiseerinnerungen 17.

<sup>4)</sup> Fasc. 7.

Wie die Spitalbrücke, war auch die Schusterbrücke mit Kramläden (ihrer 25) besetzt, von denen jeder 400—500 fl. wert war.

In einem kleinen Gewölbe neben der Brücke hatten die Sesselträger ihren Standplatz. Die Strassen Laibachs sahen in früheren Jahrhunderten gar verwahrlost aus, und eine Spazierfahrt durch die Stadt war eher eine Marter und ein Wagnis, als ein Vergnügen zu nennen. Deshalb sah man noch im Anfange des 17. Jahrhunderts „etwann vier Carossen“, während man ihrer zur Zeit Valvasors schon fünfzig zählte. Aber auch damals wird das Pflaster kein gutes gewesen sein, schon deshalb nicht, weil bis zum Jahre 1749 jeder Bürger vor seinem Hause selbst pflastern musste. Zur Bequemlichkeit des Publicums wurden Tragsessel eingeführt, das einzige noch halbwegs erträgliches Verkehrsmittel für Personen. Das ausschliessliche Privilegium zum Betriebe dieses Geschäftes erhielt der Magistrat im Jahre 1735. Vier Sesselträger genühten und thaten einen Gang in der Stadt um 7, in die Vorstädte um 12 kr. <sup>1)</sup> Bis 1786 waren die Sesselträger städtische Bedienstete, da jedoch das Geschäft immer schlechter gieng und die Träger das zehnfache mehr kosteten, als sie verdienten, so wurde dieses Gefälle um jährliche 30 fl. verpachtet. Durch einige Jahre zahlten die Pächter den Pachtschilling, von 1791 angefangen aber blieben sie ihn mehrere Jahre rückständig. Es war unmöglich sie zur Zahlung zu zwingen; die armen Leute verdienten nichts und hatten kein Vermögen. Ihre gefährlichsten Concurrenten waren die Fiaker. In frühern Zeiten war der Fasching die einträglichste Zeit, seit dem Aufkommen der Fiaker aber hätte es keine Laibacher Schöne mehr übers Herz gebracht, wenn sie die Redoute besuchen wollte, in den Tragsessel zu kriechen. Ausserdem aber hielten sich am Ende des 18. Jahrhunderts alle Adelligen und die reichen Bürger eigene Pferde.

Neben der Schusterbrücke und hinter der Brotkammer stand die „Schupfe“, ein langer Balken, an dessen Ende ein Korb angebunden war. In diesen wurden Bäckermeister ge-

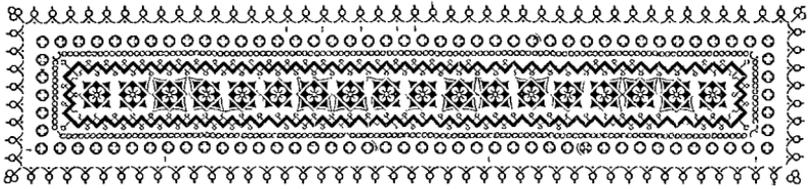
<sup>1)</sup> Fasc. 7 und 10.

setzt, die sich in irgend einer Weise gegen die Bäckereiordnung vergiengen, sei es dass sie zu leichtes oder zu schwarzes Brod bucken. Unter dem Zulaufe einer grossen Menschenmenge tauchte man sie zur Strafe mehreremale ins Wasser.

Nicht weit davon stand das „Schandbänklein“, wo gemassregelte Bäckermeister öffentlich einige Stunden zuzubringen hatten.

Ueber die Schusterbrücke gelangen wir in den dritten Stadtbezirk, welcher der neue Markt genannt wurde.





### § 3.

## Der Neue Markt.



Auf dem Neuen Markte besuchen wir zuerst die Judengasse, den Schauplatz so mancher grauenvoller Auftritte zwischen Juden und Christen. Der Ruf Laibachs als einer eminenten Handelsstadt lockte dieses im christlichen Abendlande so verhasste Volk schon in sehr früher Zeit in die Nähe der Stadt. Ich sage in die Nähe der Stadt, denn die Judengasse befand sich bis 1416 ausserhalb derselben und wurde erst infolge des grossen Mauerbaues im genannten Jahre in dieselbe hineingezogen. Die Bürger mochten die Juden unter sich nicht leiden; sie mussten sich ausserhalb der Stadt ansiedeln, thaten es jedoch möglichst nahe, in der unmittelbarsten Nähe der Schusterbrücke und des dabei stehenden ältesten Stadtthores. Das geschah in einer so frühen Zeit, dass Valvasor zufolge im Jahre 1213 ihre Synagoge schon alt genannt wird. Sie bauten eine neue und „viel herrlicher, als sie vorhin war, weil sie überaus reich waren und mit den Venetianern, Ungarn und Krabaten grossen Handel trieben“. <sup>1)</sup> Gerade ihr Glück und ihre kaufmännische Geschicklichkeit aber erweckte die Missgunst der Laibacher Bürger in so hohem Grade, dass gar bald ein Vorwand genügte, um ihren Hass an den Beneideten abzukühlen. So hat sich z. B. „anno 1290 zwischen den Bürgern und

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 711.

Judēn ein grosser Tumult und Auflauf erregt, darüber der Juden viel erschlagen worden“.

Solche Scenen wiederholten sich oft besonders seit die Zahl der Juden gewachsen war. Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts war ihre Zahl bereits so ansehnlich, dass sie sich gegen die Bürger ungeberdig zu benehmen unterstanden. Letztere liessen nämlich einen Juden, „der sich mit einer Christin fleischlich vermischt, gefänglich einziehen und nach bestandener That mit dem Schwert hinrichten. Die Juden waren hierüber misvergnügt, fiengen an zu murren und sich ungeberdig anzustellen, dass es also endlich zwischen Juden und Christen zum Schlagen kam und der Juden drei auf dem Platze blieben“. <sup>1)</sup>)

Der Hass gegen die Juden stieg, je bedeutender Laibach als Handelsstadt und besonders seit die Judengasse in die Ringmauern hereingezogen wurde. Im Jahre 1513 erwirkten die Bürger vom Kaiser Maximilian I. endlich ihre Vertreibung aus Laibach. <sup>2)</sup>) Zwar verbot das Privilegium den Juden nur jeden Handelsbetrieb, die Bürger deuteten jedoch den Wortlaut desselben dahin, dass den Juden sogar der Aufenthalt in der Stadt verweigert werden könne. Zu Jahrmarktzeiten konnte jeder fremde Kaufmann mit seinen Waren Laibach besuchen, die Juden allein waren davon ausgeschlossen; die Bürger waren nicht einmal zu Jahrmarktzeiten sie aufzunehmen verpflichtet. Selbst Joseph II. der sich auf einen möglichst liberalen Standpunct stellte, bestätigte das Privilegium Maximilians I. Noch im Jahre 1786 konnten die Bürger behaupten, dass bishin kein Beispiel aufzuweisen war, dass ein Jude den Laibacher Markt besucht hätte. Liess sich einer von ihnen auf dem Markte betreten, „so wurde er mit Beifall der höheren Behörden von der Stadt abgeschafft.“ <sup>3)</sup>)

Die Judengasse war durch die zum Wasser hinunterführende Stadtmauer abgesperrt; den Eingang in die Herrengasse bewachte aber

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 711.

<sup>2)</sup> Klun, „Dipl. Carn.“ pag. 60.

<sup>3)</sup> Fasc. 103—107.

### 1) Das Burg- oder Vicedom-Thor.

Das Thor war höher als die Burg selbst, die Durchfahrt so schmal, dass die schweren Frachtwägen oft stecken blieben und um sie wegzubringen, dort abgeladen werden mussten, wodurch die Passage für die Fussgänger oft Tage lang versperrt blieb. Von diesem Thurme lief gegen die Laibach eine dem Burgthore an Höhe gleichkommende Stadtmauer, die die Herren- und Juden-Gasse völlig verfinsterte. Von aussen machte das Burgthor mit seinen stolzen Thürmen einen angenehmen Eindruck, indem es mit Säulen versehen und auf seiner Höhe mit dem Bildnisse des Kaisers Karl VI von weissem Marmor in einer schwarzen Nische mit Armaturen geschmückt war, welche Büste sich jetzt auf dem Rathhause befindet. <sup>1)</sup>)

Vom Burgthore lief eine von einem tiefen Graben begleitete Mauer zum Laibachflusse. Zu noch grösserer Befestigung des Burgthores diente ein einzelstehender Thurm. In diesem sogenannten Vicedomthurme befanden sich zwei Gefängnisse, das eine zu ebener Erde unter der Wohnung des „Thorwartls“, das andere im ersten Stockwerke „für ehrliche Bürger, wenn sie in geringen Stücken sich versündigten und etwa deshalb nicht als Malefizpersonen konnten gehalten werden.“ <sup>2)</sup>)

Nach dem Berichte des Stadtwundarztes vom Jahre 1785, „war der Aufgang zum Kerker auf diesem Thurme ohne Licht und Luft und fast 30 Stufen hoch. Die Fenster des Kerkers waren nur 1 1/2' hoch und 6" breit, liefen aber nach innen breiter aus, wodurch eben die dumpfe Kerkerluft die äussere zurückdrängte und eine ausserordentliche Schwüle im Kerker verursachte; dazu kam noch die Schmäle und Niedrigkeit des kaum mannshohen Kerkers, in dem die vier im Jahre 1785 dort sitzenden Deliquenten kaum Platz genug hatten, sich auszustrecken, so dass des einen Fuss bis an die Stiege reichte. Daher kam es, dass dieser nur

<sup>1)</sup> Hoff, „Gemälde v. Krain“, pag. 94.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 672.

zur Untersuchungshaft der Verbrecher bestimmte Kerker, vielmehr zur Strafe zu dienen schien und die dort weilenden Leute gleich Leichen aussahen, besonders weil der Kerker im Winter mit keinem Ofen versehen war.“<sup>1)</sup>)

Der Befehl zur Abtragung dieses Thores ergieng seitens des Kreisamtes am 29. Dezember 1790.<sup>2)</sup>)

Die Demolierungsarbeiten sollten licitando hintangegeben werden, da jedoch der Unternehmer zu weit gehende Bedingungen stellte, so wurde sein Antrag vom Kreisamte nicht genehmigt und der Magistrat zur Abtragung des Burgthores auf eigene Unkosten verpflichtet. Von der Masse des Burgthores können wir uns eine Vorstellung bilden, wenn wir hören, dass das durch Jahrzehnte vernachlässigte Dach desselben nicht weniger als 11400 noch brauchbare Dachziegel, und 82<sup>cu</sup><sup>b</sup> Mauersteine im Werte von 232 fl. 15 kr. lieferte. Andere Materialien, die man beim Abbrechen des Burgthores gewann, repräsentierten einen Werth von 293 fl. 20 kr., die Bilanz ergab, dass dem Magistrat bei einem Empfange von 710 fl. 56 kr. aus dem Niederreißen des Burgthores ein reines Einkommen von 473 fl. 54 kr. resultierte.<sup>3)</sup>)

An dieses Thor lehnte sich

## 2.) Das Vicedomgebäude,

die jetzige Burg, an, worin sich das Vicedomamt befand. Im Jahre 1361 residierte der Vicedom in der Nähe der St. Nikolauskirche, im Jahre 1511 war bereits die jetzige Burg sein Sitz.<sup>4)</sup>) Wann er aber hierher übersiedelte, ist nicht bekannt. Als 1747 die Würde eines Vicedoms aufgehoben wurde, übersiedelte hierher die Bancaladministration,

---

<sup>1)</sup> Fasc. 7.

<sup>2)</sup> Fasc. 2 u. 3

<sup>3)</sup> Nach einem offiziellen Ausweise verwendete die Stadt Laibach in den 80 Jahren des vorigen Jahrhunderts, jährlich nur 77 fl. und einige Kreuzer auf die Reparatur aller wie immer Namen habende städtischen Fortificatione. Fol. 10.

<sup>4)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1848, pag. 95.

nach ihrer Verlegung nach Graz im Jahre 1783 aber das Bancal-Inspectorat. Mit allerhöchsten Entschliessung vom 26. Mai 1791 wurde die Burg zur Wohnung des jeweiligen Landeschefs bestimmt. <sup>1)</sup>)

Der Neue Markt war der regelmässigste und geräumigste Platz der Stadt. Er war grösstentheils von Häusern begrenzt, welche Adeligen gehörten, doch wurde er von dem jeden Punctes der Stadt sich bemächtigenden geschäftlichen Treiben der Laibacher Bürger nicht verschont. Zu Marktzeiten stellten hier die Schuster ihre Verkaufshütten auf. Im Jahre 1651 theilte der Landeshauptmann, dem Bürgermeister in der Landtagssession mit, „dass die Schuster zur Kirchtags (= Jahrmarkt) zeiten auf demselben Grossen Platze (sc. Neuenmarkte) grosse Ungelegenheiten machen, und sich sogar zur Zeit des Regens in das Landhaus verfügen und ihr Leder darin verkaufen.“ <sup>2)</sup>) — Im Jahre 1789 machte der Magistrat die Beobachtung, dass der Neue Markt mit Commercialgütern belegt zu werden begann. Es kam so weit, dass manchmal die Durchfahrt Tag und Nacht gehemmt wurde und die Fussgänger in der Gefahr schwebten, überfahren zu werden oder in der finstern Nacht an die Wagen und vorstehenden Lintstangen anzustossen. <sup>3)</sup>)

Das stattlichste öffentliche Gebäude des Neuen Marktes war

### 3.) Das Landhaus,

in welchem sich die Stände versammelten. Das Landhaus war für das ganze Land das, was das Rathhaus für die Stadt, indem auch hier neben vielen, fast das ganze Jahr hindurch dauernden Sitzungen, in denen das Wohl und Wehe des Landes berathen wurde, regelmässige Gerichtstage für alle Nichtbürger und alle der Stadt nicht unterworfenen freien Bauern abgehalten wurden. Die Erbauung des ersten Landhauses fällt in das Jahr 1467; dasselbe wurde am 26. März 1511 bei Gelegenheit jenes äusserst verderblichen

<sup>1)</sup> Costa, Reiseerinnerungen, 21.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. 1651.

<sup>3)</sup> Fasc. 46–49.

Erdbebens, bei dem viele Schlösser zusammenstürzten, in einen Schutthaufen verwandelt. Man gieng zwar an die Erbauung eines neuen Gebäudes, bevor es jedoch fertig stand, brach am 4. Mai 1524 eine grosse Feuersbrunst aus, wobei neben vielen Privathäusern auch das zum Wiederaufbau des Landhauses bereitliegende Holz in Flammen aufgieng. Ob und wielange die Stände nun eines Landhauses entbehrten, ist nicht gewiss, im Jahre 1548 wurde es sicherlich schon wieder aufgebaut. <sup>1)</sup>

Es scheint aber doch nur ein provisorisches Landhaus gewesen zu sein, denn laut dreier im ständischen Archive sich vorfindenden Urkunden erkauften die Stände von der Stadt Laibach am 6. März 1587 drei zum Wiederaufbau und zur Erweiterung des Landhauses nöthige Häuser. Rücksichtlich dieser drei Häuser wurden die Stände im folgenden Jahre vom Bürgermeister, Richter und Rath der Stadt Laibach für immer von allen städtischen Steuern, Abgaben, Robot u. s. w. befreit.

Bald wurde jedoch auch dieses vergrösserte Landhaus zu enge, denn nicht selten nahmen, wie die Landtagsprotokolle ausweisen, mehr als 200 ständische Mitglieder an den Berathungen des Landtages theil, weshalb im Jahre 1620 noch ein Haus zur Erweiterung des Landhauses um den Preis von 600 fl. angekauft wurde. Eine Abbildung dieses neuen Landhauses findet man auf dem Titelblatte des III. Bandes von Valvasors „Ehre des Herzogthums Krain.“ Gegen die Herrengasse hat das Gebäude, wenn wir von der Vergrösserung der Fenster im Parterre absehen, bis auf den heutigen Tag dasselbe Aussehen beibehalten, während die Front gegen den Neuen Markt im Jahre 1774 gänzlich umgebaut wurde.

Gegenüber dem grossen Versammlungssaale, in dem die Landtags-, Ausschuss-, Verordneten- und Gerichtssitzungen abgehalten wurden, bestand zu Valvasors Zeit eine St. Acha-

---

<sup>1)</sup> Gelegentlich eines Hofthaidings heisst es: „Es ist Furkhomen und gesehen worden, das walthasar Cazianer dienner in Pantzer aufs Landhausz geen. Mittheilungen, 1863, pag. 2.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 671.

tiuskapelle, <sup>1)</sup> in der durch einen der anwesenden Prälaten mit einem hl. Messopfer die Landtagssessionen eröffnet wurden. In der Folge der Zeit gieng diese Capelle ein. Im Jahre 1737 wurde sie jedoch von Franz Karl Grafen v. Hohenwart, Erbtuchsess in Krain, wieder aufgerichtet, da ihm die Landeshauptmannschaft die zwischen seinem und dem Landhause gelegene Gasse gegen dem zur Benützung zuliess, „dass er wieder eine anständige Capelle auf seine Unkosten sobald als möglich errichtete.“ Es wurde ihm dabei bedeutet, „dass diese anständigherzustellende und für jedermann zugängliche Kapelle mit einem gemauerten Gewölbe und bloss mit gemauerten Wänden, aber mit keiner hölzernen Wand versehen sein solle.“ Heutzutage befindet sich an ihrer Stelle das Einreichungsprotocoll und das Expedit der Landesregierung.

Da dieses neue Landhaus in grossen Dimensionen ausgebaut war, so trat man einzelne Localitäten an Private ab, welche dieselben zu Gewölben und Verkaufsbuden verwendeten. Als aber später die k. k. Repräsentation und Kammer diese Localitäten zur Unterbringung einer neuen Landrechtskanzlei und eines Grundbuchsamtes für besonders geeignet hielt, so gaben die Stände hiezu nicht nur ihre Einwilligung, sondern übernahmen sogar die Adaptierung derselben zu diesem Zwecke auf eigene Rechnung. Am 24. Jänner 1756 wurde dem bisherigen Pächter Weitenhüller die Räumung dieser Localitäten aufgetragen.

In den folgenden Jahren ist das Landhaus wiederum so baufällig geworden, dass eine Reparatur thunlichst bald hätte vorgenommen werden müssen, denn die Dippelböden im Rathszimmer und Vorsaale, sowie der ganze Dachstuhl war morsch und der Thurm ober dem genannten Saale so schlecht geworden, dass er mit dem Einsturze drohte. Da man sich von einer theilweisen Herstellung des Gebäudes wenig Nutzen versprach, so beschloss man auf dem Landtage vom 22. October 1773 lieber ein neues Gebäude in der

---

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 671.

Ausdehnung aufzubauen, dass darin die Kanzleien, der landeshauptmannschaftliche Buchhalter und die Cassa Platz hätten. Ferner sollte dasselbe auch die Wohnung des jeweiligen Landeshauptmanns, des Generaleinnehmers und mehrerer anderer landeshauptmannschaftlichen Beamten, in sich fassen. Da aber die dazu erforderliche Summe der Kaiserin Maria Theresia zu hoch erschien, so befahl sie im Jahre 1774 nur eine gründliche Wiederherstellung des Landhauses und wies den Antrag auf einen Neubau von Grund aus ein für allemal zurück.

Dieses so gründlich hergestellte Landhaus behielt nach einigen unwesentlichen im Jahre 1782 vorgenommenen Veränderungen sein Aussehen bis auf den heutigen Tag bei. <sup>1)</sup>

Gegenüber dem Landhause erhob sich seit 1642 ein noch stolzerer Bau,

#### 4.) Das Auerspergpalais

in der Herrengasse, das zwar einem Privatmanne gehörte, aber insoferne doch ein öffentliches Gebäude genannt werden könnte, als sich in demselben die höchste Aristokratie des Landes Rendezvous gab. Es war die grossartigste Baulichkeit des alten Laibach und ist noch heute ein sehenswertes Object der Stadt. Valvasor meinte, dasselbe sei zwar nur „dreygädig“ (dreistöckig), aber doch so weitläufig und nützlich angelegt, dass es füglich drei fürstliche Hofhaltungen behausen könnte. Der Hof und die Corridore scheinen mit einem grossen Luxus ausgestattet gewesen zu sein, denn Valvasor schreibt: „Sobald man hinein geht, muss man den in der Höhe <sup>ganz</sup> aufgeführten Garten von Pomeranzen und Citronen bewundern.“ Die Auerspergische Bibliothek ist noch heute berühmt. Das Palais barg eine kostbare Antiken-, Münzen- und Raritäten-Sammlung, die aber schon zu Valvasors Zeiten einem Diebe zum Opfer gefallen war. <sup>2)</sup>

Wegen der grossartigen Anlage dieses Palais musste, wie schon an anderer Stelle erwähnt wurde, ein Theil des-

<sup>1)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“, 1858, pag. 61, 62.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 669.

selben über die Ringmauer hinaus geschoben werden. Die abgebrochene Ringmauer dürfte der Fürst wahrscheinlich auf eigene Unkosten wieder aufgeführt haben und stellte einen Revers hinsichtlich der Stadtmauer aus. Welchen Inhalt derselbe hatte, kann ich nicht feststellen, da ich ihn weder in dem von Radics bezeichneten, noch in einem andern Fascikel des Stadtarchivs auffinden konnte. In die städtische Ringmauer hinter dem Auerspergpalais waren, mit dicken Eisenstäben geschützte Fenster gebrochen, die noch heute in ihrer alten Form vom Hofe des Schikz'schei Hauses aus zu bemerken sind. An der Innenseite des Hofes lief eine Galerie, ein offener von Schwibbögen überwölbter Säulengang, an dessen südlichem Ende eine kleine Thür auf den deutschen Platz führte. — Hier stand

### 5.) Das Deutsche Haus

mit einer der ältesten Kirchen Laibach's. Da der deutsche Orden mit Ausnahme des Blutbannes seine eigene von der Stadt unabhängige Civil- und Strafgerichtsbarkeit hatte, so finden sich im Laibacher Stadt-Archiv wenige auf den Orden bezughabende Actenstücke vor.

Schon vor dem deutschen Orden soll an der Stelle der jetzigen Commenda und Kirche der im Jahre 1167 nach Laibach gekommene Templer-Orden eine Kirche in der Form eines Kreuzes erbaut haben, <sup>1)</sup> der aber, da er den Interessen Aquileas diente im Jahre 1220 Laibach verlassen musste. Im Jahre 1262 ist bereits die Anwesenheit der Deutschen Ritter in Laibach nachzuweisen, denen der Herzog Albrecht II. das Haus sammt der Kirche, die einstens den Templern gehörte, ins Eigenthum überliess. Wann jedoch der Grund zu derselben gelegt wurde, weiss nicht einmal Valvasor zu bestimmen. <sup>2)</sup> Diese alte Kirche wurde im Jahre 1713 demoliert und die jetzige erbaut. <sup>3)</sup>

Das deutsche Haus, der Sitz der Commendatoren, war an

<sup>1)</sup> Richter, „Geschichte der Stadt Laibach“, pag. 185.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 690.

<sup>3)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“ 1848, pag. 85.

## 6.) Das Deutsche Thor,

auch Triester- und Burgstall-Thor genannt, angebaut. Es war eng und düster, wie alle anderen Stadthore. Schwere und hochbeladene Wagen drängten sich nur mit Mühe durch. Im Jahre 1789 z. B. blieb ein mit Baumwolle beladener Wagen darin so fest stecken, dass man ihn weder vor- noch rückwärts bringen konnte. Auch abgeladen konnte er nicht werden, da er sich zu sehr in das Thorgewölbe festgestemmt hatte. Infolge dessen blieb die Passage durch 2 ganze Tage vollständig abgesperrt. <sup>1)</sup>

Da das wohl oft vorgekommen sein mochte, so erschien die bald möglichste Abtragung des Thores sehr rathsam. Am 28. Juli 1789 erhielt der Magistrat vom Kreisante den diesbezüglichen Auftrag. Der Ausführung desselben standen jedoch vielfache Hindernisse im Wege. Denn an das Thor war auf der einen Seite der Keller der Commenda, auf der anderen das Militär-Wachthaus angebaut. Der Magistrat wünschte sich zu erst mit diesen 2 Parteien auseinander zu setzen, weil er beim Niederreißen des Spitalthores üble Erfahrungen gemacht und sich in einen kostspieligen Prozess verwickelt hatte. Hinsichtlich des Kellers wurde mit der Commenda leicht ein Einverständnis erzielt, da man jedoch auch an die Erweiterung des zu engen deutschen Platzes dachte, so wollte der Commendator in die Zurücksetzung der Einfassungsmauer nicht willigen, „weil dadurch die Symmetrie der deutschen Ordenskirche namhaft verlieren würde.“ Noch grössere Schwierigkeiten standen aber den Verhandlungen mit der Militärbehörde im Wege, welche vom Magistrate die Uebersetzung des Wachthauses auf seine Unkosten verlangte. Endlich fand der Magistrat einen für das Wachthaus günstigen Punkt neben dem jetzigen Gymnasium, wo sich die Schildwache noch vor wenig Jahren befand. <sup>2)</sup>

Auch mit der Commenda kam schliesslich, wir wissen

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.

<sup>2)</sup> Fasc. 2.

nicht in welcher, Weise, der Magistrat ins Reine, so dass zur Abtragung des Thores geschritten werden konnte. Wie bei den übrigen Stadthoren versuchte es der Magistrat auch hier mit einer Feilbietung, allein zur ersten auf den 10. April 1790 ausgeschriebenen erschien niemand, obwohl das massive Thor nur auf 100 fl. geschätzt wurde. Freilich wurde dabei verlangt „anstatt der abzutragenden eine neue Mauer in gleicher Linie mit der Commenda aufzuführen und aus der Wachtstube ein anständiges Gebäude nach vorher beizubringenden Rissen (Plänen) zu machen.“ Bei der 2. Licitation am 4. Juli 1791 erstand das Thor ein gewisser Jacob Zhurn. Das Kreisamt bestätigte jedoch diese Licitation nicht, sondern liess eine neue auf den 11. October 1791 ausschreiben, zu der jedoch wiederum niemand erschien. Da man auf die Commenda Rücksicht nehmen musste, so wurde das Thor endlich um 20 fl. hintangegeben und dasselbe im Jahre 1792 abgetragen. <sup>1)</sup>)

### 7.) Der Deutsche Platz

war ein Gewirr von grössern und kleinern Gebäuden; die regellos um die deutsche Kirche zerstreut da standen. Um sich einen klaren Begriff hinsichtlich desselben zu bilden, dazu fehlen die Acten und selbst die wenigen vorhandenen sind in so undeutlichen Ausdrücken gehalten, dass man sich unmöglich zurecht finden kann. Auf dem Deutschen Platze oder wenigstens nicht weit davon stand ein grosser Thurm unmittelbar neben dem Thore; rechts und links von demselben, jedoch schon ausserhalb der Stadt, ein paar kleine Häuschen, die commendische Schule und das commendische Spital, ausserdem der schon erwähnte Brunnen, dem das Wasser noch von der alten römischen Wasserleitung zugeführt wurde. Wie 300 Jahre vorher, hatte auch am Ende des vorigen Jahrhunderts die Commenda die Erlaubnis, in die Ringmauer eine kleine, aus dem Hofe der Commenda führende Thür, offen zu halten. <sup>2)</sup>) Unmittelbar vor der Einfahrt der

<sup>1)</sup> Fasc. 2. fol. 47. Hoff, Gemälde I. 95.

<sup>2)</sup> Fasc. 102.

Commenda standen zwischen dem Hause des Baron v. Eckh, dem historisch wichtigem Punkte, wo die commendischen Verbrecher (Malefizpersonen) auf offener Strasse dem Stadtrichter überantwortet wurden, und dem Hause eines gewissen Paul Kolšič in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts zwei kleine Häuser, welche die Commenda zum Zwecke einer bequemen Ein- und Ausfahrt an sich brachte und niederreißen liess. Seitens der Stadt wurde dem Ritterorden die Zusicherung verbrieft, dass ihm der dadurch gewonnene freie Platz für ewige Zeiten verbleiben und niemand das Recht erhalten soll, die abgebrochenen Häuser je wieder aufzubauen und dadurch der Commenda Licht und Luft zu benehmen. Ein Blick auf die jetzige schmale Gasse vor der Commenda genügt um einzusehen, wie enge die Passage gewesen sein musste, als die in Rede stehenden Häuschen noch da standen.

Von der Commenda führt uns unser Weg durch die Deutsche oder wie sie auch genannt wurde Fischergasse zum Laibachflusse auf den Rain, wo das kaiserliche Oberamthaus erbaut war. Es enthielt das kaiserliche Mauthhaus. Von welchen Waren jedoch dieses kaiserliche Amt eine Gebühr abforderte, ist um so schwieriger zu sagen, als ja der Stadt nach einem in vielen Copien erhaltenen Tarife eine für gewisse Waren gar nicht mässige Gebühr, der sogenannte Brückenpfennig, zustand. — Auf dem Raine befand sich auch eine kleine Kirche oder Kapelle des hl. Fridolin, welche, weil ihre Einweihung auf den St. Laurentiustag fiel, insgemein auch die St. Lorenzenkirche genannt wurde. Ihr Gründer war ein gewisser Heinrich Sentauer, dessen Schwester das Caplanhaus dazu stiftete. <sup>1)</sup> Wann jedoch dieses geschehen ist, meldet Valvasor nicht, wohl aber eine andere, soweit sie controllierbar ist, vollkommen verlässliche Quelle, dass nämlich die Kirche St. Clementis et Fridolini im Jahre 1363 erbaut worden ist. <sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> „Mittheil. des hist. Ver. f. Krain“, 1848 pag. 85. Aufzeichnungen eines Unbekannten.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 693. Im Fasc. 252—271 heisst er Stanthammer.

Im Jahre 1504 sprach der Kaiser Maximilian dem Laibacher Bischofe die Caplanstelle in dieser Capelle auf ewige Zeiten zu. Im Jahre 1606 gründete der Prior des Freudenthaler Klosters' zu dieser Kapelle für sich eine andere Kapelle unserer lieben Frau.')

Im Jahre 1792 wurde sie sammt der daneben stehenden Freudenthaler Hofcapelle mit der Haus-Nr. 301 versteigert und dann niedergerissen.')

Am äussersten südlichen Ende des Rains erhob sich vor 100 Jahren das Haus des Michael Angelo Zois. Im Jahre 1770 kaufte dieser das Nutzungsrecht „des Stadthturmes am Ende der Stadtmauer gegen die Krakau“, welcher ihm im Jahre 1785 gegen Erlag von 215 fl. 40 kr. völlig ins Eigenthum übergeben wurde. Als er denselben niederreißen wollte, musste er sich verpflichten, die dadurch in der Mauer entstandene Oeffnung wieder zu verschliessen. Ausserdem gestattete ihm der Magistrat, die in dem unteren Theile der Stadtmauer damals „nur praecario geöffnete“ Thüre von nun an auf immer zu behalten. Auch nahm Zois noch an der längs seines Gartens hinlaufenden Stadtmauer einige kleine Veränderungen vor, welche darin bestanden, dass aus den alten Schiesslöchern Fenster gemacht wurden. Bei dieser Gelegenheit geschieht in den Acten auch des noch jetzt bestehenden Brunnens im Zois'schen Garten Erwähnung.')

Von dieser Stadtmauer werfen wir noch einen Blick auf den Stadtgraben unter derselben. Er war mit Wasser gefüllt; Wasser scheint auch im ganzen rings um den Neuen Markt, also am Zois'schen Garten, dem deutschen Hause, dem Auerspergpalast, der Burg und dem Burgthore zur Laibach hinunter laufenden Graben gestanden zu sein, was der kleinen Abbildung Laibachs in Valvasors „Ehre des Herzogthums Krain“ XI. p. 336 zu entnehmen ist. Im Zois'schen Graben besass der Graf Auersperg (1743) einen Fischbehälter. Ueber die Frage, wem der Stadtgraben gehöre, entspann sich

1) Valvasor, XI. pag. 693.

2) Fasc. 231 263.

3) Fasc. Miscell.

in dieser Zeit ein Streit zwischen der Commenda und der Stadt Laibach. Erstere behauptete, seit jeher und noch unmittelbar vor der Errichtung dieses Grabens im Besitze des dortigen Grundes und Bodens gewesen zu sein, während der Magistrat aus den städtischen Protokollen vom 17. Juni 1665 nachwies, dass Wolfgang Engelbrecht Graf Auersperg, Landeshauptmann, die Bewilligung zur Errichtung eines Fischbehälters vom Magistrate eingeholt hatte.<sup>1)</sup> Somit konnte sich nur die Stadt im Besitze des Stadtgrabens befunden haben.

Wasser wurde sogar in den Stadtgraben beim Klosterthore, auf dem jetzigen Kaiser Josephsplatze eingeleitet und zwar im Jahre 1593, denn am 2. August ist im Stadtrathe beschlossen worden, „dass man das Wasser zu der Ringmauer beim Klosterthore führen und den Graben vorher räumen solle.“<sup>2)</sup> Am Ende des vorigen Jahrhunderts war jedoch dieser Stadtgraben bereits trocken und wie schon erwähnt wurde, in einen Obstgarten umgewandelt.

### 7.) Der Schlossberg.

Nach dieser flüchtigen Wanderung durch die Stadt, verfügen wir uns noch auf den Schlossberg, den ältesten Punkt von Laibach. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts führten aus der Stadt, wie auch heutzutage, zwei Wege hinauf, der eine durch die jetzige Studentengasse, damals Franciscanergasse,<sup>3)</sup> der zweite durch die jetzige Castellgasse an der Florianskirche und der schon erwähnten Rosaliakapelle vorüber. Die beiden Pulverthürme, den landschaftlichen und den kaiserlichen, zur Linken lassend, gelangen wir auf die Höhe des Berges zur sogenannten bürgerlichen Bastei, der jetzigen Schlossberggrüne, zu welcher vom Carlstädter-Thore die älteste Stadtmauer hinauf führte. Die Bastei war ein äusserst festes, weit vorgeschobenes Bollwerk. Sie war gegen das Carlstädter-Thor zu, mit

<sup>1)</sup> Fasc. Magistratsacten ohne Nummer.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. 1593.

<sup>3)</sup> Fasc. 96 99.

einem grossen Thurme versehen, worauf ein Stadthäuschen stand. Neu aufgeführt wurde sie im Jahre 1644. Ihre erste Anlage reicht jedoch sicherlich in eine viel frühere, vielleicht gar römische Zeit zurück. Der auf der Bastei wohnende Wächter wurde von der Stadt besoldet und musste die ganze Nacht sowohl wegen des Feindes, als vornehmlich des Feuers wegen Wache halten. Bei Ausbruch eines Feuers gab er in der Nacht mit der Glocke das nöthige Zeichen. <sup>1)</sup>

Wann diese Bastei aufgelassen und die auf der Höhe des Berges von ihr zum eigentlichen Schlosse führende Stadtmauer abgetragen wurde, darüber haben sich im städtischen Archiv keine Nachrichten gefunden, wahrscheinlich geschah das erst in unserm Jahrhundert nach der Beschiessung des Schlossberges seitens der Franzosen. Der Standort der beiden Thürme sowie Andeutungen des ehemaligen unter der Stadtmauer am Ostabhange des Bergrückens hinlaufenden Grabens sind noch heutzutage leicht erkennbar.

Der Platz zwischen der bürgerlichen Bastei und dem eigentlichen Schlosse war geebnet und von einer Plattform überragt, die von einer grossen Linde beschattet wurde. Zu Valvasors Zeiten wurden hier die Geschütze aufgepflanzt, wenn man sie zu feierlichen Anlässen lösen wollte. Das geschah z. B. während des Einzuges des Landeshauptmannes und des darauf folgenden Banquets. „Gleich wie auch unter währendem Banquette alles Geschütz auf dem Schlosse viermal seine donnernde Gratulation zu den fröhlichen Gesundheits-Trünken abgelegt und also die allgemeine Freude durch solchen Ehrenblitz erklärt hat.“ <sup>2)</sup>

Lenken wir schliesslich unser Augenmerk auf das eigentliche Schlossgebäude. Dasselbe war kein städtisches, sondern ein landesfürstliches Gut, weshalb seine Instandhaltung nicht die Stadt, sondern den Landesfürsten traf. Es ist ebenfalls sehr alten Ursprunges. Valvasor erschien es glaublich, dass es von den Herzogen von Kärnthen oder doch

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 671.

<sup>2)</sup> Valvasor, IX. pag. 68.

sicherlich von den Markgrafen v. Krainburg, „die zugleich als istrische Markgrafen im 11. und 12. Jahrhunderte ihre Herrschaftsziele weit ausgesteckt hatten,“ aufgeführt worden sei. Zu seiner heutigen Grösse ist es nur nach und nach erwachsen; zugleich mit der Verbesserung der Ringmauer im Anfange des 16. Jahrhunderts erhielt auch das landesfürstliche Schloss neue starke Fortificationen. Die grösste an der Ostseite gestandene Bastei wurde im Jahre 1543 errichtet. In den Jahren 1579 und 1580 warf man auf Unkosten des Landesfürsten einen Wall auf zwischen dem Schlossgebäude und der bürgerlichen Bastei. Auf der nördlichen, gegen den Fluss und die Stadt gekehrten Seite, war es mit einer dreifachen mit alten Thürmen versehenen Mauer umgeben, die jedoch schon zu Valvasors Zeiten einen ernstlichen Angriff nicht mehr ausgehalten hätte. Der Nordabhang des Schlossberges war zwar mit Mauern befestigt, dieselben waren jedoch so klein, dass sie wegen der hochgipfeligen Bäume von der Stadt aus nicht gesehen werden konnten. <sup>1)</sup>

In der äussersten westlichen Ecke des sehr geräumigen Schosshofes, befand sich, wie auch heute, die kleine Georgi-Kapelle, worin der Kaiser Friedrich IV. eine tägliche Messe stiftete. An der Stelle, wo heutzutage die Kanonen untergebracht sind, stand der sogenannte Pfeiferthurm, von dem aus in gerader Richtung die älteste Stadtmauer zur Schusterbrücke hinunter führte. Seinen Namen erhielt er von den Pfeifern oder Stadtthurnern, die sich mit grüner Stadt-Livréé bekleidet im Sommer täglich (um 11 Uhr), dann und wann jedoch auch im Winter mit 3 Posaunen und einer Zinke oder Cornet hören liessen. Sie wurden von der Stadt besoldet und bildeten die städtische Musikkapelle. <sup>2)</sup> Ihr Platz war der um den Thurm herumlaufende hölzerne Gang. Die Existenz der Stadtthurner lässt sich sehr früh, schon 1544 nachweisen. Auffallend ist es aber, dass man z. B. im Jahre 1544 zum

---

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 671.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 669.

Musicieren keine heimischen Bürger ausfindig machen konnte und sich deshalb um Stadthurner nach Villach wenden musste.<sup>1)</sup>

Auf dem Pfeiferthurm war ein schönes Horn vorhanden, „das seiner Kunst halber gar berühmt war. Abends, wenn Tag und Nacht von einander Abschied nahmen, zuweilen aber auch morgens, liess man es eine Viertelstunde erschallen. Sein Ton war weithin hörbar. Ingleichen wurde solches Horn auch angestimmt, wenn bei den Herrn von Laibach einige Solennität vorgieng und ein neuerwählter Bürgermeister, Stadtrichter, Stadtcammerer und Spitalmeister nach Hause oder zur Kirche geleitet wurde.“<sup>2)</sup>

Dieses Horn war ein Geschenk des Bischofs Thomas Chrönn. Im Jahre 1606 schickte er an den Stadtrath ein Schreiben wegen Ausbesserung der Domkirche und des Thurms daselbst „mit Erbietung, das Er, Herr Bischof, hergegen eine Viertel-Uhr (d. h. eine Uhr, die auch Viertelstunden schlägt. Anmerk. des Verf.) im bemelten (genannten) Thurn und im Stadthurn beim Geschloss (Schlossberg) ein Horn machen wollte lassen und einem ehrsamen Magistrat verehren.“<sup>3)</sup>

Unsere Väter waren also eifrig bemüht ihre Mitbürger bei guter Laune zu erhalten, doch brachten ernste Zeiten, Feindesgefahr, verheerende Krankheiten oder sonstige traurige Vorfälle die Stadthurner auf Befehl des Vicedoms gar manchmal zum Schweigen. Solche Verbote „alles Saiten- und Freudenspiels bei Tag und Nacht, auch des gewöhnlichen Musicierens der Stadthurner“ ergiengen seitens des Landesfürsten und wurden vom Vicedom an den Magistrat geleitet; dieses geschah z. B. im Jahre 1596 wegen Feindesgefahr und 1617 wegen Ablebens der Erzherzogin Maria. Das Verbot erstreckte sich im letzteren Jahre auf das ganze Land.<sup>4)</sup> Uebrigens fand es der Magistrat selbst oft gerathen die zu

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. anno 1544.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 607.

<sup>3)</sup> Gerichtsprot. 1606, Fol. 211.

<sup>4)</sup> Mittheilungen 1863, Fol. 101.

laute Freude der Laibacher Bürgerschaft durch gemessene Befehle zu dämpfen. Im Jahre 1568 fasste er den Beschluss, „dass von nun an die Hochzeiten und Gastmähler bescheidenlich gehalten und die Kindsmalle bei diesen schweren Zeiten gänzlich eingestellt werden sollen.“<sup>1)</sup>

Durch solche Verbote wurden die Stadthurner arg geschädigt, denn sie giengen nach Verrichtung ihres obligaten Musicierens auf dem Pfeiferthurme in der Stadt ihrem Broterwerbe nach, und bildeten eine eigene Zunft. Durch das anlässlich des Todes der Kaiserin Leopoldine im Jahre 1640 ergangene Verbot „alles Saitenspiels und aller Musica“, wurden die Stadthurner fast an den Bettelstab gebracht, weshalb sie bei der Regierung in Graz ansuchten, es möchte ihnen gestattet sein in den Häusern auf „ehrlichen (d. h. ansehnlichen) Hochzeiten und Zusammenkünften“ zu spielen. Es wurde ihnen bewilligt „zu Zeiten in den Häusern bei Hochzeiten und andern Ehrenfreuden doch ohne Tanz und nicht auf offener Strasse zu spielen.“

Wann diese Musikanten aufgelassen wurden, ist nicht bekannt; gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts gab es entschieden keine mehr, denn bei der genauen Aufzählung des von der Stadt bediensteten Personals werden dieselben nicht erwähnt.<sup>2)</sup>

Ausserdem war aber der Pfeiferthurm für die Stadt Laibach von noch ganz besonderer Bedeutung und gleichsam das Sinnbild ihrer Wachsamkeit, denn dem Wächter im Pfeiferthurme lag die Pflicht ob die auf der grossen Glocke geschlagenen Stunden auf der kleinen nachzuahmen, damit er dadurch während der Nacht seine Wachsamkeit bewies; bei den meist hölzernen Häusern der Stadt war diese Wachsamkeit keineswegs eine überflüssige. Davon wird übrigens noch des weitern gesprochen werden.

Zur Erinnerung an die fruchtlose Belagerung seitens der Türken wurde täglich um 7 Uhr die kleine, und an den

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1568.

<sup>2)</sup> Fasc. 102

5 Jahrmarktstagen die grosse Glocke geläutet zum Zeichen, dass die Marktzeit zu Ende sei. An den 2 grossen Markttagen am 1. Mai und 19. November liess sie sich gar durch eine Stunde von 12—1 Uhr hören.

Die Aufsicht über das Schloss führte ein Burggraf mit 12 Soldaten. In den ältesten Zeiten war das Schloss zugleich der Sitz des jeweiligen Landeshauptmanns und das Absteigquartier des nach Laibach gekommenen Landesfürsten. Allein schon in sehr früher Zeit fand man diesen Aufenthaltsort unbequem, und der Landeshauptmann übersiedelte in die Stadt. <sup>1)</sup>

Im Jahre 1813 wurde der Wachtthurm ober der Stadt von den Franzosen niedergerissen. Im zweiten Preussenkriege wurde das Castell mit gefangenen Preussen angefüllt, unter denen die Sterblichkeit an Petechen einriss. Die Verstorbenen wurden im Castellgraben beerdigt, was wohl zu merken ist, denn das dereinstige Auffinden dieser Gräber könnte zu irrigen Forschungsergebnissen Anlass geben. Nach der Reoccupierung Krains durch Oesterreich wurde ein hölzerner Wacht- oder Uhrthurm, aufgesetzt, welchen 1848 ein gemauerter ersetzte. Seit 1814 ist das Schlossgebäude der Verwahrungsort für schwere Verbrecher. <sup>2)</sup>

---

Unsern Spaziergang durch die alte Stadt Laibach, soweit sie mit Mauern umfangen war, hätten wir hiemit beendet. Es erübrigt uns noch einen Blick auf einige in einer modernen Stadt wichtige Momente zu werfen.

### 1.) Die Stadtreinigung.

Auf ein schmuckes Aussehen ihrer Stadt hielten unsere Vorfahren nicht viel. Gelegentlich wurde schon erwähnt, dass sich das Pflaster, dass durch Jahrhunderte nicht ausgebessert wurde, im allerelendsten Zustande befand. Nicht

---

<sup>1)</sup> Valvasor, *ibid.*

<sup>2)</sup> Costa, *Reiseerinnerungen* 3.

besser war es mit der Reinlichkeit bestellt. Im Jahre 1635 musste der Stadtrath neben mehreren anderen landschaftl. Beamten sogar einem Dr. medicinae, H. Franz Choppin, ein Decret zuschicken, „dass er die rdo. Misthaufen und den Ausguss auf die Gasse wenden (entfernen) solle, im widrigen würde ein ehrl. Magistrat verursacht sein, sich bei ihro hochgräfl. Gnaden, H. Landeshauptmann, höchlichst zu beschweren; den Bürgern aber wird der Stadtrichter durch einen Wächter solches vorzukehren bei Poen auferlegen.“ <sup>1)</sup>

Darüber braucht man sich nicht zu wundern, denn noch im vorigen Jahrhunderte hatte der Magistrat in solchen Dingen seine ganz eigenen Anschauungen. Damals befand sich der Schweinplatz auf der untern Polana, welche ein Dorf genannt wurde. Da das Vieh die Strasse aufwühlte und sie verunreinigte, so beschwerten sich einige der dortigen Hausbesitzer und baten um Abhilfe. Das Kreisamt fragte den Magistrat, was er diesbezüglich vorzukehren gedenke. Er antwortete: „Man hat von dem Aufwühlen, dem Schaden und der Unsäuberkeit gehört, als dermalen auf dem Dorf Polana, wo die H. Suplicanten ein seltsames Begehren sich haben begeben lassen, wir sollten ihnen den Weg sauber machen und den Dung vor den Häuserthoren räumen. Zum Glück aber sieht der grösste Theil der Benachbarten den Ungrund dieser Forderung ein, darum haben sich dieselben auch das Gesuch zu unterschreiben geweigert. Jeder wird leicht begreifen, dass wir für den durch das Aufwühlen etwa verursachten Schaden zu haften nicht schuldig sind.“ 1784 hören wir etwas geradezu Unglaubliches. „Da es beobachtet wird, dass man in der Stadt das Borstenvieh ungehindert herum laufen lässt, so wird allen, die es betrifft zufolge kreisämtlicher Verordnung aufgetragen, dass ein jeder sein Borstenvieh so gewiss einsperren und nicht zügellos in der Stadt herum laufen lasse, als es im widrigen durch die Gerichtsknechte eingefangen und ohne Bezahlung nicht wieder herausgegeben werden soll.“ 1789 be-

---

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1635, Fol. 37.

fanden sich beim ehemaligen Jesuitencollegium zwei Canäle, die so verstopft waren, dass das Wasser über der Strasse stand und zeitweilig hinter der Mariensäule so anschwell, dass es nahe an die Kirche reichte.')

Wie es in den Strassen Laibachs ausgesehen, kann man daraus entnehmen, dass die Stadtsäuberung bis 1791 einem Pächter übergeben wurde, der dafür dem Magistrate einen Pachtschilling von 20—30 fl zahlte. Erst 1791 sah der Magistrat ein, dass man die Stadtsäuberung so wie früher nicht mehr besorgen könne, „theils weil im Jahre nur zweimal gekehrt worden, theils weil die Fasszieherzunft (?) nicht mehr bestand, theils weil man den Sesselträgern, die in den Stand der Pächter übergetreten sind, diese Last nicht mehr aufbürden konnte. Diese Leute waren also zugleich Strassenkehrer. Was sollte der Magistrat thun? Es blieb nichts anderes übrig, als den Platz durch Züchtlinge und Fliegenschützen (Zunft der Fuhrleute) reinigen zu lassen. Es wurde somit nur der Hauptplatz gekehrt. Allein auch damit hatte es seine Schwierigkeiten, „denn die Zahl der Sträflinge war bis auf zwei heruntergesunken“ und auch die Fliegenschützen hatten ihre 10 Fuhren, die sie jährlich zu leisten verpflichtet waren, bereits abgerobotet. Da uns die Verlegenheit des Magistrates weniger angeht, als die Art und Weise, wie in früheren Zeiten die Strassensäuberung vorgenommen wurde, so hören wir, was der vor den Magistrat berufene Gerichtsdienner zu Protocoll gab. Der Mann war bereits durch 44 Jahre in städtischen Diensten. Er sagte: „Noch bis zum Jahre 1780 hatten die Holzfuhrleute gewisse Plätze unter sich zu kehren und zu säubern gehabt. Sie hatten in der Stadt verschiedene Standplätze in deren Umgebung nur ihnen die Parteien mit Holzzufuhren zu versorgen gestattet war. Die Fliegenschützen des St. Jacobsplatzes kehrten vom Carlstädter-Thor angefangen die Florianigasse, den St. Jacobsplatz und den Alten Markt bis zur Trantsche; der Hauptplatz wurde den Fassziehern zur Säuberung zugewiesen, im Jahre 1780 war

---

1) Fasc. 46—49.

jedoch ihre Zunft bereits aufgelöst; von der Trantsche über die Schusterbrücke bis zum Neuen Markte und die Judengasse kehrten die Sesselträger; die Strassenkehrer des Neuen Marktes, der Deutschen Gasse, des Deutschen Platzes und der Herrengasse bis zum Burghthor waren die Holzfuhrlente, welche auf dem Rain aufgestellt waren. Den Hauptplatz bis zum Brunnen kehrten die Gerichtsdienner und Bettelrichter von da bis zum Franciscaner-Thore; die Spitalgasse. den Platz vor der Augustinerkirche aber die Fuhrlente, die bei der Spitalbrücke ihren Standplatz hatten. Die übrigen Gassen und Plätze zu säubern fand man nicht für nöthig. Eine Entlohnung für diese Arbeit erhielten die Leute nicht, sie durften aber den Dünger behalten.

Nach dem Jahre 1780 hat sich das geändert; man verpachtete die Stadtsäuberung, zog Arrestanten heran und waren die Fliegenschützen nur durch 5 Jahre noch verpflichtet, den Unrat mit 10 Fuhren wegzuführen.“

Diese Aussage vervollständigten die Fliegenschützen: „Den Hauptplatz kehrte man nur zweimal und zwar zur Frohnleichnams- und zur Charfreitagsprocession.“ Und aus einer an den Magistrat herabgelangten Rüge erfahren wir, dass der Magistrat im Jahre 1791 zum Elisabethmarkte, also dem grössten, die Stadt wohl habe säubern lassen, die Düngerhaufen aber blieben stehen, so dass es für Wagen sehr schwer, für Fussgänger aber ganz unmöglich war, durchzukommen. Infolge dessen befahl das Kreisamt die Haufen sofort zu entfernen und zu publicieren, jeder könne den Mist wegführen, wer dies thun wolle. <sup>1)</sup>

Seine besondern Schwierigkeiten hatte es mit der Stadtsäuberung vornehmlich darum, weil diese Arbeit für entehrend galt; niemand mochte sich ihr unterziehen, das aber wohl deshalb, weil man unzüchtige Frauenspersonen zum Strassenkehren als einer ganz besonders empfindlichen Strafe verurtheilte.

---

<sup>1)</sup> Fasc. 99.

## 2.) Die Beleuchtung der Stadt.

Ein anderer Uebelstand, an dem Laibach litt, war der Mangel einer Strassenbeleuchtung. Hell war es nur, wenn eine ausgebrochene Feuersbrunst die Stadt mit ihrem Scheine übergoss. Erst eine Verordnung vom 6. Jänner 1790 befahl den Inhabern der Eckhäuser in allen Gassen und der Häuser von der Schusterbrücke bis zum Redoutensaale und seiner Umgebung, ihre Häuser an solchen Tagen, an welchem die Redoute gehalten wurde, von 6 Uhr abends bis zum Anbruch des Tages mit einer Laterne zu beleuchten. Das war jedoch nur 15 Tage im Jahre der Fall, die übrige Zeit blieb die Stadt auch von nun an unbeleuchtet.

Erst am 15. Dezember 1791 fiel es nicht etwa dem Magistrate, sondern dem Kreisamte ein, diesen Uebelstand zu beseitigen und mindestens einen Versuch zur Beleuchtung der Stadt zu machen, wie eine solche doch schon so manche andere Stadt, wie z. B. Wien, Graz, Klagenfurt und Triest, hatte. Es erliess deshalb an den Magistrat die Aufforderung binnen acht Tagen einen Vorschlag zu machen, durch welchen weder der Private, noch das Publicum (d. h. das öffentliche Wohl) beschwert werde. „Man zweifelt nicht, der Magistrat werde unter seinem Gremio oder auch unter der Bürgerschaft solche aufgeweckte Köpfe finden, welche passende und doch niemand bedrückende Mittel ausfindig machen werden.“

Das war aber eine böse Sache! Der Auftrag hätte zu keiner Zeit ungelegener kommen können, denn die Bürgerschaft war in dieser Zeit wegen der vielen sogenannten „freiwilligen Beiträge“ bereits missmuthig geworden. Dazu scheint der Magistrat von allem Anfange an gegen die unerhörte Neuerung einer Stadtbeleuchtung eingenommen gewesen zu sein. Da er die Stimmung der Bürger kannte, so machte er einen Vorschlag, von dem er im voraus überzeugt sein musste, dass er die Zustimmung des Kreisamtes nicht finden werde. Er beantragte nämlich, gewisse Procente auf die Häuser zu legen, da doch der Hausbesitzer und seine Parteien den unmittelbarsten Nutzen von der Beleuchtung

haben werden. Das Kreisamt genehmigte auch wirklich den Vorschlag nicht und befahl eine Aeussertung des bürgerlichen Ausschusses vorzulegen. Dieser beantragte, man solle die Eintrittsgebür in den Redoutensaal um 6 kr. erhöhen, die Taxe für die Licenz über die Zeit verdoppeln, ebenso den Musikimpost, d. h. die Taxe, welche man zahlen musste, um im Gast- oder im Privathause Musikanten haben zu dürfen; die Strafgebüren derjenigen, die sich über die Zeit in den Wirtshäusern aufhielten, dazu verwenden; von jeder gegebenen Komödie sollte ein Gulden für die Stadtbeleuchtung einfließen. Ferner wären die drei Gulden, welche jeder Bürger bei seiner Aufnahme in die Bürgerschaft für das Gewehr bezahlte, so lange zu diesem Fonde zu ziehen, bis wieder die Garde in Parade ausrücken würde. Auf jedes ausser Land gehende Pfund Schmalz und Kalbfleisch sollte man einen Kreuzer legen und die Standgelder von den Marktbuden um ein Viertel erhöhen.

Zur Besprechung dieser Vorschläge wurde eine Concer-tation auf das Rathhaus anberaunt. Man kam dabei zur Einsicht, dass diese Quellen zu unzuverlässig und unzureichend seien, denn nach dem Voranschlage des Magistrates hätte die Beleuchtung 1360 fl. gekostet. Woher also das Geld nehmen? In der städtischen Casse befand sich keines; sie konnte kaum die allernothwendigsten Auslagen bestreiten. Zu einem freiwilligen Beitrage erklärte sich der Magistrat vollständig ausserstande, da er ja schon ohnehin für die Beleuchtung der zwei Laternen vor dem Rathhause an der Treppe 30 fl. zu tragen habe. Da war guter Rath theuer! Man entschloss sich, an die Grossmuth der Bevölkerung und ihre Liebe zur Vaterstadt zu appellieren, und schickte vier angesehene Bürger mit Subscriptionsbogen in den Häusern herum. Um die Angelegenheit wenigstens in Fluss zu bringen, verpflichteten sich die Stände zu einem jährlichen Beitrage von 200 fl.; später that es auch die k. k. Tabaksadministration, indem sie mit 18 fl. beiträt. Die Sammlungen bei den Bürgern ergaben nur 187 fl. 54 kr. Die meisten wollten sich zu einem freiwilligen Beitrage deshalb nicht entschliessen,

weil sie leider die traurige Erfahrung gemacht hatten, dass man im Laufe der Zeit freiwillige Gaben in obligate Steuern umgewandelt habe.

Der Subscriptionsbogen ist in so mancher Beziehung interessant, da sich in demselben die Ansichten der Bürger über die neu einzuführende Stadtbeleuchtung wiederspiegeln. Die meisten wollten von einem Beitrage gar nichts wissen und wiesen ein solches Ansinnen rundweg zurück. Andere traten nicht in dieser offenen Weise mit ihrer Ansicht hervor, sondern suchten nach Ausflüchten. So redete sich z. B. ein Bürger aus, dass er nichts zahlen könne, weil ihm das Quartier gesteigert worden ist. Die Unsitte der Quartiersteigerung war also schon unseren Vätern bekannt. Ein anderer wollte den unterhaltungsselligen Mithürgern diese Last der Stadtbeleuchtung aufladen und beantragte, das Entrée zu den Bällen zu erhöhen, was bei jedem Balle eine Mehreinnahme von 30 fl. ergeben würde, denn er meinte: hatte man in dem „müheseligen Orte am Rathhause“ zuvor bei 30 kr. und 6 bürgerlichen Musikanten 51 kr. per Person zu zahlen keinen Anstand genommen, so ist wohl zu vermuthen, dass bei einem so herrlichen Redoutensaale, so prächtiger Beleuchtung und so gut besetzter Musik niemand überlegen wird, 40 kr. zu zahlen. Ein Beamter erklärte, er werde sofort seine Liebe zur Stadt durch einen entsprechenden Beitrag bethätigen, sobald man ihm seine Pension, auf die er jetzt monatlang warten muss, regelmässiger auszuzahlen beginnen werde.

Am originellsten waren aber wohl die Auseinandersetzungen eines Hausbesitzers in der Herrengasse. Seiner Ansicht zufolge war die Stadtbeleuchtung etwas sehr Ueberflüssiges. „Diese Einrichtung ist 1.) zur Sicherheit der Bürger unzureichend und unnöthig, denn unsere Provinzialstadt Laibach ist seit ihrer Entstehung immer ohne Beleuchtung gewesen und selten, ja fast gar niemals hörte man von Ueberfällen bei Nacht, die doch von Städten, wo eine herrliche Beleuchtung herrscht, immerfort berichtet werden. Hier erscheint eine solche Beleuchtung noch umsowe-

niger nöthig, da die Sicherheit auf einen vollkommenen und unerschütterlichen Grad herangestiegen ist. so dass man die Stadtmauern und Stadthore, die auch unserer Sicherheit halben aufgeführt waren. niederzureissen für gut befunden hat. 2.) Kann ich mich bei so viel Abgaben, die durch Drohungen und Executionen der niedern Stellen eingetrieben werden, zu keinem einzigen Beitrag entschliessen, zu dem ich zwar unter dem Scheine der Freiwilligkeit geladen worden bin, der aber später durch Drohungen. Strafen und Executionen eingetrieben würde, wengleich jene Vortheile, die aus dieser Beleuchtung versprochen werden, nicht erwachsen, ja selbst die Beleuchtung durch die dazu aufgestellten Leute oder, was gewiss zu vermuthen kommt, durch gewinnsüchtige Pächter schlecht unterhalten wird.“ Die Stadtbeleuchtung erschien dem guten Manne so ganz und gar unnöthig, dass er seine Aeusserung mit dem Satze schloss: „Seit Laibach besteht, hat es nie eine Beleuchtung gehabt, folglich hat es eine solche auch jetzt nicht von nöthen.“

Auch die Bewohner des Alten Marktes waren dagegen. Sie fragten, zu wessen Nutzen man wohl die Stadtbeleuchtung eingeführt habe; es benöthige sie weder der Adel noch die Bürgerschaft. Der Adel leuchte sich selbst, wenn er sich nachts auf die Gasse begeben und die Redoute besuche; es benöthige sie aber auch die Bürgerschaft nicht, weil der fleissige und anständige Bürger früh zu Bette gehe und die Gasse abends nicht zu betreten pflege. Die Stadtbeleuchtung komme also einzig und allein denjenigen zunutze, welche Bälle, Redouten, Gast- und Kaffeehäuser besuchen.

Die Behörden befanden sich in der grössten Verlegenheit. Einen Fond zur Unterhaltung der Stadtbeleuchtung, ohne dabei die Bürger zu beschweren, konnte man bei dem intensivsten Nachdenken nicht auffinden. Man behalf sich also damit, was eben vorhanden war. An den meisten Häusern der inneren Stadt befanden sich nämlich bereits Laternen, die jeder Hausbesitzer selbst unterhalten und anzünden musste; sie braunten jedoch nur dann, wenn in der Stadt ein Feuer ausgebrochen war; sonst waren die Haus-

besitzer nicht verpflichtet, sie anzuzünden. Selbstverständlich glichen von diesen Laternen nur die wenigsten einander, sie waren von den allerverschiedensten Formen und Grössen.

Nothgedrungen musste man jedoch diese Laternen ins Auge fassen, wenn man Laibach überhaupt beleuchtet haben wollte. Eine Commission wurde zur Besichtigung und Zählung derselben abgeschickt. Die Visitation ergab insoferne ein ungünstiges Resultat, als es sich herausstellte, dass kaum die Hälfte der Häuser mit Laternen versehen war, doch zählte man im ganzen 214. Es wurde festgestellt, dass an einigen Häusern sogar mehrere brannten, so z. B. am Baron Schweigerschen Hause auf dem Alten Markte 4, am Redoutensaale 5, am Graf Auersperg'schen Hause in der Herren-gasse sogar 7 u. s. w. Man bemühte sich, wenigstens insoferne eine Symmetrie hinsichtlich dieser Laternen zu erzielen, dass man auf Unkosten der k. k. Baudirection alle Lampen in eine gleiche Distanz und Höhe übersetzte, damit mit dem 1. Jänner 1793 die Stadtbeleuchtung ihren Anfang nehmen könnte. Merkwürdigerweise aber gab es Hausbesitzer, die sich sogar gegen eine solche Anordnung sträubten und der Uebersetzung der Lampen an ihren Häusern zähen Widerstand entgegengesetzten.

Ein Stein war aber dem Kreisamte vom Herzen gefallen, als sich der Kaufmann Merl bereit erklärte, das zu Beleuchtungszwecken erforderliche Capital vorzustrecken, wenn man ihm angäbe, wie gross es sein müsste und wer es bezahlen werde. Da die freiwilligen Beiträge sowie jene 218 fl., welche die Stände und die k. k. Tabaksadministration subscribierten, nicht hinreichten, so entschloss man sich, von dem ursprünglichen Plane, wornach die Beleuchtung dem Publicum nicht im mindesten zur Last fallen sollte, einigermassen abzuweichen, indem man jene Gewerbsleute, denen die Beleuchtung in erster Linie Vortheile abwarf, ins Mitleiden zog. Jeder Wirt und Kaffeesieder wurde zur Unterhaltung einer Laterne verpflichtet, desgleichen auch die Kaufleute, die in ihren eigenen Häusern Verkaufsläden hatten. Zugleich stellte man an die Bürgerschaft die Frage, ob die Hausbesitzer die

Füllung und Anzündung selbst besorgen oder dies dem Magistrate gegen eine angemessene Entschädigung überlassen wollen. Da die Zahl der Laternen noch immer nicht für hinreichend befunden wurde, so schaffte man 217 neue an. Nimmt man nur auf ihre Zahl Rücksicht, so muss man gestehen, dass man damit vollständig befriedigt sein musste, denn in der Spitalgasse waren ihrer z. B. 8, am Hauptplatz 41, auf der Schusterbrücke 7, in der Herrengasse 18 angebracht.

Der 1. Jänner 1793, an dem die Laternen zum erstenmale angezündet werden sollten, erschien endlich, brachte aber für das Kreisamt eine grosse Enttäuschung. Die Beleuchtung machte ein vollständiges Fiasco. Die Lampen brannten nur kurze Zeit, und verlöschten schon um 9 Uhr, zu einer Zeit also, wo die Beleuchtung am allernothwendigsten war. Die Lampenanzünder mässen die Schuld dem schlechten, vom Kaufmann Merl gelieferten Oele bei, denn auch diejenigen Lampen brannten nicht, welche die Hausinhaber selbst anzündeten. Bei sehr finsternen Nächten war der Schein ein äusserst geringer, „weil die meisten Gläser abgestanden waren.“ Die meiste Schuld scheint daran der Magistrat getragen zu haben, wenigstens machte ihm diesen Vorwurf das Kreisamt, von dem er eine scharfe Rüge erhielt.

Bis 1797 wies jedoch die Stadtbeleuchtung schon einigen Fortschritt auf, denn es wurde ein Inspector, Niclas Zenker, aufgestellt und die Anschaffung neuer Glockenlaternen nach Wiener Muster beschlossen, da die Lichtlöcher der bisherigen Lampen für ein anhaltendes Brennen zu klein waren; sie warfen das Licht gar nicht auf die Gasse, sondern auf die Mauer, an der sie angebracht waren, ausserdem waren alle ganz ungleichförmig. Der Beitrag wurde im Jahre 1798 bereits auf die Hausbesitzer und Gewerbsleute repartiert, und ist zugleich dasjenige eingetroffen, was jener Bürger vor sechs Jahren befürchtet hatte: aus einem freiwilligen Beitrag entstand eine Steuer, und zwar eine keineswegs geringe, denn es zahlte z. B. der Fürst Auersperg nicht weniger als 30 fl. jährlich, das Alumnat 35 fl., ein Kaffesieder auf dem Capu-

zinerplatze 20 fl., ein anderer in der Spitalgasse 16 fl. u. s. w. 98 Parteien waren im Rückstande; man befahl dem Magistrat, sie vorzufordern und ihnen im Falle der Weigerung einen Strafboten mit täglich 17 kr. einzulegen.

Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts konnte der Magistrat seine Antipathie gegen die neue Stadtbeleuchtung nicht verleugnen. Er vergass sich sogar so weit, ein Hofrescript, womit der entfallende Beitrag auf die Apotheker und Handelsleute repartiert wurde, ad acta zu legen. Trotz der Verheimlichung dieser Hofentschliessung forderte sie aber der Magistrat dennoch auf, den Beitrag zu leisten. Da die Apotheker und Handelsleute dies für eine Eigenmächtigkeit ansahen, so weigerten sie sich, folge zu leisten, und schickten eine in unziemlichen Worten gehaltene Eingabe ein. Es scheint aller Wahrscheinlichkeit nach, dem Magistrate nur darum zu thun gewesen zu sein, der höheren Behörde die Unzufriedenheit der Bevölkerung mit der neuen Anstalt klar vor Augen zu führen. Gegen die widersetzlichen Parteien wurde vom Kreisamte eine Untersuchung eingeleitet, welche ergab, dass der einzige Schuldtragende der Magistrat gewesen.

Uebrigens waren die Handelsleute auch nach dieser Untersuchung nicht geneigt, den auf sie entfallenden Beitrag zu leisten, weshalb ihnen der Strafbote mit doppelter Gebühr (34 kr.) angedroht wurde.

Man findet es kaum glaublich, dass eine so nöthige Anstalt, wie es die Beleuchtung in einer modernen Handelsstadt ist, auf so grosse Schwierigkeiten in allen Schichten der Bevölkerung stossen konnte. Darin ist die Erklärung zu suchen, dass die Beleuchtung noch im Anfange unseres Jahrhunderts in Kinderschuhen steckte. Noch im Jahre 1802 verlöschten die Lampen um 9 Uhr, obwohl es genau bestimmt war, wann sie angezündet und ausgelöscht werden sollten. Das Zeichen zum Anzünden wurde mit der sogenannten Feuerglocke auf dem Schlossberge gegeben. Vom 15. September bis 15. April sollten die Lampen durch 22 Tage im Monate, und zwar bis Mitternacht brennen, ausgenommen jene 15 Tage im Fasching, an denen im Redou-

tensaale Bälle gegeben wurden und an denen die Gassen in der Umgebung die ganze Nacht beleuchtet werden mussten. Nur durch sechs Monate im Jahre genoss die Stadt den Luxus der Beleuchtung, die anderen sechs Monate, vom 15. April bis zum 15. September, aber besorgte die Stadtbeleuchtung Laibachs der liebe Gott mit seinem Mond und seinen Sternen.

### 3.) Das Feuerlöschwesen.

Nicht bald hat unsere Vorfahren etwas in so entsetzliche Angst versetzt, als der Schreckensruf: „Feuer, Feuer!“ Bei dem elenden Aussehen Laibachs war diese Angst wohl auch eine ganz gerechtfertigte. Eine nicht datierte, wahrscheinlich der Mitte des 17. Jahrhunderts entstammende Notiz meldet, dass am Narrensteig (Reber) unter dem Schlossberg, am Schabiek und in der Rosengasse die meisten Häuser von Holz waren. <sup>1)</sup> Besonders am Narrensteig waren die Häuser so elend, dass man sie ihrer Feuergefährlichkeit wegen abzutragen beschloss; sie wurden antlich geschätzt, allein an der Geldfrage scheiterte der ganze Plan, obwohl sich sogar einige Bürger zu freiwilligen Geldopfern bereit erklärten. Besonders die die Stadt beherrschende Lage dieser Häuser war es, welche die Bürger mit ewiger Angst peinigte. Da also an eine Expropriierung nicht zu denken war, so trug das Kreisamt dem Magistrate auf, dafür Sorge zu tragen, dass diese gefährlichen Häuser natürlich ohne Bedrückung der bisherigen Besitzer in die Hände vermögenderer Leute kämen. <sup>2)</sup>

Uebrigens gab es auch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, sogar in der Stadt noch manches mit Schindeln und Brettern gedeckte Haus, von den Vorstädten gar nicht zu reden. Obwohl sich der Magistrat, soweit wir dessen Geschichte zurück verfolgen können, stets Mühe gab, die Feuergefährlichkeit in der Stadt zu verringern, und zu dem Zwecke z. B. Hausherren, die ihre Häuser mit Ziegeln decken

<sup>1)</sup> Fasc. Misc.

<sup>2)</sup> Fasc. 4.

wollten, oft die Hälfte, stets aber den dritten Theil des Preises für die Ziegel nachsah, <sup>1)</sup> so bemerkte man am Ende des vorigen Jahrhunderts doch noch viele Schindeldächer in der Stadt. Eine eigene Commission, die zu diesem Zwecke Erhebungen pflog, constatirte, dass in der Stadt eine grosse Anzahl von Häusern mit Schindeln gedeckt war.

Wie musste es in dieser Beziehung erst in den Vorstädten ausgesehen haben! In der Polanavorstadt waren nur elf Häuser nicht mit Holz bedeckt, selbst unmittelbar an die Stadtmauer anstossende Häuser hatten Schindeldächer. Von der St. Petersbrücke weiter sah man aber nicht ein einziges Ziegeldach mehr; alle Häuser waren da mit Stroh gedeckt. In der St. Petersvorstadt gab es grösstentheils Stroh- und Schindeldächer. Nicht besser sah es in der Capuziner- und Gradischavorstadt aus. Vom Hause Nr. 27 heisst es: „Es hat ein Strohdach mit einem gleichen Rauchfang.“ <sup>2)</sup>

Hinsichtlich der Baufälligkeiit so manchen Hauses in der Stadt wollen wir nur ein drastisches Beispiel aus dem Jahre 1797 anführen. Auf dem Froschplatze wurde ein einem gewissen Mayrholt (das Haus führt noch heute diesen Namen) gehöriges Haus „durch das Kanonieren“ in der daneben stehenden Kaserne so arg beschädigt, dass eine vom Magistrate ausgeschiedte Commission dem Beschädigten einen Schadenersatz von 85 fl. zuerkannte. <sup>3)</sup>

In einer so beschaffenen Stadt war die Feuergefahr freilich sehr gross. Es ist leicht begreiflich, dass bei Bränden oft ganze Stadttheile ein Raub der Flammen wurden. Zur Verhütung von Unglücksfällen trafen unsere Vorfahren schon in sehr früher Zeit Vorkehrungen. Schon im Jahre 1544 war es verboten, über „ein Schober oder drei Fueder Heu in die Stadt zu bringen.“ <sup>4)</sup> Bürger, welche ihre Häuser mit

---

<sup>1)</sup> Sieh Gerichtsprotokolle des 16. Jahrhunderts. Die Stadt hatte das ausschliessliche Recht, Ziegel brennen zu dürfen.

<sup>2)</sup> Fasc. 96—99.

<sup>3)</sup> Fasc. 1.

<sup>4)</sup> Gerichtsprot. 1544.

Ziegeln decken wollten, erhielten Ziegel um die Hälfte oder ein Drittheil billiger. Auf dem Schlossberge besoldete die Stadt einen eigenen Wächter, welcher, sobald die Schlaguhr daselbst auf der grossen Glocke die Stunde angezeigt, die Schläge auf der kleinen Glocke nachzuschlagen hatte.<sup>1)</sup> Diese Pflicht erlegte man dem Wächter vorzüglich darum auf, „dass hiedurch des Wächters gebührende Wachsamkeit sowohl bei Tage als Nacht verspürt werde; indem ihm sonderlich obliegt, auf das Feuer acht zu haben. In welchem Unglücksfall er auf der kleinen Glocken zu schlagen fortfährt und gegen demjenigen Ende der Stadt, wo die Feuerflamme ausgebrochen, bei Tage einen rothen Fahnen, zur Nachtzeit aber eine rothe Latern aushenkt; damit alsobald kund seyn möge, wo und auf welcher Seiten Feuer vorhanden.“<sup>2)</sup>

Daneben besorgte die Feuerwache ein zweiter Wächter im äussersten östlichen Theile des Schlossgebäudes selbst und ein dritter auf der hohen Bastei.

„Weil der Thurmwächter auf die Pölland (Polana) und Krenngasse nicht sehen kann“, heisst es in der ältesten uns erhaltenen, den Schriftcharakteren und der Sprache nach zu schliessen, der Mitte des 17ten Jahrhunderts angehörigen Feuerordnung, „dass sodann, wenn ein Feuer auskommt, der Wächter auf der hohen Bastei dem Thurmwächter ein schönes Zeichen geben soll, damit er den gewöhnlichen Glockenstreich ergehen lasse. Würde aber einer oder der andere nachtszeit verschlafen und das Volk zum Löschen nicht geweckt würde, so soll er an Leib und Gut gestraft werden.“<sup>3)</sup>

Erscholl nun dieses schreckbare Zeichen, so war die ganze Stadt auf den Beinen. Eine Feuerordnung aus dem Jahre 1679<sup>4)</sup> bestimmte, dass sich der Bürgermeister, der Richter und die vornehmsten des Rathes an Ort und Stelle begeben sollen, um durch ihre Autorität zu wirken.

<sup>1)</sup> Der Doppelschlag der Uhr in der Domkirche mag vielleicht eine Reminiscenz daran sein.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 670.

<sup>3)</sup> Fasc. Miscell.

<sup>4)</sup> Fasc. 4.

Jeder vom Unglücke nicht selbst betroffene Hausbesitzer musste mit einem „geeigneten Instrumente“ herbeieilen oder mindestens seine Dienstboten abschicken. Erscholl der Feuerlärm, so wurden zuerst die Stadthore mit 10 oder 15 wohlbewehrten Männern besetzt, um die Fremden abzuhalten. Brach das Feuer in der Nacht aus, so musste darauf gesehen werden, dass die ohnehin versperrten Thore festgeschlossen blieben. Entstand das Feuer ausserhalb der Stadt, so wurden zur Hilfeleistung 25 Mann commandiert. Sobald die Trommel gerührt wurde, verfügten sich alle Handwerker zu ihren Zechmeistern, der einige von ihnen, soviel es ihm nöthig schien, mit oder ohne Unter- (Seiten-) gewehr zum Rathhause führte, den andern aber Hacken und Wassereimer zu nehmen befahl. Die vor dem Rathhause Aufgestellten hatten die weitem Befehle der städtischen Beamten abzuwarten, bei einer allzusehr überhandnehmenden Gefahr aber ohneweiters der Feuerstätte zuzueilen. Die städtischen Bediensteten waren verpflichtet, Feuerhacken und Leitern abzuholen. Diese Gegenstände befanden sich an drei Stellen der Stadtmauer, beim Spitalthore, wo sie die Salzmesser, neben dem Vicedomthore, wo sie die Ziegler, und nächst der Brotkammer, wo sie die übrigen städtischen Tagwerker abzuholen hatten. Zur Entgegennahme der von diesen Leuten zur Feuerstätte gebrachten Leitern waren die Rauchfangkehrer, Maurer, Steinhauer, Zimmerleute und andere, „deren Handwerk schon das sichere Steigen auf hohen Objecten mit sich brachte“, verpflichtet. Die Schmiede, Schlosser, Kupfer- und Messerschmiede, „die im Feuer zu arbeiten gewohnt sind“, übernahmen die Feuerhacken. Leute, die nur in Mänteln zusehen und andere corrigieren wollten, sollte man entfernen.

War das Feuer in der Stadt ausgebrochen, so waren auch die ausserhalb der Stadtmauern Wohnhaften, z. B. die Tirnauer, zur Hilfeleistung verpflichtet. Sie hatten auf das Rathhaus zu kommen, die dort aufgehängten Wassereimer und vier grosse „Plachen“ zu nehmen, welche auf die Nachbardächer gelegt und fleissig bespritzt werden mussten. Die Wassereimer zu handhaben, waren speciell

die Bäcker und ihre Gesellen berufen. Stets standen vier mit Wasser gefüllte Fässer und eine Feuerspritze im städtischen Feuerlösch-Requisitendepot bereit da. Dieselben hatte die Zunft der Fuhrleute, sogenannte „Fliegenschützen“, abzuholen; während des Brandes wurden diese Leute zum Wasserzuföhren bei Androhung einer Strafe von 25 Stockstreichen, verpflichtet. Der zuerst beim Brande Anlangende wurde mit einem Reichsthaler belohnt; wer zuerst mit einem Fasse an Ort und Stelle erschien, erhielt zwei, der zweite anderthalb, die übrigen aber je einen Gulden.

Ein „Entwurf einer Feuerordnung“ aus dem 18. Jahrhundert bestimmte:

1.) „Hätte ein jeder Bürgermeister alle Feuedisciplin unter Beistand der Stadtofficiere (Beamte) vorzukehren, somit die Direction zu föhren; allenfalls aber derselbe erheblicher Umstände willen die Direction nicht selbst föhren könnte, hätte solche der Stadtrichter zu besorgen;

2.) wird es Schuld des Stadtrichters sein, mit Beziehung der jedenorts aufgestellten Viertelmeister die Rauchfänge alle Vierteljahr visitieren zu lassen, um sofort die saumseligen oder unachtsamen Parteien, auch allenfalls, die morosen Rauchfangkehrer in die Strafe zu ziehen;

3.) soll jeder Hausinhaber obliigiert sein, einen Wasserbottich gefüllter unter dem Dache zu haben, wie denn auch derjenige, welcher dieser Ordnung nicht nachkommt, in eine Strafe von 1 Ducaten verfallen sein soll;

4.) soll es scharf verboten sein, in der Stadt über eine Fuhr Heu oder Stroh und auch dieses nur in sicherm Behältnis aufzubewahren, wie denn auch zu verbieten wäre, keine was immer Namen habende feuerfangende Geräthschaften oder Holzwerk unter dem Dache aufzubewahren;

5.) die Herrschaften, Häuser, Stifte, Klöster, Seminarien, Gasthöfe und andere vermögliche Hausinhaber (sollen) schuldig sein, sich jeder deren mit einer oder zwei messingenen Handspritzen nebst vier ledernen Wassereimern, dann einer „Poding auf einer Schlaiffen“ zu versehen;

6.) soll derjenige, der von dem ausgebrochenen Feuer nicht bei der Stadtwache die Anzeige oder auch sonst einen Lärm macht oder sonst das Feuer geflissentlich vertuscht, nach Massgabe seines Vermögens mit 14, 12 oder 3 Ducaten gestraft, die mittellosen Parteien aber auf ein Vierteljahr in das allhiesige Zucht- und Arbeitshaus verschafft werden;

7.) soll in der Stadt mit drei, in der Vorstadt aber mit einem Stadtschuss auf dem hiesigen Castell das Zeichen gegeben werden;

8.) soll von dem Thurmwächter das Feuerzeichen mittelst Aussteckung eines rothen Fahnen bei Tag und zwei Lichtern in der Laterne zur Nachtzeit gegeben, beide diese Feuerzeichen aber jedesmal auf jene Seite gestellt werden, wo das Feuer ausgekommen;

9.) sollen die Bäckermeister gehalten sein, ihre Gesellen und Jungen zur Abholung und Uebertragung der Leitern bei der Brotkammer und in der Rosengasse, bei dem Vicedomthor aber die Bindergesellen und Jungen zu übertragen verbunden sein;

10.) sollen bei entstehener Feuersbrunst die Rauchfangkehrer, Maurer, Steinhauer und Zimmerleute und alle in Feuer arbeitenden Professionisten, als da sind: Schlosser, Sporrer, Klampfner und Hufschmiede, vorzüglich mit den respectiven Instrumentis zu erscheinen und bei anscheinender Verbreitung des Feuers sogleich die nächst daran stossenden Bedachungen abzubrechen gehalten sein;

11.) wird den Sesselträgern obliegen, die auf dem Rathhause befindlichen Feuereimer, und zwar zur Beschleunigung auf einer Stange an Ort und Ende zu bringen;

12.) sollen die Fuhrleute und überhaupt alle Pferdehaltenden Partheien Wasser zuzuführen verbunden sein, wobei nebst aber demjenigen, welcher der erste eine Feuerspritze zum Feuer zugeführt hat, 12 fl., für die zweite 6 fl., für die dritte 4 fl., dann für das erste zugeführte Fass 6 fl., für das zweite 4 fl., für das dritte 2 fl. zu empfangen haben;

13.) soll ein jeder von der Feuersbrunst in etwas entfernte Hausinhaber bei Strafe eines Ducatens in Gold eine

Person mit einem Wasserschaff unverweilt abzuschicken verbunden sein;

14.) soll von den Kleinschiffsleuten (Tirnauern) ein Drittel nächst dem Feuer mit den Schiffen sich befinden, um den Leuten die Habschaften zu servieren und das Wasser zu schöpfen helfen, und zwar unentgeltlich, die andern zwei Drittel aber in das Mauth-Oberamt und die Burg sich begeben, wo hingegen von den Grossschiffsleuten zwei Drittel bei dem Feuer und ein Drittel in dem Oberamt und der Burg zu erscheinen haben. Gleichermassen hat sich die Hälfte der Fischer (Krakauer) in das Deutsche Haus als ihre Grundobrigkeit, die andere Hälfte aber zum Feuer zu verfügen;

15.) sollen die Salzmesser und Fasszieher verbunden sein, das Wasser aus den grossen Spritzen zu treiben;

16.) soll die gesammte, unter vorbenannte Zünfte nicht einbegriffene Bürgerschaft gleichmässig verbunden sein, hilfreiche Hand zu bieten, da es ohnehin auf die Rettung der selbsteigenen Häuser und Habschaften ankommt;

17.) wären die Geistlichen um die Eröffnung der Kirchen zu requirieren, um die Habschaften in die Sicherheit zu bringen, welche dann auch die Obsorge darüber zu tragen hätten;

18.) solle zur Bewachung der Stadtthore die Kürschner- und Weberzunft beordert werden, und im Ausbleibungsfalle ohne erhebliche Ursache mit einer Strafe von einem Ducaten in Gold belegt werden.“<sup>1)</sup>

Einen Fortschritt im Feuerlöschwesen bezeichnet „die ständische Feuercommission“, die wie so viele andere nützliche Institutionen der glorreichen Regierung Maria Theresia's ihren Ursprung zu verdanken hat. Wie in früheren Jahrhunderten die Gelder zur Anschaffung der erforderlichen Feuerlöschrequisiten aufgebracht wurden, lässt sich nicht feststellen, im Jahre 1773 aber wurde ein eigener Fond gegründet, in welchen jeder neu aufgenommene Bürger neben

---

1) Fasc. 4.

sonstigen Gebühren auch eine sogenannte Feuereimertaxe im Betrage von 3 fl. abzuführen hatte.

Durch die Feuercommission wurde einem grossen Uebelstande abgeholfen.

Brach das Feuer aus, so tappte man bisher nur im Finstern herum, bis der Feuerschein aushalf oder es gelungen war, zu den Requisitendepots zu gelangen, wo Fackeln und Pechkränze aufbewahrt wurden. Erst eine Verordnung vom 6. Jänner 1790 befahl allen Hausinhabern der ganzen Stadt stets eine gefüllte Lampe bereitzuhalten, um sie bei Feuersausbruch anzünden zu können. Diese Verordnung erfloss in der Absicht, um allen Gefahren vorzubeugen, welchen die Stadtbewohner durch das rasche Fahren der Feuerspritzen und Wasserfässer ausgesetzt waren; nebstbei aber verfolgte man auch den Zweck, alle Unordnungen und Ausschweifungen zu vermeiden, „die in der Hülle der Finsternis ausgeübt werden können.“

Diese Feuercomission zog auch das Militär zur Hilfeleistung herbei. Eine eigene Feuerordnung schrieb der hiesigen Garnison vor, wie sie sich im Falle eines Feuerausbruches zu verhalten habe. „Die Schildwachen, welche das Feuer selbst oder auch nur das Signal bemerkten, hatten durch Abfeuern ihrer Gewehre Alarm zu erregen und so die Umstände es erlauben, ungesäumt die Hauptwache avertieren zu lassen, von welcher der Officier sorgen wird, dass durch den Tambour der Alarm bis zur Kaserne geschlagen, der Herr General, der Herr Regimentscommandant und der die Feuerreserve haltende Officier auf das eilfertigste davon verständigt werden, welcher letztere sich bei erhaltender Nachricht mit seiner letzt von der Wache abgekommenen Mannschaft und drei Zimmerleuten von jedem Bataillon zum Feuer verfügt, zu den geretteten Effecten die nöthigen Schildwachen ausstellt, dann wegen Anstellungen der Zimmerleute und dem weiters zu Veranlassenden sich mit einem Herrn Feuercommissär, die bei einem solchen betrübten Falle an feuerfärbigen Hutmaschen oder derlei Federbusch zu erkennen sein werden, einzuverstehen hat, nur muss er, wenn an

einem Marktvormittage ein Feuer auskommen sollte, dahin bedacht sein, dass er einen Unterofficier auf den Stadtplatz schicke, welcher den nöthigen Raum in den Strassen für die Spritzen und Wasserzufuhr verschaffe, auch zur Herausnahme der am Rathhause aufbewahrten Feuerrequisiten den Zugang frei mache.

Bei Vernehmung des Feuers haben sich die löblichen Regimenter und Bataillone: Lazarini auf dem Hauptplatz, Zettwitz auf dem Wachparadeplatz beim Landhaus, und Riese auf dem Casinoplatz mit Sack und Pack zu versammeln.

Nur findet man hier noch zu erwähnen, dass, wenn eine Aneiferung zum Wasserreichen von Seite des Militärs nöthig sein sollte, sich des Prügelns und Stossens zu enthalten und die Bürger und Bauern mit Gelindigkeit und Güte dazu zu ermuntern.“

Die neue Feuercomission entfaltete eine segensreiche Thätigkeit und bemühte sich, das Feuerlöschwesen zur möglichsten Vollendung zu bringen. Im Jahre 1786 wurde den Viertelmeistern aufgetragen, darüber zu sehen, dass die Seifensieder und Wachszieher nicht ausschmelzen und dass kein Bürger über 4 Centner Heu unter seinem Dache habe.

Im Jahre 1780 wurde eine Norm erlassen, wie die Bürgerschaft beim Feuer aufzuziehen habe. Zur Spritze Nr. 1 wurden zwei Schlosser als Wendrohr-Dirigenten commandirt. Zur Füllung dieser Spritze kam die Schneiderzunft und zum Treiben die Bäckerzunft. Spritze Nr. 2: zum Treiben die Binderzunft, zum Füllen die Schnürmacher und Riemer. Spritze Nr. 3: Schuster. Spritze Nr. 4: zum Treiben die Kürschner und Handschuhmacher, zum Füllen die Buchbinder und Glaser. Spritze Nr. 5: zum Treiben die Färber und Weissgerber, zum Füllen die Gold- und Silberarbeiter, Wagner und Zinngiesser. Ein innerer Rathsherr ist bei jeder Spritze der Commandant.

Neben diesen städtischen Spritzen gab es in der Stadt auch landschaftliche. Zu diesen wurden beordert: Spritze 1: die Fischer und Schiffer; Spritze 2: die Schiffsleute und

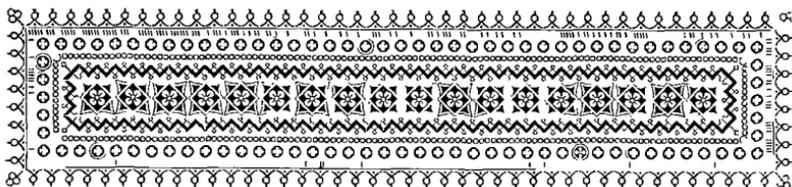
Fischer; Spritze 4: zum Treiben die Weinschenker, zum Füllen die Gürtler, Sattler, Seiler und Bader. Die landschaftliche Spritze Nr. 4 war für die Burg, Nr. 5 für das Castell bestimmt; zum Treiben derselben war die Hut- und Kappelmacher-, zum Füllen die Baroquenmacherzunft verpflichtet. Die sechste und die siebente Spritze bedienten die Commis und Handelsjungen. Ausser diesen Spritzen hatte die Landschaft noch vier „englische Spritzen.“

Zu jedem Feuerlöschrequisiten-Depot gab es sechs Schlüssel, drei davon erhielten die drei nächsten Hausbesitzer, einen der Feuer-Commissär, einen der Viertelmeister und einer wurde auf dem Kammeramte aufbewahrt. <sup>1)</sup>)

Aus dem Gesagten erhellt, dass die Laibacher Feuerwehr seit mehr als zweihundert Jahren auf das beste organisiert war und dass beim Erdröhnen des Kanonenschusses auf dem Schlossberge jeder Bürger auf den ihm schon vorher genau bestimmten Ort eilen musste. In den Wirren der französischen Revolutionsepoche gerieth jedoch dieses Institut immer mehr in Verfall, bis es die allerneueste Zeit durch Errichtung einer freiwilligen Feuerwehr wieder auf den grösstmöglichen Grad der Vollkommenheit brachte.



<sup>1)</sup> Fasc. 4.



## VI.

### Die Vorstädte.



och lückenhafter als über die Localitäten und Bau-  
objecte der innern Stadt sind wir über jene der Vor-  
städte unterrichtet. Es ist dies leicht erklärlich; das  
gesamte Leben Laibachs concentrirte sich in der innern  
Stadt. Da war der Magistrat in officiellen Schriftstücken oft  
veranlasst, diesen oder jenen Punkt zu erwähnen, während die  
Vorstädte, weil „auf dem Lande gelegen“ seiner Aufmerk-  
samkeitssphäre so ziemlich entrückt waren.

Vor hundert Jahren zählte Laibach fünf, mit Einrech-  
nung der in den Acten zu den Dörfern gezählten Krakau,  
Tirnau und Polana-Vorstadt, von der St. Petersbrücke abwärts,  
acht Vorstädte. Wir beginnen unsere Besichtigung wiederum  
beim Carlstädter-Thore, wo wir die Stadt verlassend

#### 1.) Die Carlstädter-Vorstadt

betreten. Sie zählte 27 Häuser und Häuschen. Die Daten  
entnehme ich zweien Häuserverzeichnissen aus den Jahren  
1776 und 1796, worin ich die merkwürdige Beobachtung  
machte, dass der Besitzwechsel zu jener Zeit in Laibach  
ein so rascher war, dass sich z. B. 1796, also nach genau  
20 Jahren nur 4 Häuser dieser Vorstadt in den Händen  
derselben Familie befanden. Die innere Stadt zählte 358  
Hausnummern; von 1776 1796 waren 210 Häuser, also mehr  
als die Hälfte in andere Hände gekommen. Schon im 16.  
Jahrhunderte klagte man nämlich, „dass die nach Laibach  
gekommenen und daselbst in die Bürgerschaft aufgenommenen

Fremden der Stadt den Rücken kehrten und wieder ihre Heimat aufsuchten, sobald sie sich hinlänglich bereichert hatten. Von einer liebevollen Hingebung zur Stadt und einer patriotischen Begeisterung für ihr Wohl und Wehe konnte bei diesen von allen Weltgegenden herein gewehten Fremdlingen keine Rede sein. Es ist ein hartes Urtheil, welches hier über unsere Vorfahren gefällt wird, allein eine Unzahl von Umständen, die in einem demnächst erscheinenden Werke berührt werden, bestätigt es, dass die Stadtväter zwar mit der gespanntesten Aufmerksamkeit über die Beobachtung der Stadtfreiheiten wachten, dies jedoch nur im eigenen Interesse; sie machten sich kein Gewissen daraus, dieselben zu verletzen, sobald es ihr Vortheil erheischte. Dieses Uebel des Abzuges von der Stadt nahm schon gegen das Ende des 16. Jahrhunderts so überhand, dass der Erzherzog zur Steuerung desselben mit einem Verbote eingreifen musste, und das sogenannte Abzugsgeld einführte, eine Steuer die der Abzügler von seinem mitgenommenen Hab und Gut an die städtische Casse abzuführen hatte. <sup>1)</sup>

Kehren wir jedoch zu unserm eigentlichen Gegenstande zurück. Unmittelbar vor dem Carlstädter-Thore stossen wir auf einen bekannten Namen. Schon vor hundert Jahren hiess der Besitzer der dortigen Glockengiesserei Samassa (Jacob). Er muss nicht gar viel früher nach Laibach gekommen sein, denn 1750 besass die Giesserei ein Huetterer, 1768 ein Balt. Schneider und erst 1779 wird Joh. Jac. Samassa erwähnt, <sup>2)</sup> doch erfreute er sich 1786 schon des vollsten Vertrauens seiner Mitbürger. Der Magistrat verkaufte nämlich zu jener Zeit die nach der Niederreissung der Mauern unnütz gewordenen Geschütze und liess sie durch Samassa schätzen. Der städt. Artillerie standen nur noch ganz bescheidene Vertheidigungsmittel zu Gebote. Sie verfügte nur über 7 grosse „Metallstücke“ (à 4½ Zent.), 2 grosse eiserne (à 6 Zent.), 12 eiserne Mörser im Gesamtgewichte von 20 Zent. und

---

<sup>1)</sup> Fasc. 53.

<sup>2)</sup> Schumi, Archiv I. pag. 57.

über 3 „Stücke“ auf der hohen Bastei. Samassa schätzte das Festungsmaterial auf 2045 fl. 30 kr. und erbot sich, es diesen Preis auch zu kaufen und zwar so, dass er 200 fl um sofort erlegte, den Rest aber bis Ende 1787 zu zahlen versprach. Das Kreisamt genehmigte den Anbot mit der Bemerkung: „Es versteht sich von selbst, dass Samassa ein Mann ist, von dem sich die richtige Zahlung des Rückstandes zu versprechen ist.“<sup>1)</sup>

Ihr Aussehen hatte diese Vorstadt seit 100 Jahren wenig geändert. Im Vorbeigehen werfen wir einen Blick auf die Wiesen der „Prühl“, die den sehr schlecht besoldeten Stadträthen zum Fruchtgenusse zugewiesen waren. Die sogenannten 12 „inneren Rathsfreunde“ bezogen jährlich nur je 30 fl., die 24 „äusseren“ aber 600 Ziegelsteine aus den städtischen Ziegelöfen oder 3 fl. 60 kr. in Geld. Im Jahre 1784 aber musste die Stadt diese Wiesen verkaufen; ein gewisser Gregor v. Födransperg brachte sie käuflich an sich, einen Theil derselben aber verkaufte die Stadt schon früher an die Landschaft und zwar, als man den Durchstich des Kaisergrabens, der die Prühl durchschneiden sollte, in Angriff nahm.<sup>2)</sup> Uebrigens reichten die städtischen Wiesenflächen noch ziemlich weit in den Morast hinein und führten den Namen „Langer Graben“ oder „Dolgi breg“. Diese Wiesen halte ich für diejenigen, die schon im Mittelalter für das von Kaufleuten nach Laibach zugetriebene Vieh zum Weideplatze bestimmt waren. Der Verweser der Landeshauptmannschaft von Krain, Georg von Tschernembl nahm sich im Jahre 1451 heraus, sie zu verzäunen und dadurch den Viehzutrieb gegen Laibach zu hemmen. Auf die Beschwerde des Magistrats aber befahl der Kaiser Friedrich IV., zu jeder Zeit ein grosser Gönner unserer Vaterstadt, die Verzäunungen sofort zu entfernen und die Bürgerschaft nicht wieder mit Eingriffen zu schädigen.<sup>3)</sup>

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.

<sup>2)</sup> Fasc. 102.

<sup>3)</sup> Klun, Dipl. Carn. p. 31 nr. 41.

Im Jahre 1774 wurde von Gruber die steinerne Brücke über den Canal erbaut.<sup>1)</sup> Früher führte die Unterkrainer-Strasse an der jetzigen Villa Mally vorüber und mündete in die Schiesstättgasse; hier zweigte sich eine Strasse nach Dippels- oder Stephansdorf ab. Ihre Richtung bezeichnet jetzt der Kaisercanal.

## 2.) Die Polana-Vorstadt.

mit 83 Häusern, wozu auch jene am Abhange des Schlossberges gehörten. Die erste Baulichkeit, die wir hier begegnen ist **der städt. Maierhof**, daneben lag **der städt. Pferdestall** und die sogenannte **Salniterplantage** (Pulverfabrik). Im Jahre 1792 plante man, hieher den Viehmarkt zu verlegen. Die Umgebung dieses Platzes ist insoferne interessant, als im Jahre 1792 unser berühmter Landsmann Anton Linhart vom Magistrate ein ödes Bergerippe, „das von keinem Nutz“ war, im Ausmasse von 277□<sup>0</sup> geschenkt erhielt; darauf baute er ein Häuschen, das nach seinem Tode in den Besitz des Pfarrers von St. Jacob übergieng und 1798 von diesem zu einer Vitriolfabrik umgebaut wurde.“)

Unmittelbar daran stiess **die Schiesstätte**. Sie bestand hier seit uralter Zeit. Der Beginn des „gemeinen Schiessens“, den Dimitz (Mittheil. 1863 p. 99—100) in das Jahr 1565 verlegt, fällt in eine viel frühere Zeit. In den Gerichtsprotokollen vom Jahre 1551 heisst es, dass die Schützengesellschaft den Magistrat ersuchte, ihr „das Hosentuch wie vor altersher zu vergönnen.“ Der ehrsame Rath schenkte ihnen Tuch für 12 Paar Hosen, „um das sie schiessen sollen“, dabei aber trug er ihnen auf, „dass sie miteinander nicht kriegten (streiten) sollen, sondern freundlich und nachbarlich halten und die Hosen, wie von altersher und nicht wie die 2 Jahre vorher, gehalten werden. Die Einrichtung war also eine uralte. Im Jahre 1568 war die Schiesstätte bereits in einem so elenden Zustande, dass

<sup>1)</sup> Klun, Archiv.

<sup>2)</sup> Fasc. 2.

der Stadtrath den Schützenmeistern auftragen musste; „dass sie die Schiesshütte nicht also gar in Abfall kommen, sondern wieder bauen lassen sollen.“<sup>1)</sup>

Neben der bürgerlichen, bestand in Laibach auch eine „adelige und Civil-Schiesscompagnie“, die jedoch viel jüngern Datums war. Sie wurde 1707 von Chrisostom v. Guethhaimb gegründet und hatte ihren Schiesstand in der unmittelbarsten Nähe des bürgerlichen auf der Pölland (Polana) unter dem Schlossberge, wahrscheinlich auf einem dem Vicedomante abgekauften Grunde. Durch volle 25 Jahre blieb die Gesellschaft in ruhigem Besitze ihrer Schiesstätte, bis der Magistrat im Jahre 1732 „nicht allein den Scheibstock hinauszuerwerfen, sondern auch des Zielers Schutzmauer zu ruinieren, also das Schiessen zu hindern und den Platz sich zinsbar zu machen sich herausnahm.“ Die adelige Gesellschaft beschwerte sich deshalb und der Vicedom wies ihr einen zur Schiesstätte geeigneten Platz auf dem Schlossberge an.“)

Die höchste Aristokratie des Landes aber hatte ihren Schiesstand im Fürst Auersperg'schen Garten im Burgstalle.“)

An der Ausmündung der Schiesstättgasse begrüßen uns die altersgrauen Stadtmauern mit ihrem imposanten Franciscaner-Thore. Die Mauern begleitet ein tiefer Graben, der in früherer Zeit mit Wasser ausgefüllt war, vor 100 Jahren jedoch, wie schon an einer andern Stelle erwähnt, als Obstgarten verwendet wurde. Am Abhange des Schlossberges erblicken wir die Eisgrube; sie befindet sich da schon 300 Jahre. Schon in den allerersten Gerichtsprotocollen wird ihrer öfters gedacht.

Verfolgen wir nun unsern Weg bis zum Franciscaner-Thore selbst, wo sich unsern Blicken die lange Polana-, damals auch Pöllandgasse genannt, öffnet. Die geschlossene

<sup>1)</sup> Gerichtsprot. 1568, Fol. 99.

<sup>2)</sup> Mittheilungen 1863, pag. 99—100.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. 668.

Häuserreihe reichte nur auf der linken, gegen das Wasser zu gelegenen Seite etwa bis zum heutigen Hause Nr. 25, während man von da weiter ebenso gut, wie die ganze rechte Seite der Strasse entlang nur da oder dort auf ein vereinzeltes Häuschen stiess. Zu beiden Seiten der Polanastrasse dehnten sich Gärten und Wiesen aus. Von städtischen Häusern befand sich da ein **Officiershaus** und ein **Militärmagazin** nebst einer **Militärbäckerei** auch Proviauthaus genannt. Nach der Aufhebung des Clarissinenklosters (des jetzigen Proviauthaus, gegenüber dem Hôtel Elephant) unter Kaiser Josef II., wurde die Militärbäckerei auf ihre heutige Stelle übertragen, was schon deshalb gerathen schien, weil das alte Proviauthaus nur aus gemauerten Pfeilern, sonst aber aus Holz bestand und mit Schindeln gedeckt war. <sup>1)</sup> Die Salniterplantage sowie die Vitriolfabrik scheinen mit ihren Fabrikshöfen von der Schiesstätgasse bis zur Polanastrasse hinunter gereicht zu haben. <sup>2)</sup>

Im Hause Nr. 3 befand sich schon seit längerer Zeit die Egger'sche Buchdruckerei, die Kleinmayr'sche ist erst seit 1782 im Betriebe. <sup>3)</sup> Beim St. Petersstege, der sich bis zum Jahre 1776, vor der Errichtung der St. Petersbrücke um einige Klafter näher der Stadt befand, hörte die Polana-Vorstadt auf und begann das Dorf **Pöllandt**. Auf der Polanastrasse befanden sich viele Schotterhaufen, ganze Hügel, über die man mit schwer beladenen Wagen nur mit Mühe hinüberfahren konnte, und von denen der letzte (vor dem Kinderspitale) erst vor wenigen Jahren entfernt wurde. Die Vorstadt machte mit ihren hölzernen Häuschen einen sehr armseligen Eindruck. Gar unsauber aber sah es hier zu Marktzeiten aus, denn da befand sich **der Schweinemarkt**, der sich vom Franciscaner-Thore bis zum St. Petersstege hinzog. Die Schweine wurden auf offener Strasse abgebrannt (abgebrüht), was für die in der nächsten Nähe stationierenden Officiere keines-

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.

<sup>2)</sup> Fasc. 7 u. 140.

<sup>3)</sup> Fasc. 1 u. 155.

wegs angenehm sein mochte. <sup>1)</sup> Die Nothwendigkeit diesen schmutzigen Markt zu übertragen, machte sich von Tag zu Tag mehr geltend, besonders seit das Franciscanerkloster und die Stadtmauern gefallen waren. Man verlegte ihn auf die untere Polana, wo sich übrigens die dortigen Hausbesitzer darüber beschwerten, dass die Thiere die Strasse und ihren Grund aufwühlten. Der Magistrat erhielt infolge dessen vom Kreisamte den Auftrag für den Schweinemarkt einen gepflasterten Platz ausfindig zu machen. Dies hielt jedoch schwer in den Vorstädten wusste man um keinen einzigen gepflasterten Punkt, ausgenommen den Platz an der Commercialstrasse vom Casino (aber nicht dem jetzigen) bis zum Weitenschiller'schen und Mallitsch'schen Hause. Das Pflaster war in der ganzen Stadt ein elendes. Kein Wunder, denn die Bürger waren seit uralter Zeit verpflichtet, das Pflaster vor ihren Häusern selbst zu besorgen. <sup>2)</sup> Im Jahre 1750 berichtete der Magistrat an das Kreisamt selbst, das Pflaster in der Stadt sei sehr schlecht, denn es sei seit 100 Jahren nicht repariert worden. <sup>3)</sup>

Wie muss es erst in den Vorstädten und gar auf der Polana, wo die Schweine an jedem Markttage die Strasse aufwühlten, ausgesehen haben!

Uebrigens darf uns diese Unsauberkeit auf der Polana nicht zu sehr wunder nehmen, denn wir hörten ja, dass der Magistrat im Jahre 1784 vom Kreisamte einen Verweis deshalb erhielt, weil er es zugelassen, dass die Schweine in der ganzen Stadt ungehindert herumliefen.

Am untern Ende der Polana-Vorstadt stand das zur Erinnerung an den Kampf zwischen den Katholiken und Protestanten aufgerichtete Kreuz bei der jetzigen St. Petersbrücke. Bis zum Jahre 1776 führte nur ein hölzerner Steg über den Fluss. Derselbe musste von der Pfalz Laibach unterhalten werden, denn der jenseits des Flusses gelegene

---

<sup>1)</sup> Fasc. 102 u. Fasc. 48—50.

<sup>2)</sup> Fasc. 7.

<sup>3)</sup> Fasc. 99.

Grund und Boden gehörte dem Bischof; wann aber z. B. der jetzige Exercierplatz vor der St. Peterscaserne dem Bistum abgekauft wurde, können wir nicht sagen.

**Lazareth bei St. Peter.** Als im Jahre 1586 eine verheerende Seuche in der Stadt und auch sonst auf dem Lande wüthete, gab der damalige Bischof Thomas Chrön (?) auf Bitten aller vier Stände des Landes die Bewilligung zur Errichtung eines Lazareths <sup>1)</sup> auf Unkosten der Stadt und der Landschaft. Bald wurde es jedoch zu klein. darum beschloss der Stadtrath im Jahre 1612 „wegen Aufbaunng eines Lazareths den Diener'schen Garten bei St. Peter zu erkaufen.“ <sup>2)</sup> Zugleich bat er auch die Herren Stände ihn beim Bau eines so benöthigten Spitals mit Geld zu unterstützen. Doch war das Lazareth im Jahre 1634 noch nicht ausgebaut, denn die Stadtväter beschlossen „das Lazareth im künftigen Frühling zu bauen. Dem Stadtcammrer wurde aufgetragen den letzten Bränd Ziegel (aus dem städtischen Ziegelofen) anticipamente hinab (zum Lazareth) zu führen.“ <sup>3)</sup> Später wurde dasselbe zu einer Caserne, der **St. Peterskaserne** umgebaut. Diesbezügliche Berathungen pflog man schon seit 1749 <sup>4)</sup> und gieng mit dem Plane um dem Lazarethe noch ein Stockwerk aufzusetzen, was jedoch erst 1779 und 1780 geschah. Zur endgültigen Beschlussfassung versammelten sich die Vertreter der Landschaft und der Stadt auf dem Rathhause am 22. Aug. 1775. Zu allererst wurde das aufgehobene Jesuitencollegium ins Auge gefasst. Da jedoch die Abtragung des Collegiums bereits zum Theil schon geschehen war, so entschied man sich für das St. Peter-Lazareth. Die Bürger von Laibach verpflichteten sich durch zwei Jahre je 2000 fl. beizusteuern, welche Summe auf die Hausbesitzer vertheilt wurde. <sup>5)</sup> Bei dieser Gelegenheit wurde ein Häuser-

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 696.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. 1612

<sup>3)</sup> Ibid. 1634.

<sup>4)</sup> Fasc. 264.

<sup>5)</sup> Fasc. 2, 7, 264.

verzeichnis aufgesetzt, das älteste das wir besitzen. Ausser dieser 4000 fl. gab aber die Stadt noch ein Haus im Werthe von 18000 fl. zum Kasernenbau her, ohne dass sie dafür eine Entschädigung erhielt; sie musste sogar die darauf hafende Grundsteuer und die Contribution von jährlichen 12 fl. noch fernerhin entrichten. <sup>1)</sup>)

Bevor wir die Kaserne verlassen, werfen wir noch einen Blick auf die Laibach, die sich unterhalb des St. Peterssteges als ein breiter Fluss präsentiert, aus dessen Bette zwei kleine Inselchen, „Gänseinseln“ genannt, emporragen. Seine Ufer waren zu jener Zeit viel ausgedehnter, so dass der ganze grosse Platz vor der jetzigen Zuckerfabrik einen Theil seines Flussbeetes bildete; mündliche Berichte unterrichten mich, dass man den Bauplatz der Zuckerfabrik mittels Aufschüttungen dem Flusse abgewann.

Nachdem wir den Peterssteg passiert hatten, betreten wir

### 3.) Die Peters-Vorstadt,

die in ihrem obern, näher der Stadt gelegenen Theile in früheren Jahrhunderten auch die St. Johannes - Vorstadt genannt wurde. Sie zählte 155 Häuser und war somit die grösste Vorstadt. Die vornehmste Baulichkeit daselbst war die **St. Peterskirche**, die älteste Pfarrkirche der Stadt, über deren Anfänge kein Schriftstück eine Nachricht giebt. Der erste Pfarrer, den die Urkunden erwähnen war ein Magister Ludovicus (1248). Im Jahre 1262 wird der Pfarrer von St. Peter Erzpriester von Krain und der windischen Mark genannt <sup>2)</sup>) und unterstand der Erzdiöcese von Aquilea. Im Jahre 1355 wurde diese Pfarre von Nicolaus, dem Bruder des damaligen Kaisers Karl IV. und Patriarchen von Aquilea, dem Herzoge Albrecht II. dem Weisen, zum Geschenke gemacht, und 1444 von Friedrich IV. dem Zisterzienserstift in Wiener Neustadt übergeben. Im epochemachenden Jahre

---

<sup>1)</sup> Fasc. 102.

<sup>2)</sup> Meichelbeck, hist. Frising.

1462 tauschte sie der erste Laibacher Bischof Sigmund von Lamberg, gegen die Pfarre Mannsburg ein und vereinigte sie mit dem Bisthum. Bis 1462, in welchem Jahre die St. Nicolaikirche zur Cathedrale der neu errichteten Laibacher Diöcese erhoben wurde, war sie die erste Kirche des Landes, und die Nicolaikirche nur eine Filiale derselben. Der Pfarrer von St. Peter genoss bis 1462 unter allen Seelsorgern Krains bei weitem die grössten Einkünfte. Wenn auch schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts aus der Pfarre St. Peter die jetzige Pfarre Oberlaibach und die später daraus errichteten Vicariate Loitsch, Godovitsch und Hotederschitsch excindiert wurden, so begriff dieselbe doch noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Vicariate Brezovic, Lipoglav, Maria-Feld und die Localien Ješca und Rudnik in sich, im ganzen nicht weniger als 25 Filialkirchen.

Mit der Erhebung der St. Nicolaikirche zur Cathedrale der neuen Diöcese wechselten die beiden Kirchen ihre Rollen, denn seit dieser Zeit gab es an der Pfarrkirche St. Peter, keinen eigenen Pfarrer mehr; seine Stelle vertrat der Bischof selbst und liess die Seelsorge durch zwei Vicare und einen Hilfspriester versehen.

In der ältesten Zeit soll diese Pfarrkirche im gothischen Stile gebaut gewesen sein und wurde im Jahre 1472 von den Türken niedergebrannt und verheert, worüber eine beim Eingange in die gegenwärtige Kirche eingemauerte Gedenktafel Aufschluss giebt. Es liess sie der Bischof Thomas Chrön, der die sehr baufällig gewordene Kirche restaurierte, anbringen.

Die gegenwärtige Kirche wurde zwischen den Jahren 1726—1730 erbaut und vom damaligen Fürstbischof Felix Grafen von Schrottenbach, eingeweiht. Hoff <sup>1)</sup> giebt das Jahr 1700 als das Erbauungsjahr, an, welchen Fehler Anton Jellouschek, dem ich hier folge, richtig gestellt hat. <sup>2)</sup> Ein

---

<sup>1)</sup> Hoff, „Gemälde von Krain“, I. pag. 107.

<sup>2)</sup> Mittheilungen 1858, pag. 46,

Kaufvertrag im städt. Archiv besagt, dass im Jahre 1730 „die Kirche eben angefangen wurde gebaut zu werden.“<sup>1)</sup>

Die einst so umfangreiche Pfarre schrumpfte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts immer mehr zusammen. Im Jahre 1702 verlor sie Brezovic (mit 7 Ortschaften), 1736 Lipoglav, 1783 Mariafeld (mit 10 Ortschaften) und 1787 die Localien Ješca und Rudnik.<sup>2)</sup> In ihrer untergeordneten Stellung verblieb die Kirche bis zum Jahre 1802, in welchem die von Joh. Jac. Schilling im Jahre 1754 errichtete Curatenstiftung vollkommen organisiert war.

Ueber das Aussehen der Peters-Vorstadt haben sich leider wenig Daten erhalten; man ertährt nur gelegentlich, dass die Häuser „des Kothdorfes“, das seinen Namen wohl von der elenden Strasse durch dasselbe erhalten haben mochte,<sup>3)</sup> mit Stroh gedeckt und grösstentheils von Holz waren. Noch im Jahre 1784 baten die dortigen Bewohner ihre Häuser auch fernerhin mit Stroh decken zu dürfen, was der Magistrat jedoch nicht zuließ.<sup>4)</sup>

Ein Blick auf den alten Plan Laibachs belehrt uns, dass schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts am Anfange des sogenannten „Kuhthales“ oder der Johannesgasse eine Statue gestanden; welchem Umstande sie jedoch ihre Entstehung verdankt, ist nicht bekannt. Die Häuser zwischen der jetzigen Franzens- und der erst im Anfange dieses Jahrhunderts erbauten Fleischerbrücke, reichten bis an den damals viel breiteren Fluss, in welchem sich mehrere Wehren befanden.<sup>5)</sup>

---

1) Fasc. 102.

2) Mittheilungen, I c.

3) Meiner Meinung nach dürfte der Name sehr alt sein; ich halte ihn für identisch mit „Göss“, das bereits im Mittelalter bei der Beschreibung des Laibacher Burgfriedens urkundlich erscheint. Klun, Dipl. Carn. pag. 52.

4) Fasc. 17.

5) Fasc. 188—190.

#### 4.) Die Capuziner-Vorstadt.

Vor der Spitalbrücke stand die **Augustinerkirche**, jetzt die Franciscanerkirche genannt, die im Jahre 1640 auf Unkosten des Freiherrn von Ruessenstein erbaut wurde. Es gab jedoch schon früher eine nicht weit davon stehende sehr alte, vom Grafen von Cilly und Landeshauptmann von Krain im Jahre 1366 gestiftete und mit reichen Einkünften bedachte Kirche des hl. Martin und hl. Johannes. <sup>1)</sup> Es wurde schon erwähnt, dass sie im Jahre 1494 von den Türken zerstört und von den Bürgern gänzlich abgetragen wurde, damit sie den Türken nicht als Schlupfwinkel diene.

Die Augustiner übersiedelten in die Stadt und erhielten die St. Jacobskirche. Aber auch von hier mussten sie den im Jahre 1597 nach Laibach gekommenen Jesuiten weichen. Wo man nach dem Jahre 1600 die Augustiner untergebracht, kann nicht gesagt werden, bis 1628 scheinen sie keine eigene Kirche besessen zu haben, in diesem Jahre aber erbaute man ihnen nicht auf dem alten Platze, „sondern auf der anderen Seite über, gegen der Gassen, bei denen Capucinern zu,“ <sup>2)</sup> also näher der Stadt, eine neue Kirche die am 18. Mai der Bischof Thomas Chrön einweihte. Allein schon das nächstfolgende Jahr wurde sie von einer am 11. Februar vor dem Spital-Thore entstandenen Feuersbrunst nebst 26 Häusern von den Flammen verzehrt. Wiederum blieben die Augustiner durch 12 Jahre ohne eine Kirche, bis ihnen die Grossmuth des Freiherrn Conrad von Ruessenstein mit einem Kostenaufwande von 100.000 fl. die jetzige Franciscaner-Kirche aufbauen liess. Da jedoch der fromme Stifter vor der Beendigung des Baues starb, so vergiengen noch ein paar Jahrzehnte bis die Kirche ihr heutiges Aussehen erhielt, Zu Valvasors Zeiten waren noch beide Thürme im Bau begriffen und auch das Klostergebäude

---

<sup>1)</sup> Richter, „Geschichte der Stadt Laibach“, pag. 186 hält irrthümlich die Commendakirche für die in den mittelalterlichen Urkunden oft genannte St. Johanneskirche.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. 694.

nennt unser Chronist „ein schlechtes Gebäu“. Eben so wenig hatten auch die Kapellen schon ihre Altäre. Das Marienbild für die hinter dem Hochaltare befindliche lauretanische Kapelle wurde im Jahre 1669 aus der Domkirche unter grossem Volksauflaufe hierher übertragen. <sup>1)</sup>)

Den Hauptaltar erbaute in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Meister Robba. <sup>2)</sup>)

Von den tiefeingreifenden Reformen des Kaisers Josef II. wurden auch die Augustiner betroffen; sie mussten aus dem Kloster und der Kirche weichen und sie im Jahre 1784 an die Franciscaner überlassen.

Der Platz vor dieser Kirche wurde als Holzplatz und Viehmarkt verwendet. Konnte man schon zu gewöhnlichen Zeiten wegen der grossen Holzhaufen bei der Spitalsbrücke nur mit grösster Vorsicht durchfahren, so war das Gedränge zu Marktzeiten da geradezu ein entsetzliches, denn hier befand sich bis zum Jahre 1786 der Viehmarkt für alles Vieh mit Ausnahme des Borstenviehes, das, wie schon erwähnt, auf die Polanastrasse zum Verkaufe gebracht wurde. Da den Franciscanern die Seelsorge anvertraut war und sie bei der Ausübung derselben durch das viele, vor der Kirche aufgestellte Vieh gehindert waren, so thaten sie energische Schritte um die Verlegung des Viehmarktes auf einen andern Ort zu erwirken. Sie stellten vor, dass es eine Entwürdigung des Allerheiligsten sei, wenn der Priester bei einer Krankenversehung gezwungen sei, sich mit dem Ciborium durch das Vieh und die feilschende Volksmenge hindurch zu drängen. Infolge dessen wurde der Viehmarkt auf den Capuzinerplatz (jetzt Sternallee) verlegt. <sup>3)</sup>)

Allein auch dieser Platz war keineswegs glücklich gewählt, da das Vieh durch die Judengasse getrieben wurde. An einem Marktage war sie wohl nicht passierbar.

---

<sup>1)</sup>) Valvasor, XI. pag. 694.

<sup>2)</sup>) Fasc, 264.

<sup>3)</sup>) Fasc. 76 u. Rathesprotoc. v. J. 1785.

Im Jahre 1792 beabsichtigte man den Viehmarkt zur Schiessstätte zu übertragen, bis man endlich (1796) im Kuhthale einen passenden Ort fand. <sup>1)</sup>

Von der Franciskanerkirche setzen wir unsere Wanderung fort und betreten die sonst nichts interessantes bietende Elephantengasse, als dass sich rechts von derselben nur 5 kleine Häuschen befanden, während der ganze übrige Raum zur rechten Hand von Gärten eingenommen wurde. Verbaut wurde er erst in unserm Jahrhunderte, als man von der Spitalsbrücke die Krämerbuden entfernte, und dafür die noch jetzt existierenden in der Elephantengasse aufführte. Den Namen erhielt die Gasse vom Gasthofe „zum Elephanten.“ Der Sage zufolge ist dieser Name eine Erinnerung an ein durch Laibach durchgetriebenes Wunderthier, einen Elephanten, der im Stalle dieses Gasthofes ausrastete. Der „Elephantenwirth“ vor hundert Jahren hiess Savinscheg. Sein Hôtel war dem heutigen nicht im mindesten ähnlich, es war so feuergefährlich, dass von der Stadtbehörde die Bewohnung desselben nicht länger geduldet werden konnte und die Räumung angeordnet wurde. Das Kreisamt verpflichtete den Magistrat nach Verlauf der festgesetzten Frist von drei Wochen die Fenster des von Savinscheg von einem gewissen „Dicorona“ angekauften Hauses auszuhängen und die Öfen zu entfernen, „damit in diesem gar feuergefährlichen Hause kein Feuer gemacht werden könnte.“ <sup>2)</sup>

Die linke Seite der Elephantengasse war jedoch im Jahre 1745 schon vollständig verbaut. Einer der dortigen Hausbesitzer hiess Perles.

Beim „Hôtel Elephant“ betreten wir die Wienerstrasse. An der Stelle des Hôtels und des danebenstehenden Hauses reichten die Gärten bis in die Wienerstrasse. In der jetzigen Franciscanergasse standen nur drei armselige Häuschen. Eine zusammenhängende Häuserreihe begann erst in der Nähe der jetzigen Barmherzigen Kirche, die vor 200 Jahren die

---

<sup>1)</sup> Fasc. 47.

<sup>2)</sup> Fasc. 4.

**Discalceatenkirche** genannt wurde. Ihre Erbauung hat sie, (Valvasor zufolge), den Fürsten von Eggenberg zu verdanken. Der Grundstein zu derselben wurde im Jahre 1657 am Feste der Dreieinigkeit durch Franz Maximilian Vaccani, Bischof von Biben und Domdechant von Laibach gelegt. <sup>1)</sup>

Die Discalceaten waren übrigens nicht erst in dieser Zeit nach Laibach gekommen, sondern dürften schon länger in der Nähe davon in Schischka ansässig und begütert gewesen sein. Ihr Sitz war „Ghruebenbrunn“ oder Jama in Schischka. Im Jahre 1653 beschwerte sich der Magistrat beim Kaiser Ferdinand III. „es hätten sich die ehrwürdigen P. P. Augustini Discalceati schon etliche Jahre her zum höchsten bemüht, ihren Sitz Ghruebenbrunn oder Jama, so nahe bei dieser Stadt Laibach gelegen und zu einem Kloster gar wohl bequem ist, zu mutieren und zu ändern und sich an einem andern Orte niederzulassen; dieselben erneuerten ihre Bemühungen, sobald in Laibach irgendwo ein neues Kloster erbaut wurde. Sie scheuten sich sogar nicht, die von den Voreltern gestiftete uralte St. Petri-Kirche wider die christliche Liebe zu begehren, seien aber von Seiner Majestät, wie billig, mit ihrem ungeziemenden Begehren ab- und zur Ruhe gewiesen worden. Nun unterstehen sie sich einen vor der Stadt in magistratischer Jurisdiction stehenden, gegen die St. Christophkirche an der Kreuzstrasse gelegenen Mayerhof ohne Wissen des Kaisers und ohne den Magistrat um Erlaubnis zu fragen, käuflich an sich zu bringen, obwohl der Hof kaum 100 Schritte von dem im Bau begriffenen Jungfrauenkloster (Clarissinenkloster) entfernt ist. — Weil dieses gegen die von Eurer Majestät confirmierten Freiheiten streiten thut, haben wir ganz nothdrüngenlich Euerer Majestät hiemit hochbeschmerzend solches in aller Unterthänigkeit ratificieren wollen, ganz gehorsamst bittend, Euere Majestät geruhen, den durch ernannte Discalceaten in unserm Burgfried thuenden Eintrag und des wegen der Nähe des berührten Frauenklosters besorgten Unheils allergnädigst zu beherzigen

---

<sup>1)</sup> Valvasor, XI. pag. 694.

nicht allein, sondern ihnen, den Patribus allerhand in Sachen vorhabende Verharrung einzustellen und sie abzuweisen.“<sup>1)</sup>

Obwohl der Kaiser, wie er das in jedem nur möglichen Falle gethan, der Beschwerde des Magistrates statt gegeben hatte, so wurde im Jahre 1657 doch der Grundstein zur Discalceatenkirche gelegt. Wie es dem Orden gelungen war, den Magistrat für sich günstiger zu stimmen, darüber verathen die Acten nichts. Die einmal besänftigten Stadtväter giengen sogar den Discalceaten so sehr an die Hand, dass sie ihnen im Jahre 1690 ein vor der Kirche gelegenes Wirtshaus verkauften, weil die Patres durch den daselbst verursachten Lärm in ihrer Andacht gestört zu sein vorgaben.“<sup>2)</sup>

Die Kirche wurde zu Ehren des hl. Joseph geweiht. Ein paar Jahre darauf übertrug man während der Anwesenheit des Kaisers Leopold I. im Jahre 1660 unter grossem Pompe die Reliquien der hl. Peregrina aus der Domkirche in diese neue Discalceatenkirche; der Kaiser selbst nahm an der feierlichen Procession theil. Diese Kirche war die erste, „so denen aus Teutschland nach Laybach Reisenden in die Augen fällt und dieselbigen mit ihrem fürtrefflichen Gebäu belustigt,“ sagt Valvasor.<sup>3)</sup> — Doch begegnete der deutsche Reisende schon früher, eine noch zum Laibacher Burgfrieden gehörige kleine Kirche die **St. Christophskirche**, deren Erbauung in das Jahr 1497 fällt.<sup>4)</sup> In einem vielleicht noch dem Mittelalter gehörigen Schriftstücke, kraft dessen der Burgfriede Laibachs fixiert wurde, erscheinen St. Christoph, so wie das nicht weit davon entfernte Bäckerkreuz als so bekannte Punkte, dass man sie als willkommene Marksteine in die Begrenzungslinie aufnahm. Ein Friedhof existierte bei St. Christoph damals freilich noch nicht. Man pflegte die Todten in der Stadt zu begraben, sei es in den Friedhöfen um die Kirchen oder in diesen selbst; erst seit dem Erlasse

<sup>1)</sup> Magistratsacten Fasc. 44 51.

<sup>2)</sup> Der Contract ebenda.

<sup>3)</sup> Valvasor, XI. pag. 694.

<sup>4)</sup> Mittheilungen 1848, p. 6. 35.

Kaiser Joseph's II., dass es hievon nun sein Abkommen zu nehmen habe, mussten sich die Laibacher nach einem passenden Friedhofe umsehen. St. Christoph war wenigstens für jene Zeiten, weil doch ziemlich entfernt von dem kleinen, um das dreifache weniger Einwohner als heute zählenden Laibach, glücklich gewählt. Es wurde schon gelegentlich erwähnt, dass man einen Theil der städtischen Ringmauern zum Bau der St. Christoph-Friedhofsmauer verwendete. Der Friedhof wurde am 3. Mai 1779 vom damaligen Fürstbischofe von Laibach Carl von Herberstein eingeweiht, doch begrub man noch nicht alle in der Stadt und den Vorstädten Laibachs Verstorbenen daselbst, sondern man beerdigte sie, wie aus den bei der St. Peters- und namentlich der Dompfarre geführten Sterberegistern hervorgeht, noch an andern Orten, z. B. bei den Franciscanern, Ursulinerinnen, Augustinern, der deutschen Ritterordens-Kirche und bei St. Jacob noch bis gegen das Jahr 1784. <sup>1)</sup>

Im Jahre 1651 wollten sich die Discalceaten der Kirche bemächtigen und es bedurfte des energischsten Einschreitens der Stadtväter, um sie davon abzuhalten. <sup>2)</sup>

Von St. Christoph begeben wir uns nun zurück gegen die Stadt. Auf der Strecke von St. Christoph bis zum Discalceatenkloster stand vor 100 Jahren nicht das kleinste Gebäude. Zu unserer Rechten dehnt sich gegen Schischka ein fruchtbares Feld aus, dessen Aecker bis an die Wienerstrasse heran reichen. Erst vor dem Discalceatenkloster begegnen wir ein unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkendes Denkmal, die **Dreifaltigkeitssäule** am Kreuzungspunkte der Wiener- und Klagenfurterstrasse. Sie wurde im Jahre 1693 vom Fürsten Weikhart von Auersperg zur Abwendung der Pest errichtet. <sup>3)</sup>

Welches Aussehen die Wienerstrasse von da bis zum **Clarissinenkloster** (jetzt Militärspital und Proviandhaus) hatte, möge sich der freundliche Leser selbst aus dem beigege-

<sup>1)</sup> Mittheilungen 1858, pag. 47.

<sup>2)</sup> Gerichtsprot. 1651.

<sup>3)</sup> Mittheilungen 1848, pag. 85.

benen Plane unterrichten. Man stösst hier nur auf ein Paar kleine Häuser, die Strasse wird grösstentheils nur von Gärten begleitet.

Der im zweiten Decennium des 13. Jahrhunderts zu Portiuncula, unweit Assisi begründete seraphische Orden der Clarissinnen fand eine ungemein schnelle und weite Verbreitung. Die Zahl der Ordensangehörigen belief sich zur Zeit der grössten Blüthe desselben gegen das Ende des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts ungefähr auf 28.000 in 2000 Klöstern.

In Krain befanden sich drei Klöster dieser Art, in Münkendorf, Bischoflack und Laibach. Das spätestens in Krain errichtete Kloster der Clarissinnen war jenes in Laibach, zu welchem der Grundstein im Jahre 1648 unter dem Fürstbischöfe Otto Friedrich Grafen v. Buchheim gelegt wurde. Der eigentliche Stifter desselben war Dr. Michael Friedrich Hiller, der Sohn eines Buchbinders, welcher ohne Erben im Jahre 1632 verstorben in seinem Testamente zum Baue nicht weniger als 60.000 fl. bestimmt hatte. Unter seiner Verlassenschaft befand sich auch sein Haus auf dem Hauptplatze. Der Magistrat, als der Patronatsherr vergass nach einigen Jahren dieser Stiftung und des Hiller'schen Hauses so vollständig, dass der Freudenthaler Abt grosse Mühe hatte, die Existenz dieser Stiftung nachzuweisen. Im Jahre 1652 wurde das Haus um 3000 fl. verkauft.<sup>1)</sup> Der Bau des Klosters und der Kirche seitens des Stadtmagistrates als Patronatsherrn und Verwalters des Hiller'schen Legates dauerte acht Jahre,<sup>2)</sup> worauf die Aebtissin dieses Klosters dem Magistrate einen Revers ausstellte, dass dieser dem letzten Willen des Stifters gemäss den Bau zur Vollendung gebracht und ihr, der Vorsteherin, das ganze Vermögen überantwortet habe.<sup>3)</sup>

Im Jahre 1656 erfolgte die Einweihung und im nächstfolgenden bezogen die ersten vier, aus Bischoflack gekom-

<sup>1)</sup> Fasc. Handelschaft.

<sup>2)</sup> Mittheil. l. o.

<sup>3)</sup> Fasc. Handelschaft.

menen Schwestern das Kloster. Die Nonnenzahl wechselte später zwischen 20—30 und war somit geringer als die in Bischoflack, wo häufig 50 und mehr Klosterfrauen lebten.

Eine öffentliche Schule hielten die Clarissinnen nicht, weshalb das Kloster am 5. Juli 1782 aufgehoben und sein Vermögen, bestehend in 26 Klosterstiftungen im Betrage von 19.107 fl. und einem Kirchenstiftungscapitale von 3000 fl. dem krainischen Religionsfonde zugewiesen wurde. Aus demselben mussten auch den<sup>1)</sup> gewesenen Clarissinnen die Pension von je 200 fl. gereicht werden, nur eine der Nonnen bezog bloss 150 fl. Die letztverstorbenen Exclarissinnen dieses Klosters waren Mater Xaveria Petrovich, welche während ihrer letzten Lebensjahre die erhöhte Pension von 250 fl. genoss und in Laibach am 15. Mai 1839 starb, und Mater Mathilda Franz, gestorben daselbst am 11. September desselben Jahres. <sup>2)</sup>

Das Kloster selbst kam zufolge hoher Hofverordnung vom 27. September 1784 als k. k. Militärspital und Proviant-Magazin in Verwendung und mag bei Vornahme der Adaptierungsbauten mancherlei Veränderungen in seiner innern Einrichtung erfahren haben.

Das knapp an der Strasse gegen die Allee zu gelegene, zwei Stockwerke hohe Gebäude, jetzt Verpflegsmagazin, ist die vormalige Klosterkirche, von welcher sich ausser einem schönen Weihwasserkessel aus schwarzem Marmor am Gange des ersten Stockes kein weiteres Merkzeichen findet. Der in der Militärspitalskapelle aufgestellte Altar mit dem sehenswerthen Bilde „Maria Verkündigung“ von der Meisterhand des Martin Schmidt, auch Kremser Schmidt genannt, rührt aus dem Schlosse Rosenbüchl her und ist ein Geschenk des Dr. med. Januar Curter v. Breinlstein.<sup>3)</sup>

Am Clarissinnenkloster vorüber führte die verlängerte Elephantengasse gegen den jetzigen Tivolipark und mündete

<sup>1)</sup> „Mittheil. I. c.

<sup>2)</sup> Ibid.

in eine kleine Allee, an deren Ende sich das vom Bischof Chrön für die Jesuiten erbaute Lustschloss **Unterthurn** befand,<sup>1)</sup> das noch im Laibacher Burgfrieden gelegen war. An seiner Stelle, wenn nicht auf der Höhe des Berges stand schon im Mittelalter ein Schloss, „des Apfalterers Thurn“ genannt,<sup>2)</sup> das Graf Friedrich von Cilli in der Fehde gegen Kaiser Friedrich IV. 1441 „zu Staub und Asche verbrannte.“ Hierauf wurde das Schloss durch Bischof Chrön erbaut und im Jahre 1703 von den Jesuiten zu einem Lustschlosse hergestellt, wie das nachstehende, bei der Renovierung in den 40. Jahren des laufenden Jahrhunderts entfernte Chronostichon ober dem Schlossthore besagte: *aeDes Deo aC posterIs reCreanDIIs posIta.*<sup>3)</sup>

Nichtweit davon stand seit 1720 das vom damaligen Landeshauptmann von Krain, Leopold Graf v. Lamberg im grossartigen Stile erbaute Schloss **Leopoldruhe** (Cekinov Grad). Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts befand es sich im Besitze eines Rittmeisters v. Zegöny oder Sze-göny und kam 1809 an die Familie v. Pagliaruzzi.<sup>4)</sup>

Im Volksmunde heisst es heute „Cekinov grad“ (Ducatenschloss), eine Verballhornung des ursprünglichen: „Szegönov grad“ (das Schloss des Szegöny). Nachdem das Schloss in andere Hände übergegangen, bemächtigte sich der Volkswitz des ihm gänzlich unverständlich gewordenen „Ducatenschlosses“ und suchte nach einer befriedigenden Erklärung dieses merkwürdigen Namens. Noch heute erzählt man sich in Schischka, ein übermüthiger Besitzer dieses Schlosses sei auf den Gedanken verfallen, dasselbe mit Ducaten decken zu lassen, dadurch aber sei die wegen vieler Kriege in Geldverlegenheit steckende Kaiserin Maria Theresia so beleidigt worden, dass sie dem übermüthigen Schlossherrn sein ganzes Vermögen confiscieren liess. Davon der Name.

<sup>1)</sup> Klun, Archiv II., pag. 52.

<sup>2)</sup> Klun, „Dipl. Carn.“, pag. 52.

<sup>3)</sup> Costa, Reiseerinnerungen pag. 39.

<sup>4)</sup> Ibid.

Von Leopoldsrube begeben wir uns durch die am 1. März 1815 angepflanzte Allee, die den Namen des in der Geschichte des Landes berühmten und verdienstvollen Lattermann trägt, wiederum an dem Clarissinnenkloster vorüber, zurück in die

### Kapuzinervorstadt.

Dieselbe umfasste 66 Häuser, darunter finden wir einige bekannte Namen, so Perles (Nr. 11), Malič (Nr. 16 u. 34), Luckmann (Nr. 40), Pauschin (Nr. 49) und Primiz (Nr. 50). Die bedeutendsten Baulichkeiten waren da: das Theater und das Kapuzinerkloster mit der **Kapuzinerkirche**.

Sie stand in der Süd-Ostecke der Sternallee und wurde im Jahre 1819 abgetragen. <sup>1)</sup> Mit ihr verbunden war das Kapuzinerkloster, das den ganzen gegen die Theatergasse zu gelegenen Theil der Sternallee fast bis zum Radetzky-Denkmal einnahm. Die übrige Sternallee diente als Klostergarten, der einst (bis zum Ende des 16. Jahrhunderts) zur Burg gehörte, von Erzherzog Ferdinand II., jedoch zur Errichtung eines Kapuzinerklosters gewidmet wurde. Der fromme Fürst erlebte jedoch den Beginn des Baues nicht mehr. Der Grundstein wurde erst im Jahre 1607 vom Bischof Thomas Chrönn gelegt und die Kirche am 7. September 1608 eingeweiht. Zu dieser Einweihung sollen bei 500 Fahnen aus Steiermark, Kärnthen und Krain und gegen 20.000 Menschen herbeigeströmt sein. Die dem hl. Johannes geweihte Kirche besass im grossen Altar „ein unvergleichlich schönes Bild von der künstlerischen Hand des berühmten Malers Palma.“ <sup>2)</sup>

Kaiser Josef II., der bekanntlich viele ihm entbehrlich scheinende Mönchsorden aufgehoben, liess die Patres Capucini gewähren und verschonte sie mit seinem Aufhebungsdecrete. Es kamen aber die Franzosen, und im Jahre 1810 mussten die Kapuziner aus dem Kloster weichen und giengen,

<sup>1)</sup> Magistratsacten dieses Jahres.

<sup>2)</sup> Valvasor, XI. pag. 695.

wohin eben jemand konnte, nach Bischoflack, Stein und Gurkfeld. Die Kirche änderten die Franzosen zu einem Pferdestalle und einem Magazine für verschiedene Kriegsbedürfnisse um, das Kloster aber adaptierten sie zu einer Kaserne. Dabei blieb es, bis die Oesterreicher wieder Herren von Laibach wurden.

Die Regierung begann sich mit der Frage zu befassen, was mit der Kirche und dem Kloster zu thun sei, nachdem sich die Kapuziner nach allen Windrichtungen zerstreut hatten. Sollte man sie wieder zurückberufen und ihnen das vernachlässigte und fast gänzlich verfallene Gebäude wieder aufbauen? Von den Franzosen wurde nämlich der Orden nicht aufgehoben, sondern sie befahlen ihm nur, das Kloster zu räumen. Die Brüder durften alle ihre Habseligkeiten mitnehmen. Die Erhaltung des Klosters fiel der Stadt, sowohl zur Zeit der Franzosen, als auch später bis zum August des Jahres 1814 zur Last.

Die österreichische Regierung fand natürlich das Kloster vollkommen ausgeleert, die Mauern zerfallen, das Dach im diroutesten Zustande. Wohin waren die kirchlichen Kostbarkeiten, wohin das Vermögen des Klosters verschwunden? Diese Frage konnte ihr niemand beantworten. Nach langem Suchen kam sie endlich einem alten Herrn, dem Dr. Valenčić, auf die Spur, von dem man ihr hinterbrachte, dass er der letzte Vorsteher des Klosters gewesen und dass sich in seinem Besitze wahrscheinlich auch die zwei Centner schwere Glocke der Kapuzinerkirche befinden dürfte.

Den Gedanken an eine Restaurierung des Klosters und der Kirche gab die österreichische Regierung bald auf und verwendete diese Baulichkeiten zur Bergung von Kriegsutensilien. Das Militär-Transportsammelhaus besass im Kloster im ersten Stockwerke fünf Zimmer für die Transportmannschaft, zu ebener Erde ein Wachtzimmer für Arrestanten, eine Brodkammer und zwei kleine Zimmer für die kommandierte Mannschaft. Das Artilleriekommando nahm zwei Kammern für sich in Beschlag; in der einen deponierte es 50, in der anderen 300 Stück Felgen; 50.000 Stück Kugeln und

Granaten und acht unbrauchbare Kanonen wurden an einem mit Planken umfriedeten Punkte des Klostergartens untergebracht. Die Kirche aber benützte das Verpflegsmagazin als Heudepot für 1000 Centner Heu; übrigens konnte die Kirche 1500 Centner Heu fassen,')

Nach langem Hin- und Hergrübeln, was mit dem Kloster zu thun sei, entschloss sich die Regierung, dasselbe sammt der Kirche und dem Garten zu verkaufen. Zu dem Zwecke wurde auf den 19. März 1815 eine Tagsatzung in der Kreisamtskanzlei angeordnet. Da setzte man fest, dass das Heu nach Bežjigrad überführt und das Kloster licitando hintangegeben werden solle. Zugleich gab man dem Messner von St. Christoph, einem gewissen Peterca, den Auftrag, die Gebeine der in der Kirche Ruhenden nach St. Christoph zu transportieren. Er belud damit 16 Wagen.

Auf den 10. Februar 1817 wurde endlich die Licitation anberaumt. Das Terrain wurde in acht Parzellen abgetheilt, ausgenommen wurde nur der zur Erweiterung der Strasse nöthige Grund von 473 □klaftern. Die erste Parzelle von 809 □klaftern wurde auf 404 fl. 30 kr., die zweite von 473 □klaftern auf 236 fl. 30 kr., die dritte von 763 □klaftern auf 381 fl., die vierte von 351 □klaftern auf 175 fl. 45 kr., die fünfte von 335 □klaftern auf 167 fl., die sechste von 256 □klaftern auf 128 fl., die siebente von 365 □klaftern auf 182 fl. 45 kr. und die achte von 473 □klaftern auf 263 fl. 30 kr. geschätzt. Diese Schätzung, nach welcher die □klafter auf nur 50 kr. zu stehen kam, ist jedenfalls eine niedrige zu nennen.

Die Licitations-Bedingungen setzten fest, dass die Ersterer die erstandenen Grundtheile keineswegs als Gärten benutzen dürfen, sondern sich bei Verlust ihres Eigenthumsrechtes und des Kaufschillings verpflichten mussten, sie längstens binnen vier Jahren mit gemauerten und mit Ziegeln gedeckten Häusern nach der ihnen von

---

1) Fasc. 17.

der Polizei-Bau- und Feuerlösch-Commission vorgeschriebenen Art und Weise zu verbauen. Gerade diese Bedingungen aber dämpften die Kauflust der Laibacher derart, dass nur zwei Parzellen um den Schätzungspreis an Mann gebracht wurden.

Da somit der beabsichtigte Zweck nicht erreicht wurde, so erstattete man sowohl den beiden Ersteren, als auch den Mitlicitierenden das erlegte Vadium schon nach beendeter Licitation. Man schlug nun einen anderen Weg ein, alle Parzellen zusammen zu verkaufen, was auch gelang. Um 1950 fl. erstanden Anton Rudolf und seine Compagnie: Dr. Georg Zweyer, Andreas Malitsch, Kaspar Kandusch, Franz Hoinigg, Josef Seunig und Michael Reinisch corporativ das ganze Terrain.

Am 17. Februar desselben Jahres wurden die Gebäude versteigert. Die Kirche und die drei anstossenden Gebäude-Antheile wurden auf 896 fl. 12 kr. geschätzt, der erste Tract des Klosters auf 850 fl. 21 kr., der mittlere auf 288 fl. 15 kr. und die Garten-Umfassungsmauer auf 476 fl. Die Er-käufer waren verpflichtet, innerhalb vier Monate alles zu demolieren und den Schutt so wegschaffen zu lassen, dass alles planiert würde und der Platz zur Erbauung von Gebäuden geeignet wäre. Es war ihnen auch gestattet, die Grundmauer der Gebäude und der Gartenmauer auszugraben, dagegen aber wurde ihnen zur Pflicht gemacht, die dadurch entstandenen Gruben und Vertiefungen auf ihre Kosten zu verschütten. Weiter hatten die Käufer dafür zu sorgen, dass der in der Mitte des Klosterhofes stehende und künftig für die Stadtbewohner freibleibende Ziehbrunnen bei der Demolierung der Gebäude weder verschüttet, noch das an demselben befindliche Dach beschädigt werde. Für alle Beschädigungen hatten die Käufer in solido zu haften.

Für die Kirche und den ersten Theil bot der Kaufmann Alborghetti den Schätzungspreis, während ein gewisser Pessiack das Uebrige erstand. Der Religionsfond verzeichnete für die Klosterbaulichkeiten eine Einnahme von 2512 fl. 36 kr. Alborghetti bat, mit der Demolierung sogleich anfangen zu dürfen, „weil die Leute nichts zu thun haben“; dazu waren

die Armen und die Fuhrleute in dieser Zeit leichter zu bekommen.

Auch den für die Erweiterung der Strassen nöthigen Grund musste der Magistrat käuflich an sich bringen. Dieses und das Dominium directum verursachte ihm eine Ausgabe von 847 fl. 37  $\frac{1}{2}$  kr. Der Strassenerweiterung aber stand ein kleines Häuschen mit der Hausnummer 36 in der Kapuziner-vorstadt im Wege. Es gehörte einem Bauer aus Kletsche. Auch dieses Haus musste der Magistrat kaufen, das oberwähnte Consortium aber verpflichtete sich, es auf eigene Unkosten zu demolieren und überdies dem Magistrate 766 Quadratklafter des von ihm erstandenen Klostergartens abzutreten, wenn er ihm das ganze Material des zu demolierenden Häuschens überlasse. Am 22. October 1817 gieng der Magistrat in diesen Vorschlag ein.

Den Licitationsbedingungen zufolge hätten die Ersterher des Klostergartens im Laufe von vier Jahren letztern mit feuersicheren Gebäuden verbauen müssen. Das Jahr 1821 nahte jedoch schon, ohne dass nur die kleinste Baulichkeit auf dem ehemaligen Klostergrunde errichtet worden wäre. Ja, er war nicht einmal planiert, sondern völlig durchwühlt und mit Schutt angefüllt. Um nun das Geld nicht zu verlieren, entschlossen sich die Eigenthümer, den Baugrund dem Magistrate gegen 1950 fl. und unter der Bedingung ins Eigenthum zu überlassen, dass er darauf keine Privatgebäude errichte, sondern ihn zu einem öffentlichen Garten widme.

Ueber diesen Antrag berichtete der Magistrat an das Bau-Inspectorat. Er erhielt die Weisung, die Eigenthümer vorzuladen und sie aufzufordern, den Klostergarten gegen eine Summe von 1000 fl., jedoch ohne jede Bedingung, zur Disposition zu stellen. Zugleich sollten dieselben darüber belehrt werden, dass es ihnen gar nicht zustehe, gegen die allerhöchst ausgesprochenen Bestimmungen, gemäss welcher dieser Platz damals zu Privatgebäuden bestimmt war und ausdrücklich weder als Garten noch als öffentlicher Platz benützt werden sollte, auf solche dem allerhöchsten Befehle widersprechende Bedingnisse anzutragen, da ihnen der Bau-

grund ja nur unter den angedeuteten Verbindlichkeiten verkauft wurde. (23. Sept 1820).

Die Eigenthümer der jetzigen Sternallee sträubten sich natürlich dagegen und trugen vor, dass nicht sie, sondern das Bau-Inspectorat die Schuld treffe, dass der Klostergarten noch nicht verbaut wurde, denn dasselbe zog den im Jahre 1817 bei der Licitation vorgelegten Bauplan zurück, ohne später einen neuen herausgegeben zu haben. Allein die genannte Behörde wies ihnen nach, dass dies nur Ausflüchte seien, um den Kaufschilling nicht zu verlieren. Doch musste auch sie theilweise daran einige Schuld getragen haben, denn obwohl sich der Streit noch einige Jahre hinzog, so wagte sie es doch nicht, gestützt auf die Licitationsbedingungen, energisch gegen die Eigenthümer aufzutreten.

Zum Glücke wurde Laibach damals zu einem Congressorte ausersehen, sonst hätte es vielleicht nie eine **Sternallee!** Dass man sie verbaut hätte, dazu gab es keine Zeit mehr. In der Eile liess der Magistrat im Jahre 1821 die Schutt- und Erdhaufen entfernen, die Gräben verschütten und den Garten mit Fusswegen durchkreuzen. In einem so verwahrlosten Zustande, wie er war, konnte er ihn schon deshalb nicht belassen, weil der Kaiser während der Dauer des Congresses in der Burg wohnen sollte. Während der Anwesenheit des Kaisers diente der Garten zur „Militärschau“, und als die höchsten und hohen Congressmitglieder Laibach verliessen, begann man einzusehen, dass der ehemalige Klostergarten eine der schönsten Zierden Laibachs werden könnte. Im Jahre 1823 nannte man ihn schon Congressplatz. Am 8. Jänner 1824 wurde der Beschluss gefasst, denselben mit Bäumen zu bepflanzen, und am 18. Februar verfügte sich eine Besichtigungs-Commission an Ort und Stelle, um das Nöthige vorzukehren. Damals befand sich der Garten noch im Besitze jenes Consortiums. Dasselbe wurde bei dieser Gelegenheit noch einmal aufgefordert, den Congressplatz gegen 1000 fl. abzutreten. Jetzt, nachdem es bekannt war, dass man den Garten öffentlichen Zwecken widmen werde und gewissermassen eben gewidmet habe, konnten die Eigen-

thümer mit einer grösseren Aussicht auf Erfolg bei ihren Bedingungen verharren. Sie forderten 1950 fl., also ihren eigenen erlegten Kaufschilling, versprachen aber, dass sie vielleicht für die Morastaustrocknung 300 fl. geben werden.

Wie man schliesslich übereinkam, kann ich nicht sagen. Der Bepflanzung des Congressplatzes oder der Sternallee stand nun nichts mehr im Wege, und wurden zu dem Zwecke 808 fl. 44 kr. präliminiert, welche Summe jedoch, wie es bei solchen Unternehmungen gewöhnlich zu geschehen pflegt, später auf 855 fl. 33 kr. stieg.

Den Brunnen auf dem Congressplatze beabsichtigte man architektonisch auszusmücken und wurde zu dem Zwecke ein schöner Plan ausgearbeitet, der sich im städtischen Archive befindet. Der Steinmetz Toman verpflichtete sich, einen solchen steinernen Brunnen um 889 fl. herzustellen; man gieng jedoch wahrscheinlich um des Kostenpunktes willen davon ab, und es dürfte vielleicht am Platze sein, wenn der jetzige Gemeinderath diesen Gedanken wieder aufnehmen würde.

Den beiden Umständen, dass es den Erstehern der jetzigen Sternallee an Geld oder Unternehmungsgeist mangelte, vorzüglich aber, dass im Jahre 1821 in Laibach der Congress tagte, hat Laibach einen Spazierort zu verdanken, um welchen es von so mancher grösseren Stadt beneidet wird.

Von der einst in der jetzigen Sternallee gestandenen Capuziner-Kirche aus gieng die berühmte **Charfreitagsprocession**. Gestiftet wurde sie im Jahre 1598 von der Bruderschaft der Laibacher Kaufleute Redemptoris mundi anlässlich einer Pest, die in ganz Krain wüthete und besonders in Laibach viele Opfer forderte. Vorläufig verpflichtete sich die Bruderschaft nur einen Altar in der Domkirche zu bauen, was im Jahre 1601 auch thatsächlich geschah; ausserdem wurde aber auch schon eine „Charfreitags-Procession mit Vorstellung des bitteren Leidens und Sterbens unseres Erlösers“ angelobt. Solange die nöthigen Gelder jedoch nicht gesammelt waren, konnte man an die Verwirklichung dieses Planes nicht denken. Die Procession ermöglichte erst das Legat eines frommen Bürgers, eines gewissen Troppenau. Am 24. März 1617 gieng sie „zum grossen Troste der christlichen

Seelen das erstemal aus der Kapuzinerkirche durch die ganze Stadt,“ <sup>1)</sup> von den Kapuzinern durch die Herrengasse, über den Neuen Markt, die Schustergasse, Schusterbrücke auf den St. Jakobsplatz, von da zurück über den Alten Markt und den Hauptplatz zu den Franciscanern (dem jetzigen Gymnasium), hier kehrte sie um und bewegte sich durch die Spital- und Theatergasse wiederum zurück in das Kapuzinerkloster. Anfangs wurde Christus von Personen des hohen Adels, später von gedungenen Leuten vorgestellt; Juden stellten anfänglich Krakauer und Tirnauer vor, später aber auch nur gedungene Leute. (Dimitz IV. 50.)

Diesen Umgang anzusehen, kamen Leute von weit und breit zusammengeströmt. Die Fremden äusserten sich, dass sie nirgends eine so schöne, andächtige und lange Procession gesehen hätten. Der Umgang geschah in der Nacht bei Windlichtern und Fakelschein, wobei das ganze Leiden Christi, daneben aber auch Scenen aus dem alten und neuen Testamente dargestellt wurden, „welches alles theils getragen, theils geführt, theils aber gehend zu Fuss oder reitend zu Pferde denen andächtigen Zuschauern gezeigt wurde. Bei diesem Umgange fanden sich auch viele Eremiten, Büsser und Geissler (Disciplinanten und Flagellanten) und viele, welche grosse Kreuze trugen, ein.“ <sup>2)</sup> Der die Procession führende Geistliche trug ein Stück vom heil. Kreuze, auf dem Christus gestorben war. <sup>3)</sup> Im Besitze eines solchen Kleinodes befanden sich in Laibach zwei Kirchen, die Discalceaten und die deutsche Ritterordenskirche. <sup>4)</sup>

Im Laufe der Zeit vergass jedoch die Bruderschaft Redemptoris fast vollständig ihrer Mitwirkung bei der Procession. Irgend einmal verpflichteten sich nämlich die Kapuziner, alles zur Inscenesetzung der Procession Nöthige selbst zu besorgen. Die Bruderschaft brauchte nur alljährlich im Beginn der Fastenzeit durch zwei ihrer Mitglieder darum zu

<sup>1)</sup> Fasc. 73.

<sup>2)</sup> Valvasor, l. c.

<sup>3)</sup> Fasc. 73.

<sup>4)</sup> Neuer Instanzkalender de anno 1781.

bitten. Dadurch hürdeten sich jedoch die Kapuziner eine grosse Last auf und stürzten sich in viele unnöthigen Kosten. Deshalb wurde auf einer Versammlung der Vorsteher des Kapuzinerordens in Cilli im Jahre 1681 der Beschluss gefasst, der Bruderschaft das bisherige Verhältniss zu kündigen und ihr die Schlüssel zu ihren bei der Procession benötigten und wahrscheinlich im Kapuzinerkloster aufgehobenen Geräthschaften einzuhändigen. „Eine so grossartige und berühmte Procession, von der die Fremden sagen, dass sich mit ihr keine im ganzen deutschen Reiche messen könne,“ behaupteten die Kapuziner, „sei doch unmöglich mit so geringen Einkünften zu bestreiten. Die Bruderschaft steuerte wohl dann und wann einiges, manchmal sogar bis 100 Thaler aus eigenem bei. Doch mussten die Kapuziner jedesmal darum bittlich einkommen, was einem Orden doch nicht wohl anstehe. Uebrigens sei ihnen auch an der Procession nicht viel gelegen.“ — Weiter stiessen sich die Patres auch daran, dass die ausschliesslich für die Procession bestimmten Anzüge von den Darstellern auch an gewöhnlichen Tagen getragen wurden. Die allernächste Veranlassung zur Kündigung scheint aber der Umstand gegeben zu haben, dass sich die Mitglieder der Bruderschaft das heilige Grab herumzutragen weigerten und sich dessen zu schämen begannen. „Früher,“ sagten die Kapuziner, „bewarben sich die angesehensten Bürger um diese Ehre“ und sie verwiesen auf die Stadtväter, die noch zu jener Zeit das heilige Grab bei den Jesuiten herumzutragen pflegten.<sup>1)</sup> Es scheint also solche Charfreitagsprocessionen in Laibach mehrere gegeben zu haben.

Aus diesen und ähnlichen Gründen begaben sich die Kapuziner der Mitwirkung an der Charfreitagsprocession. Die Bruderschaft, der es allem Anscheine nach viel daran gelegen war, dass die Procession gerade von den Kapuzinern geführt werde, verschrieben Patres dieses Ordens aus weiter Ferne, aus Petrinja.

Im Laufe der Zeit schlichen sich in die Ceremonien der Charfreitagsprocession, die NB. in der Nacht vor sich

<sup>1)</sup> „Mittheil. 1859, pag. 92.

gieng, so manche Missbräuche ein. Auf Veranlassung des damaligen Bischofs Grafen Carl v. Herberstein, gelangte am 22. October 1773 von der Kaiserin an den Magistrat der Befehl herab, die Procession einzustellen und der Hofstelle bekannt zu geben, ob ähnliche Charfreitagsprocessionen auch noch sonst wo im Lande abgehalten werden. Die Stadtväter, besonders aber die Bruderschaft, wurden durch dieses Verbot auf das Unangenehmste berührt; sie schrieben an die Kaiserin, dass sie nicht ohne Schreck daran denken können, dass diese von ihren andächtigen Urahnen und Mitbrüdern der Laibacher Bürgerschaft gestiftete und mit Erlaubnis des damaligen Bischofs von Laibach und aller seiner Nachfolger gehaltene Procession vollständig aufgehoben werde. Sie fürchteten, es könnte Gott wieder eine ähnliche Strafe schicken, der eben die Charfreitagsprocession ihren Ursprung zu verdanken hatte. (22. October 1773.)

Aus der Rechnung, die infolge Aufforderung des Magistrates von der Bruderschaft gelegt wurde, erfahren wir einige Details über diese Procession.

Das Capital betrug damals 2750 fl. und warf 110 fl. Zinsen ab. Allein diese 110 fl. genügten nur selten und die Bruderschaft musste im Jahre 1773 noch 47 fl. 45<sup>1</sup>/<sub>2</sub> kr. aus eigenem beisteuern. Für die Leinwand, für die Kreuzzieher, Anschaffung von neuen und Ausbesserung der alten Kutten, für Papier, Farbwaren, Unschlittkerzen, Baumöl zur Beleuchtung des heiligen Grabes, für Figuren, Latten und Bretter, oder was sonst von Holz nöthig war, wurden 34 fl. 45 kr. ausgeworfen, für Windlichter und Kerzen 74 fl. 10 kr.

An der Procession nahmen alle Zünfte unter ihren Fahnen theil; die Kerzen musste ihnen aber die Bruderschaft Redemptoris aus eigenem beistellen. Sie kosteten 10 fl. — Die Arbeiter tranken 100 Mass Wein, die 15 fl. kosteten und verzehrten um 2 fl. 50 kr. Brod. Daneben belief sich aber die Rechnung des Zimmermanns noch auf 11 fl. 54 kr. Ebensoviele verdienten die Maler; die Schneider 5 fl. 6 kr., die Papierpapper ebenfalls 5 fl. 6 kr. Die Herren Petrinianer, welche die Procession begleiteten, entschädigte die Bruder-

schaft mit 2 fl., der gleiche Betrag wurde den Musikanten und den landschaftlichen Trompetern ausbezahlt. Der Messner von St. Nicolai erhielt ein Geschenk von einem Gulden. — Diese und noch einige andere Auslagen erreichten die Summe von 167 fl. 45  $\frac{1}{2}$  kr.

Am 22. October 1773 stellte die Regierung die Procession endgiltig ein und befahl dem Magistrate, in der Fastenzeit des folgenden Jahres durch Trommelschlag in der ganzen Stadt zu verkünden und diese Kundmachung auch an alle Stadthore anzuschlagen, dass die Charfreitagsprocession ein für allemal aufgehoben sei. Das Publicum müsse davon verständigt und ihm die irrige Meinung benommen werden, als ob es bisher ein gottgefälliges Werk verrichtet habe. Diejenigen, die am Charfreitage verkleidet oder als Kreuzzieher und Disciplinanten angetroffen werden, sollen strenge bestraft werden.

Die Bruderschaft machte zwar Gegenvorstellungen, bat und drohete, allein die Regierung verhielt sich allen ihren Enunciationen gegenüber taub. Sie erledigte ihr Gesuch mit der Aufforderung, einen Vorschlag zu machen, wie die Interessen der Stiftung verwendet werden sollen.

In dieser Verlegenheit wendete sich die Bruderschaft an den Bischof mit der Bitte, ihr bekannt zu geben, unter welchen Bedingungen die Procession noch weiter bestehen könnte. Der Bischof antwortete ihr zwar, befriedigte sie jedoch mit seiner Antwort nicht im mindesten, denn er verlangte die Abschaffung aller Possenreisser, Kreuzzieher und Flagellanten. Also gerade das, weshalb die Procession der Bruderschaft so ans Herz gewachsen war, das Spectakel wollte der Bischof abgestellt wissen. Missmuthig trat die Bruderschaft zusammen, um über die Antwort und die Forderungen des Bischofs zu berathen. Dieser wollte die Procession, die jedoch bei Tage abgehalten werden sollte, selbst führen und dabei das Partikel des heil. Kreuzes unter einem schwarzen Baldachin in Begleitung zweier Leviten tragen. Da aber ein Baldachin bishin bei der Bruderschaft nicht vorhanden war, so verlangte der Bischof, dass ein solcher angeschafft werde. Das ganze

Capitel, sowie auch die Welt- und Ordensgeistlichkeit neben den Bruderschaften und Zünften sollte sich betheiligen; bei jedem, der Geistlichkeit und den Bruderschaften vorgetragenen Kreuze sollen sich zwei Fackelträger befinden. Auch das heil-Grab wollte der Bischof noch beibehalten wissen und zwar in Begleitung der gewöhnlichen 6 Windlichträger, worauf die landschaftlichen Trompeter „mit ihren Sardindeln“ und die Musikanten folgen sollten. Die Bruderschaft könne in ihrer gewöhnlichen früheren Kleidung erscheinen, müsse aber zwei Mitglieder bestellen, welche die Ordnung aufrecht erhalten sollten, „auch dass man nicht bemüsstig wäre hin und wieder auf der Gasse stehen zu bleiben.“ Der Rosenkranz müsste laut gebetet, von der Geistlichkeit aber das Miserere gesungen werden. „Alle übrigen Schaubühnen, Figuren, Statuen, Kreuziger, Disciplinanten, Soldaten und andere unaufbauliche Vorstellungen aber sollten von nun an auf alle Zeiten abgeschafft werden.“

Die Bruderschaft, die diese Angelegenheit berieth, fand, dass die Procession nach dem Wunsche des Bischofs nicht abgehalten werden könne. Die Unkosten würden das dreifache der Einkünfte der Stiftung übersteigen und — was wohl die Hauptsache war — die Procession würde ihren ursprünglichen Charakter einbüßen. Die Bruderschaft versuchte zu retten, was zu retten war und verlangte, der Bischof solle das Allerheiligste unter einem Flor tragen, wie es in Italien der Brauch war. Die Bruderschaft würde alsdann alles aufbieten, um einen Baldachin anzuschaffen; sie wolle aber einen solchen nicht tragen, wenn das Allerheiligste nicht mitgehe. Sie war auch damit nicht einverstanden, dass sie die Sorge für die Aufrechthaltung der Ordnung übernehmen solle. Der Bischof antwortete auf ihre Vorstellungen sehr energisch, er lasse sich von ihr nichts befehlen. Es sei gegen alle kirchlichen Regeln, dass das Allerheiligste unter einem Flor getragen werde. Er wisse es, dass es im Welschlande geschehe, es sei jedoch keineswegs Regel und kirchliche Vorschrift. <sup>1)</sup>

---

<sup>1)</sup> Fasc. 73.

Nach der Zurückweisung aller ihrer Wünsche, musste sich die Bruderschaft in das Unvermeidliche fügen. Eine zeitlang wurde die Procession noch in dieser neuen Form abgehalten, bis sie endlich unter der Regierung des Kaiser Joseph II. gänzlich aufgehoben wurde.

Der Kapuzinerkirche gegenüber lag **das Theater**.

Dasselbe wurde im Jahre 1765 zur erwarteten aber nicht erfolgten Ankunft des Kaiser Joseph II. vom landschaftlichen Baumeister Lorenz Prager, innerhalb 6 Monate aus vier rohen Wänden der damaligen Reitschule umgebaut und hatte anfänglich 50 Logen;<sup>1)</sup> eine davon gehörte dem Magistrate und wurde von dessen Mitgliedern benützt. Wer jedoch darauf Anspruch hatte und in welcher Reihenfolge sie von den Rathsherren frequentiert wurde, können wir nicht sagen. Die Loge schenkten die Stände den Stadtvätern aus Anerkennung dafür, dass sie die Stände mit dem zum Theaterbau nöthigen Holze um einen niedrigeren Preis versorgten. Die Decorierung und Ausstattung der Loge musste aber selbstverständlich seitens des Magistrates selbst geschehen.

Nicht lange erfreuten sich jedoch die Stadtväter dieser Vergünstigung. Ihre üble Wirtschaft erregte das Missfallen der glorreichen Kaiserin Maria Theresia in so hohem Grade, dass sie dieselben dem Kreisamte als ihrer wirtschaftlichen Aufsichtsbehörde unterstellte. Diesem erschien es vortheilhaft, alle städtischen Gründe, Wälder, Wiesen, Häuser und andere Immobilien, die im Grunde genommen nur zur Bereicherung der Rathsherren dienten, verkaufeu zu lassen. Darunter befand sich auch die Loge. Der Magistrat erhob dagegen die lebhafteste Einsprache, die jedoch erfolglos verhallte. Die Loge wurde licitando um 501 fl. verkauft und das Geld in die landschaftliche Cassa gelegt. Jetzt verlangte der Magistrat wenigstens die Zurückgabe dieser Summe, denn sie gehöre, weil für ein städtisches Object eingenommen, doch ohne Frage der Stadtcassa. Allein auch diesem Begehren gab das

---

<sup>1)</sup> Costa, Reiseerinnerungen 82.

Kreisamt nicht statt und das Geld blieb für die Stadt für immer verloren.

Vor der Adaptierung der Reitschule zum Theater, also vor dem Jahre 1765 gab man dramatische und musikalische Vorstellungen an drei Orten. Das älteste Theaterlocale war ein kleines Zimmer auf dem Rathhause. Deutsche Comödianten kamen oft nach Laibach und gaben auf dem Rathhause Vorstellungen, so z. B. im Jahre 1709. Das Laibacher Publicum scheint sehr schaulustig gewesen zu sein, denn die Comödianten blieben in der Stadt länger, als es dem Bischof angenehm sein mochte. Im Jahre 1730 beschwerte sich dieser bei Hofe, dass gewisse ausländische Comödianten ihre öffentlichen Spiele im Fasching 1730 und auch schon vorhin gehalten, und sie in der Fastenzeit des Jahres 1730 unter dem Deckmantel, als seien es geistliche Spiele, fortsetzten. Das Volk nehme Aergernis daran. Der Bischof habe durch seinen Generalvicar dem Vicedom, als dem Chef der Behörde, welcher der Magistrat unterstand, die Ungebür bereits vorgestellt, darauf aber eine ungereimte und scandalöse Antwort erhalten, daher wolle er nicht ermangeln, zur Wahrung seines Gewissens diese niemals übliche Gestattung dem Hofe anzuzeigen.

Der Vicedom vertheidigte sich, dass diese Comödien vor 3 Jahren zu Graz und vor 2 Jahren zu Salzburg, also in einer geistlichen Stadt in der Fastenzeit produciert worden und zwar durch die nämlichen Comödianten. Dem Generalvicar habe er nur gesagt, die Comödien werden allezeit nach dem Gottesdienste gespielt, wozu grösstentheils der Adel erscheint. „In der Wahrheit,“ fuhr er fort, „bin ich bei allen vier Comödien zugegen gewesen, welche ganz auferbaulich und geistreich dargestellt, auch mehr einem Oratorio als einer Comödie verglichen werden können.“<sup>1)</sup>

Das Entrée auf dem Rathhause betrug 17, 7 und 3 kr., wovon die Plätze „Siebzehner-, Siebner- und Groschenplätze“ hiessen.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> „Mittheil. 1863, pag. 16.

<sup>2)</sup> Fasc. 10.

Ein zweiter Ort, wo man Schauspielen beiwohnen konnte, war das Jesuitencollegium. Dazu hatten aber wahrscheinlich nur die Adelligen Zutritt. Für diese Vorstellungen scheinen die Jesuiten von der Landschaft eine contractmässige Unterstützung genossen zu haben, die sich um das Jahr 1740 auf 100 fl. für 3 Jahre belief. <sup>1)</sup>

Die Oper und die Operette erfreute sich seitens des Adels einer ganz besonderen Pflege. Vor der Erbauung des Theaters gab man solche im Landhause. 1765 wurden hier 13 Oper und 8 Comödien gegeben. <sup>2)</sup> Wie auf dem Rathhause gestattete man auch hier verschiedenen Künstlern sich zu produzieren. Im Jahre 1758 kündigte ein holländischer „Kunstbauer“ wissenschaftliche und mechanische Kunststücke an. Die Betheiligung des Publicums war aber keine besonders rege und selbst von den Erschienenen bequerten sich nur 43 Personen zur Entrichtung des Entrées, „während sich die übrigen hiezu nicht fügen wollten.“ Vom Magistrate erhielt der Künstler bei seinem Abzuge ein Decret, „damit er es bei Gelegenheit auch in anderen Städten zeigen könne.“ <sup>3)</sup>

Die ältesten bekannten und nennenswerthen Theaterunternehmer waren in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Georg Wilhelm, welcher nicht nur ein Schauspiel, sondern auch Opern und ein Ballet unterhielt, und Friedel, der von hier nach Wien zog und daselbst im Stahrenberg'schen Hause auf der Wieden ein Theater errichtete. <sup>4)</sup>

Interessant ist ein im Stadtarchive erhaltener Schauspielercontract aus dem Jahre 1792. Dagegen dass sich der Schauspieler Wondraschka verpflichtete „in Schauspielen und Opern alle Rollen anzunehmen, sehr gut zu studieren und zu spielen, als auch in Balleten zu figurieren,“ versprach ihm der Director vom Tage seiner Abreise aus Brünn eine wöchentliche Gage von sechs Gulden, jedoch nur dann, wann gespielt werden wird, sonst die Hälfte. Gibt der Director aus freiem Antriebe der

<sup>1)</sup> Landtagsprot. Bd. 47. Fol. 346.

<sup>2)</sup> Fasc. 208—209.

<sup>3)</sup> Fasc. 208—209.

<sup>4)</sup> Costa, Reiseerinnerungen, p. 33.

ganzen Gesellschaft eine freie Einnahme, so participiert daran auch Wondraschka.

Wondraschka aber sagte die Laibacher Luft nicht zu, er brannte durch und nahm mit: 2 Paar alte Schuhe, eine roth und schwarz gestickte Weste, 2 Paar Lederhandschuhe, 2 Paar Strümpfe, 2 Paar ordinäre Schuhschnallen, einen granatfarbenen Capot, einen Haarbeutel, ein Barbiermesser und ein Brenneisen. <sup>1)</sup> Diese Effecten dürften seine ganze Garderobe ausgemacht haben. Er hinterliess in Laibach viele Schulden und nahm auch von einem Uhrmacher eine „dombakene“ grosse Sackuhr mit, ohne sie bezahlt zu haben.

### 5.) Die Gradischa -Vorstadt.

Unsere Nachrichten werden um so mangelhafter, je mehr wir uns vom Centrum der Stadt entfernen. Dazu kommt noch, dass die Gradischa-Vorstadt zum grösstentheil, die heutigen Vorstädte Krakau und Tirnau, die aber im Range von Dörfern standen, vollständig sich im Besitze der deutschen Ritter-Commenda befanden. Deshalb haben sich im städtischen Archive über die Gradischa-Vorstadt nur wenige, über die Krakauer und Tirnauer jedoch fast gar keine Nachrichten erhalten, so dass wir uns hinsichtlich derselben nur auf die Nennung ihrer Namen beschränken müssen.

Die **Gradischa-Vorstadt**, auch **Weiberthal** und **Burgstall** genannt, zählte 83 elende, grösstentheils hölzerne mit Brettern und Stroh gedeckte Häuser. In Bezug auf die Sauberkeit glich sie den anderen Vorstädten, denn an einem Punkte derselben befand sich z. B. eine so grosse Lacke, dass bei starken Regengüssen kleine Rinder Gefahr liefen, darin zu ertrinken. <sup>2)</sup> Die Erinnerung daran scheint noch jetzt in der Bezeichnung „na luži“ zu leben.

Interessant aber ist es zu erfahren, dass es Patidenhäuser (siehe pag. 126) auch ausserhalb der Ringmauer Laibachs gab. Ein solches war das Haus eines gewissen

<sup>1)</sup> Fasc. 197.

<sup>2)</sup> Fasc. 140.

Daniel Erberg, der es 1743 an die krainischen Stände verkaufte. Diese bestimmten es zu einem **Ballhause**, das bis zur neuen Steuerrectification im 1754 steuer- und contributionsfrei geblieben war und jährlich nur einen Kreuzer zahlte. In der Folge aber, wahrscheinlich seit der Erbauung des Redoutensaales, wurde das Ballhaus aufgelassen. 1781 war es schon landschaftlicher Getreidekasten. 1)

Es gab jedoch noch ein älteres Ballhaus, das aber seit 1714 nicht mehr existierte. Es fiel, als man die Ursulinerinnenkirche zu bauen begann. Nach Costa's Vermuthungen stand es an der Stelle der heutigen Mädchen-Volksschule bei den Ursulinerinnen.

Die **Ursulinerinnenkirche** ist nach Costa's Urtheil in Bezug auf die Architectur unstreitig die schönste Kirche Laibachs. Seinen „Reiseerinnerungen aus Krain“ zufolge, die sonst vollkommen verlässlich sind, liess der Handelsmann und krainische Landstand Jacob v. Schellenburg, nach dem auch die an der Kirche vorüberführende Gasse den Namen erhalten, die Kirche und das Kloster aufbauen, indem er 1706 zu dem Zwecke die Gärten des Fürsten Ferdinand v. Auersperg und des Fürsten v. Eggenberg und 1710 den Fabianschitsch'schen Garten und dessen Häuser ankaufte. Im März 1713 wurde der Grundstein zum Klostergebäude, im Juli 1718 zur Kirche gelegt; feierlichst consecriert wurde die Kirche erst 1747 vom Fürstbischof Grafen Attems; vollendet aber war der Bau der schönen Kirche erst 1748. Die Gesamtkosten beliefen sich auf 93.547 fl.<sup>2)</sup>

Im Fasc. 234—243 fand ich jedoch eine zum theil davon abweichende officiële Nachricht, die vom Magistrate selbst herrührt. Derselbe erzählt: „Jacob von und zu Schellenburg hat 1714 mehrere Gärten und Häuser aufgekauft, dafür 24.000 fl. ausgegeben und sothanen Grund und Boden nochmals der genannten Societät (der Ursulinerinnen) mit der Verbindlichkeit zu ihrem Collegium überlassen, dass dafür zu ewi-

1) Fasc. 2

2) Costa Reiseerinnerungen.

gen Weltzeiten 12 unbemittelte Töchter vom adeligen und bürgerlichen Stande angekleidet und mit allen Erfordernissen versehen werden sollen. Es hat aber der selige Stifter diesem Ursulinerkloster noch über das auch in Geld 1000 fl. dargegeben, damit solchen aufgenommenen christlichen Bräuten, so lange sie im Stifte noch weltlich herumgehen, die Kost unentgeltlich verabreicht werde, wie dieses der § 7. des Stiftbriefes mit mehreren enthält.“ Den § 7. citirt der Magistat alsdann wörtlich.

Das Legat des edlen Stifters reichte zum Bau wohl nicht hin; jedenfalls boten die so generösen Stände dazu hilfreiche Hand. Hoff meldet, dass das Kloster von jenen Quadersteinen erbaut wurde, die von der 1629 errichteten Bastei beim Vicedomante abgenommen und den Klosterfrauen geschenkt wurden.

Der aus afrikanischen Marmor im römischen Stile hergestellte Hochaltar, sowie die sieben Statuen, die denselben zieren, sind wahre Meisterstücke der Sculptur, urtheilt Costa <sup>1)</sup> Aus jenem Prozesse zwischen dem Magistrate und Robba geht hervor, dass sowohl der Hochaltar und jedenfalls auch die Statuen vom genannten Meister herrühren. (Sieh p. 106.)

Unser Spaziergang durch die Stadt Laibach, wie sie vor 100 Jahren ausgesehen, ist hiemit beendet. Dabei schweifte unser Blick manchmal in noch viel frühere Zeiten zurück und streifte manches, auch vor 100 Jahren schon nicht mehr bestandene Gebäude. Im Vorbeigehen blieben wir zeitweise auch ein wenig bei der Betrachtung der patriarchalischen Lebensweise unserer Vorfahren stehen, ohne uns freilich mit den Bürgern Laibachs eingehender befasst zu haben. Die Darstellung ihres gesammten Lebens und Treibens behalte ich — (wie schon in der Vorrede gesagt wurde) — einem späteren Werke vor, falls übrigens meine vorliegende Arbeit eine günstige Aufnahme finden wird.

Zum Schlusse sei es mir nur noch gestattet, eine statistische Tabelle über die Population Laibachs im Jahre 1788 zu geben :

<sup>1)</sup> l. c.

Stadttheil	Häuser	Familien	Geistliche	Adelige	Beamte und Honoratiore	Bürger in der Stadt und Professionisten auf dem Lande <sup>1)</sup>	Bauern	Häuser, Gärten und sonst beim Nähr- und sonstigen Beschäftigungen	Zu anderen Städten und Orten	Das weibliche Geschlecht	Unter dem männlichen Geschlecht		Freunde <sup>2)</sup>	Summe der Population
											Verheiratete	Ledige und Witwer		
Innere Stadt	358	717	74	160	108	284	9	457	122	3183	581	1024	187	4787
Karlstädter-V.	27	39	—	—	—	5	10	32	1	93	40	30	4	163
Polana- "	33	198	3	1	7	21	17	171	33	481	182	215	9	868
St. Peters- "	155	336	11	7	11	51	50	227	37	823	272	381	14	1476
Kapuziner- "	66	97	77	4	16	36	4	77	28	325	78	236	27	639
Gradscha- "	83	200	3	7	10	20	7	187	28	564	171	229	—	964
Dorf Krakau	81	130	1	—	—	2	58	91	12	338	140	139	2	617
" Törnau	85	115	3	—	—	—	62	73	5	278	113	146	—	533
Summa	938	1832	172	179	152	369	217	1315	266	6085	1577	2390	243	10047

<sup>1)</sup> d. h. in den Vorstädten.

<sup>2)</sup> Diese kamen entweder aus Krain nach Laibach (Inländer) oder aus anderen österr. Provinzen (Ausländer) oder „aus dem Reiche“.

## I N H A L T.

Vorrede . . . . .	1
I. Anfänge der Stadt Laibach . . . . .	4
II. Befestigung der Stadt . . . . .	16
III Abtragung der Stadthore und Ringmauern . . . . .	31
§ 1. Der Alte Markt . . . . .	34
1.) Das Carlstädter-Thor . . . . .	34
2.) Zucht-, Spinn- und Arbeitshaus . . . . .	41
3.) Die St. Florianskirche . . . . .	45
4.) Die Pulverthürme . . . . .	48
5.) Die Rosaliacapelle . . . . .	49
6.) Die St. Jacobskirche . . . . .	49
7.) Das Knabenseminar . . . . .	51
8.) Die Mariensäule . . . . .	52
9.) Der Anatomiesaal . . . . .	56
10.) Das Wasserthor . . . . .	64
11.) Die Holzkammer . . . . .	65
12.) Der Rechen im Laibachflusse . . . . .	65
13.) Der Altenmarkt-Brunnen . . . . .	69
14.) Die Brodkammer . . . . .	72
15.) Die Trantsche . . . . .	73
§ 2. Der Hauptplatz . . . . .	76
1.) Das Rathhaus . . . . .	80
2.) Der Rathhausbrunnen . . . . .	92
3.) Der Bischofshof . . . . .	110
4.) Die Domkirche . . . . .	111
5.) Das Franciscanerkloster . . . . .	114
6.) Das Franciscanerthor . . . . .	117
7.) Das bischöfliche Seminar . . . . .	122
8.) Die Markthütten und das Niederlagshaus . . . . .	132
9.) Das Bürgerspital . . . . .	134
10.) Das Spitalthor . . . . .	138
11.) Die Schusterbrücke . . . . .	131
§ 3. Der Neue Markt . . . . .	134
1.) Das Burg- oder Vicedom-Thor . . . . .	136
2.) Das Vicedomgebäude . . . . .	137
3.) Das Landhaus . . . . .	138

4.) Das Auerspergpalais . . . . .	141
5.) Das Deutsche Haus . . . . .	142
6.) Das Deutsche Thor . . . . .	143
7.) Der Deutsche Platz . . . . .	144
8.) Der Schlossberg . . . . .	147
1.) Die Stadtreinigung . . . . .	152
2.) Die Beleuchtung der Stadt . . . . .	156
3.) Das Feuerlöschwesen . . . . .	163
IV. Die Vorstädte . . . . .	173
1.) Die Carlstädter-Vorstadt . . . . .	173
2.) Die Polana-Vorstadt . . . . .	176
3.) Die Peters-Vorstadt . . . . .	181
4.) Die Kapuziner-Vorstadt . . . . .	184
5.) Die Gradischea-Vorstadt . . . . .	208
Statistik der Einwohner vor 100 Jahren . . . . .	211



### Berichtigung.

Bei Kürzungen, die an dem anfänglich viel weitläufigern Manuscripte vorgenommen wurden, ist ein Satz stehen geblieben, der im jetzigen Zusammenhang nicht am Platze ist. Der fromme Spender des Kapuzinerklostergartens, Ferdinand II., starb erst 1637.